

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.2

■ ■ ■ ■
BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von Ulfes Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** • • •

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Gegenwärtig erscheint:

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Kulturgeschichtlich geschildert von **Johannes Scherr.**

Neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von **Hans Prutz.**

500 Seiten Text mit ca. 300 Abbildungen auf
Kunstdruckpapier und 50 Extra-Kunstblättern.

Vollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 30 Pf. = 36 Heller.

==== **Alle vierzehn Tage wird eine Lieferung ausgegeben.** ====



In dieser neubearbeiteten, durchweg mit zeitgemäß ausgeführtem Bilderschmuck gezierter Ausgabe von Johannes Scherr's berühmter „Germania“ bieten wir dem deutschen Volke ein Werk von hoher geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung, ein Buch, das bei jung und alt, in allen Kreisen und Ständen in seiner gegenwärtigen Gestalt mit Begeisterung aufgenommen werden wird. Jeder Deutsche, der für die fortschreitende Entwicklung unseres gesamten nationalen Lebens sich zu erwärmen vermag, wird in Scherr's „Germania“ eine unererschöpfliche Quelle edler Unterhaltung und vornehmen Genusses finden, indem er die deutsche Vergangenheit von frühesten Zeiten bis zur Gegenwart in markigen und fesselnden Schilderungen an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, indem er sich erfreut an den Schöpfungen der Künstler, deren bildliche Wiedergabe den reichen Text noch anschaulicher und anziehender macht.

Ein kerndeutsches Hausbuch von bleibendem Werte,
das noch künftige Generationen erfreuen und erheben wird.

==== **Man abonniert in allen Buch- und Kolportagehandlungen.** ====

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer billiger Ausgabe.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von **Dr. C. E. Bock**, weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Neu bearbeitet von **Medizinalrat Dr. W. Camerer**.

Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Farbtafeln.

In Halbfrauzband gebunden Preis 8 Mark.

Als ein unübertreffliches Muster klarer, leicht faßlicher und vollständiger Darstellung ist Professor **Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen** weltberühmt. In meisterhafter und umfassendster Weise wird in ihm die **gesamte Heilkunde** gemeinlich gemacht. Es verschafft dem Laien die zum Verständnis aller hygienischen und medizinischen Fragen unbedingt nötigen **naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse**, unterrichtet über den Bau des menschlichen Körpers und seiner Organe, sowie über deren Verrichtungen, erläutert die Ursachen der Krankheiten und deren Verlauf, gibt Ratschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen u. plötzlichen Erkrankungen, belehrt über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Verhütung von Krankheiten.

◀-j- Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. -j-▶

FEIGEN-KAFFEE SCHUTZ-MARKE

VON **ANDRE HOFER**

Kof.-Lieferant
SALZBURG-FREILASSING

ist anerkannt in jeder Beziehung
der **BESTE**
Kaffeezusatz.

Mit Andre Hofers Feigen-Kaffee



Wohlführlustiges Genussmittel!



**SALZBURGER
KAFFEE-
WÜRZE**

Andre Hofer,
Salzburg & Freilassing
Delikater,
aromareichster
KAFFEE-ZUSATZ



Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „Da haben wir den Salat!“ von F. Abt. (S. 82)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

== Bibliothek der ==
Unterhaltung
und des Wissens
==

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ~ sowie zahl-
reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1905. Zweiter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~
Union Deutsche Verlags-Gesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart



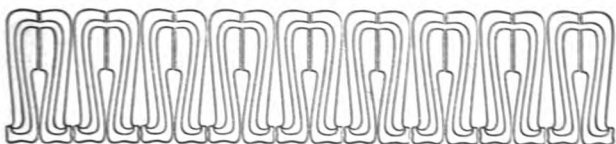
Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Die Briefe der Königin. Roman von Auguste Groner	
(Fortsetzung)	7
Da haben wir den Salat! Humoreske von H. Abt . . .	75
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Die französischen Strafkompagnien. Düstere Bilder aus dem Soldatenleben. Von E. Appenzeller	103
Mit 12 Illustrationen.	
Cesina de Falco. Römische Novelle von Woldemar Urban	119
Durch den bayrischen Wald. Eine Wanderfahrt von R. Hendrichs	167
Mit 8 Illustrationen.	
Freie Wahl. Novелlette von Friedrich Chieme	183
Aus den Kinderstuben der Vogelwelt. Eine naturgeschichtliche Plauderei von Loth. Brenkendorf . . .	200
Mit 8 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Wie eine Oper komponiert wurde	213
Neue Erfindungen:	
I. Asche- und Kehrtrichtschlucker	215
Mit Illustration.	
II. Haarkamm mit Reinigungsschiene	217
Mit Illustration.	
Aus dem Grabe	217
Ansteckung durch die Hände	218

	Seite
Geistesgegenwart	220
Jung-Japan in Waffen	221
mit Illustration.	
Der glückbringende Strick	223
Eine Spiegelfechtere	224
Merkwürdige Konservierungsmethoden	226
König Wilhelm I. und der Schauspieler	229
Die Probleme der Kleptomanie	230
mit 2 Illustrationen.	
Fürstliche Gehälter	233
Ein Bauerngericht	234
Aberglaube bei den Tieren	235
Allerhand Capeten	236
Der Garten des Kalifen	237
Ein Wink mit dem Spazierstock	238
Ein wunderliches Strafurteil	239
Sehr richtig	240





Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Die Stadt Pullman, nach ihrem Gründer so benannt und einzig nach Plänen des Architekten Bemann von der Pullman Palace Car Company unter der persönlichen Leitung Georg M. Pullmans*) erbaut, war 1886 etwa fünf Jahre alt, also eine noch recht junge Stadt, welche, der Arbeit und den Arbeitern gewidmet, dennoch durchaus nicht nüchtern wirkt. Hat doch ihr Gründer sie mit dem festen Willen entstehen lassen, den Arbeitern nicht nur möglichst gesunde, sondern auch schöne Wohnstätten zu bereiten. Der herrschende Baustil ist im allgemeinen eine Art Spätgotik. Es ist also ein wenig Romantik über diese moderne Ar-

*) George M. Pullman ist der Erfinder der nach ihm benannten, mit staunenswertem Luxus und Komfort ausgestatteten „Palastwagen“, welche auf den amerikanischen Eisenbahnen bei den vieltägigen, kaum unterbrochenen Fahrten den Reisenden je nach ihrer Einrichtung als Salon, Speise- und Schlafzimmer dienen.

beiterstadt ausgegossen, und wenn sie auch gerade keine reizvolle Umgebung hat, so gibt ihr doch der See, an dessen Ufer sie liegt, ein gewisses Gepräge, das ihr nicht übel ansteht. Sicher ist es, daß Pullman eine der gesündesten Städte des nordwestlichen Amerika ist und einen sehr regen Verkehr besitzt, denn sie liegt an der Illinois Central Railroad, einer der Haupteisenbahnlirien des Staates Illinois.

An einem heißen Tage um die Mitte des Juli 1886 stieg in der Station Pullman ein hübscher Mann von etwa dreißig Jahren aus. Er war sogar ein sehr hübscher Mensch, nur daß die Eleganz seiner Kleider und auch diejenige seines Wesens bei näherer Betrachtung ein wenig umecht wirkte.

Das fand auch der Beamte, welcher ihm die Fahrkarte abnahm. Er hatte Zeit zu solcher Betrachtung, denn es waren nur wenige Passagiere ausgestiegen. Der junge Elegant kam aus Chicago, das besagte seine Fahrkarte. Es war demnach nicht verwunderlich, daß er nur ganz wenig Gepäc bei sich hatte, denn Pullman ist sozusagen eine Vorstadt von Chicago; es ist nur etwa sechzehn Kilometer davon entfernt, und wenn der Rauch der Pullmanschen Schlote unangenehm wird, so behaupten scherzhaft aufgelegte Leute, daß es der Rauch von Chicago sei.

Über des jungen Mannes geringes Gepäc wunderte sich also der Bahnbedienstete nicht, wohl aber darüber, daß Frau Dorothea Taylor, die Besitzerin der schönsten Villa, die sich in den Fluten des Sees spiegelt, diesem jungen Manne, glücklich und errötend wie eine Braut, entgegeneilte und ihn in ihre Arme schloß.

„Ach John, lieber John, daß du doch endlich wieder einmal heimkommst!“ sagte sie tief aufatmend und schaute ihn an, wie eben nur eine Mutter ihr Kind ansehen kann.

Der Ankömmling nahm das Wiedersehen bedeutend ruhiger. Wohl küßte auch er die Wange seiner Mutter, aber von einer inneren Bewegung konnte dabei keine Rede sein. „Du hast doch den Wagen da? Es ist ja noch verwünscht heiß!“ hörte der Bahnbedienstete ihn sagen, als er mit der Dame an ihm vorüberschritt.

Er bemerkte dabei, daß Frau Taylor jetzt gar nicht mehr froh aussah. Ihre Augen glänzten nicht mehr, und ihre Lippen waren fest geschlossen.

Gleich danach fuhr der elegante Wagen der Taylors, der bis jetzt im Schatten einer Platane gehalten hatte, bis vor den Ausgang des Bahnhofgebäudes, und James, der Kutscher, zog den Hut. John bemerkte dies vermutlich nicht, wenigstens erwiderte er den Gruß nicht, half aber seiner Mutter in den Wagen, sprang dann selber hinein und winkte dem Kutscher zu fahren.

„Warum bist du denn selbst gekommen?“ fragte John Rustin barsch.

Seine Mutter sah ihn fast schüchtern an. „Ich meinte dir damit eine Freude zu machen.“

Sanfter fragte er nun: „Du siehst nicht gut aus. Du warst hoffentlich nicht krank?“

„So eigentlich krank wohl nicht, aber —“

„Nun?“

„Aber Kränkungen und Sorgen machen auch nicht gut aussehen.“

„Kränkungen! Na, das fängt gut an! Du hast mich wohl nur deshalb hierher berufen, um mir Vorwürfe zu machen?“

„Schrei doch nicht so!“

„Ah so — die Ohren da vorn brauchen nicht alles zu hören! Na ja, du hast recht. Also — was willst du eigentlich von mir?“

„Nichts, als daß du eine Weile zu Hause bleibst.“

„Ja, wozu denn? Du weißt doch, daß ich mich hier langweile.“

Seine Mutter fand es endlich doch notwendig, von ihrer sonst nicht geringen Energie einmal auch ihm gegenüber Gebrauch zu machen. Sie drückte seine Hand, mit der er herumgesuchtelt hatte, auf sein Knie nieder und sah ihn zornig an.

„Ruhe jetzt!“ raunte sie ihm zu. „Meinst du, ich will auch noch zum Gespötte der Diensthofen werden, wie ich längst schon ein Spielball in deinen Händen bin? Du wirst jetzt daheim bleiben, bis du wieder eine Stellung hast, denn ich bin nicht mehr in der Lage, dir heimlich auch fernerhin noch die Summen zu schicken, die man in New York braucht, um — sich nicht zu langweilen.“

John sah eine Weile verwundert in ihr bleiches Gesicht, dann dämmerte ein frivoles Lächeln in dem seinigen auf, und er zuckte die Achseln. Er hatte sie schon oft so aufbrausen sehen und begriff ja, daß sie mit ihm nicht zufrieden sein konnte, wußte aber auch, daß ihre Entrüstung niemals von Dauer war. Dieser Gedanke spiegelte sich so deutlich in seinem Gesichte, daß man ihn ohne weiteres herunterlesen konnte.

Frau Taylor tat dies denn auch. „Du wirst schon merken, daß es diesmal ernst ist,“ sagte sie leise und mit harter Stimme. „Ich muß heute noch mit dir unter vier Augen darüber reden.“

„Das wird ja ganz romantisch,“ spöttelte John, aber der Spott war nur auf seinen Lippen. Da ihm seine Mutter keine Antwort mehr gab, starrte er mißmutig auf den regungslosen Wasserspiegel des Sees hinaus, und seine Finger klopften nervös auf die plumpe silberne Krücke des sonderbaren Spazierstockes, den er zwischen den Knien hielt.

So legten die beiden schweigend den Rest der Fahrt zurück und atmeten beide erleichtert auf, als vor ihnen, wie in den See hineingebaut, ein weitläufiger Bau auftauchte, der seine mancherlei Türme und Steildächer noch über die hohen Bäume des großen Parks hinausstreckte.

„Also sei vorsichtig, denn Papa verträgt natürlich jetzt keinerlei Aufregung!“ mahnte Frau Taylor noch rasch.

John sah sie verständnislos an. „Warum verträgt er eben jetzt keine Aufregung?“

„Ja — weißt du denn nicht?“

„Was soll ich denn wissen?“

„Daß ihn der Schlag getroffen hat. Ich schrieb es dir doch. Es war Anfang Juni.“

Über des jungen Mannes Gesicht fuhr jäh eine tiefe Röte.

„Ich habe den Brief nicht erhalten,“ sagte er trozig.

„So?“

Das war alles, was Frau Taylor entgegnete.

Der Wagen hielt soeben vor dem weiten Hausflur, der, reichlich mit alten schönen Möbeln und Teppichen und Blumen versehen, eigentlich einem gemütlichen Saale glich. Nur die breite, sich dreimal wendende Treppe, welche von diesem Raume aus in das obere Stockwerk hinaufführte, widersprach diesem Eindruck, machte aber den hohen, lichten Raum nur noch eigenartiger und fast noch traulicher, denn man gewann sogleich die Vorstellung, daß er der Sammelpunkt aller Bewohner dieses reichen, schönen Hauses sei.

Auch jetzt war er nicht leer.

Als der Wagen anhielt, kam in sehr lebhafter Art ein hübsches junges Mädchen zum Vorschein, das John so sehr glich, daß man auf den ersten Blick wußte, die beiden seien Geschwister.

„Na, daß man dich wieder einmal sieht, du Schlingel!“ Mit diesen Worten und einem herzhaften Kuß empfing sie den Bruder, den sie seit mehr als einem Jahre nicht gesehen hatte.

India und John Austin, die Stiefkinder Robinson Taylors, litten entschieden nicht an übergroßer Sentimentalität.

John war auch bei diesem Wiedersehen sehr gemütsruhig, wenigstens hatte der Anblick seiner hübschen Schwester mit dem Zuge peinlichen Überraschtseins nichts zu tun, der sich jetzt in seinem Gesichte zeigte. Dieser Zug erschien erst darin, als Johns Augen die zusammengefunkenne Gestalt entdeckten, welche in dem gemüthlichsten Winkel der Halle in einem Lehnstuhl ruhte und ihm zuwinkte. Die Veränderung, welche mit seinem Stiefvater während dieses einen Jahres vor sich gegangen war, erschreckte selbst diesen gemüthsarmen Menschen.

Teilnehmender, als er sich jemals früher gegenüber Robinson Taylor gezeigt, eilte John jetzt auf ihn zu und beugte sich in fast herzlicher Weise über ihn. „Armer Papa, daß ich dich so finden muß!“ sagte er, und seine Stimme klang dabei wirklich bewegt.

Robinson Taylor nickte ihm trübe zu. „Ja, der Herrgott hat mich gefunden,“ entgegnete er mit einer Schärfe, die hoffentlich nicht ganz gegen den Allmächtigen gerichtet war, denn in dem Worte „gefunden“ lag ja die bittere Erkenntnis einer gewissen Strafwürdigkeit.

Das blühend schöne Mädchen, welches neben dem Kranken saß und den Heimgekehrten nur mit einem sanften Lächeln begrüßt hatte, war mit der Auslegung Taylors nicht einverstanden. Sie schüttelte energisch den Kopf und sagte geradezu ärgerlich: „Onkel, so mußt du nicht reden! Es hat keinen Sinn, etwas, das nur

eine Prüfung ist, als eine Strafe auszulegen. Es hat ja niemals einen besseren Menschen gegeben als dich. Meine Eltern haben das schon immer gesagt, und mir hast du es ja auch bewiesen."

Sie senkte nach diesen Worten ihren Kopf bis zu den kraftlosen Händen des Kranken nieder und küßte eine nach der anderen so zart und innig, wie man etwas Heiliges küßt.

"Jane, du regst den Onkel auf!" sagte Frau Taylor, die Hut und Handschuhe in einer Weise von sich getan hatte, welche dafür sprach, daß sie selber auch aufgeregter sei. Auch noch anderes sprach dafür. Sie stieß mit ihrem Schirm den wunderschönen Bernhardinerhund von sich, der jetzt zu ihr kam und der John mit einem Knurren begrüßt hatte. Frau Taylor hatte keine Sympathie für Barry, wie ihr auch die Anwesenheit seiner Herrin, der hübschen Jane, schon aus dem einen Grunde lästig war, weil Jane ihre Tochter Lydia an äußeren Reizen entschieden übertraf.

"Jedenfalls ist Jane deine glühende Verehrerin," scherzte John, sich zu dem Kranken wendend, dabei aber die liebliche Erscheinung des Mädchens nicht aus dem Auge lassend. Ernster werdend setzte er hinzu: "Und gewiß ist sie es, die dich am besten pflegt."

Über Taylors faltig gewordenes Gesicht flog ein Lächeln, während er leise sagte: "Sie ist einfach ein Engel."

"Ja, das ist Fräulein Jane," mischte sich da eine klangvolle Männerstimme ins Gespräch, und der stattliche blonde Mann, der mit stummem Gruß an Frau Taylor und Lydia vorbeigegangen war, beugte sich ohne weiteres zu dem Kranken nieder und suchte dessen Puls.

Er nickte dabei ebenso ungeniert Jane zu, die sich, leicht errötend, erhoben hatte.

„Bleiben Sie nur. Ihre Gegenwart tut immer gut, und zwar nicht nur unserem Patienten,“ bemerkte er, und seine Augen ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, wem Janes Gegenwart noch gut tue.

„Ich fühle mich heute weniger frisch,“ klagte Taylor.

„Wundern Sie sich darüber? — Die Erwartung dieses Herrn — es ist doch Ihr Stieffohn? — mußte Sie ja selbstverständlich aufregen, aber wenn er Sie hübsch in Frieden läßt, wird sein Hiersein keinerlei Schaden bringen.“

„Herr!“ fuhr John entrüstet auf.

Doktor Stanhope blickte gleichmütig zu ihm hinüber.

„Was wünschen Sie?“

„Ich — ich bin einfach verblüfft über Ihre Art.“

„Das waren schon mehr Leute. Es tut nichts. Wenn Sie es gut meinen mit Ihrem Stiefvater, dann meiden Sie ihn möglichst. Die Verschlimmerung seines Zustandes ist durch die Nachricht von Ihrer Entlassung herbeigeführt worden. So kann ihm also Ihre Gegenwart keine große Freude sein. — Fräulein Jane, haben Sie die Tropfen verdoppeln müssen?“

„Nein. Der Puls blieb immer genügend stark.“

„Und wie stand es mit dem Appetit?“

„Onkel hat heute ein halbes Huhn und ein ganzes Glas Sherry zu sich genommen.“

„Nun, das ist schon eine Leistung.“

So redeten sie noch eine gute Weile weiter, damit dartuend, daß nichts und niemand derzeit ihr Interesse in Anspruch nahm als der Kranke, der ihren schließlich scherzhaften Bemerkungen befriedigt lauschte. Tut es doch jedem Kranken wohl, wenn er merkt, daß die Heiterkeit noch Raum an seinem Lager hat.

Dorothea Taylor, bemerkend, daß John nicht recht wisse, was er eigentlich beginnen solle, winkte ihm, und

gleich danach gingen sie aus der Halle in den Garten. Wenn aber der junge Mann gemeint hatte, daß das Kommende freundlicher sein werde als das soeben Erlebte, so hatte er sich geirrt.

Die erste Frage, die seine Mutter an ihn richtete, war die, wie es zugegangen sei, daß ihr Brief ihn nicht erreicht habe.

„War er eingeschrieben?“ fragte er, und sein Blick nahm einen lauernden Ausdruck an, den sie nicht bemerkte, denn sie war soeben damit beschäftigt, die Spitze ihres Armsels von den Dornen einer Rosenranke zu befreien.

„Nein, es war ein einfacher Brief,“ antwortete sie.

Da verlor sich seine leise Unruhe. „Solche Briefe gehen oft verloren,“ meinte er leichtthin. „Wie oft hast du mir denn seit meinem Geburtstag geschrieben?“

Seine Mutter dachte ein wenig nach. „Nur zweimal seit dem ersten Mai. Meinen Brief von voriger Woche hast du aber erhalten?“

„Wäre ich sonst hier?“

„Wie unfreundlich du redest!“

„Jetzt höre aber auf, Mama! Ich bin doch kein Kind mehr, das ewig schmeicheln kann, ich bin doch ein erwachsener Mensch.“

„O ja, du bist gewachsen, bist mir über den Kopf gewachsen.“

„Wozu diese Bitterkeit?“

„Ja, auch diese ist überflüssig. Du hast ja kein Herz mehr für mich —“

„Ach ja, ich hab' schon noch ein Herz!“ sagte er ungeduldig. „Aber reden wir doch lieber von etwas anderem. Also wann ist Taylor erkrankt?“

„Anfang Juni. Ich begreife noch immer nicht, warum dir gerade dieser Brief nicht zukam.“

„Ich habe mehrmals die Wohnung gewechselt. Das war ja auch der Grund, weshalb ich dich schließlich ersuchte, mir postlagernd nach New York zu schreiben. Darum habe ich dich übrigens schon im April gebeten. Hättest du es getan, so wäre dein Brief nicht verloren gegangen. Weiß denn Ralph davon, daß Taylor einen Schlaganfall hatte?“

„Warum interessierst du dich dafür? — Nein, er weiß es nicht. Dein Stiefvater hat es mir verboten, es ihm mitzuteilen.“

„Merkwürdig!“

„Es hatte seinen guten Grund. Und du kannst ihn gleich wissen,“ fuhr Frau Taylor leidenschaftlich fort, „du weißt dann auch, warum du deine bisherige Lebensführung nicht mehr fortsetzen kannst. Also gib acht. Dein Stiefvater will nicht, daß Ralph heimkomme. Aber er käme sofort, wenn er wüßte, daß sein Onkel so krank ist. Deshalb hat Robinson mit großer Mühe unserem Notar eine Vollmacht, die Ralph begehrte — es handelt sich um den Verkauf seines Bergwerkanteils —, in die Feder diktiert und hat mit noch viel größerer Anstrengung eigenhändig seinen Namen darunter und unter einen Brief gesetzt, den ich schreiben mußte. Ich durfte darin von seinem Kranksein nichts erwähnen, mußte Ralph sogar raten, in Chile zu bleiben, denn —“

„Nun? Warum stockst du?“

„Denn wir haben Ursache, seine Heimkehr zu fürchten.“

Die Frau atmete schwer. Ihr Sohn schien es nicht wahrzunehmen; der schleuderte einen Käser fort, der sich auf seinem Armel niedergelassen hatte.

„Du fragst nicht einmal, weshalb wir wünschen müssen, daß Ralph nicht komme?“

Jetzt schaute John auf, gerade in die unruhig blickenden Augen seiner Mutter hinein. „Habt ihr

etwa Grund, zu wünschen, daß er überhaupt nicht mehr heimkommt?" fragte er langsam und mit schwerer Betonung.

Die Frau erbehte. „Bist du von Sinnen?" sagte sie heiser. „Woran denkst du? Jetzt, eben jetzt soll er nur nicht kommen, bis sein Oheim wieder gesund ist und wieder arbeiten kann. Zu Ende dieses Jahres wird Ralph sechsundzwanzig Jahre alt."

„Was hat denn das mit Ralphs Heimkehr zu tun?"

„Sehr viel. Denn da wird er Rechenschaft verlangen, und wenn dein Stiefvater wieder gesund wird und die Börse besuchen kann, dann wird es ihm vielleicht möglich, Ralphs Vermögen bis dahin —"

„Ah — jetzt verstehe ich! Taylor senior hat seines Mündels Geld verspielt," höhnte John, wurde aber dabei sehr bleich. Jetzt mußte er, warum ihm seine Mutter zuletzt kein Geld mehr gesandt hatte, und daß sie ihm fürderhin auch keines mehr geben könne.

„Ja, John — wir haben nichts mehr, gar nichts mehr!" sagte Frau Taylor, ihren Sohn schein betrachtend. „Der Boden, auf welchem du stehst, das Haus, in welchem wir wohnen, einst Robinsons Eigentum, sie sind rechtlicherweise nicht mehr sein. Er ist" — die Frau knirschte mit den Zähnen — „ein Ehrenmann; er hat gutgemacht, was noch gutzumachen war, und hat alles, was ihm blieb, auf Ralphs Namen schreiben lassen."

„Also mit einem Wort: ihr seid Bettler?"

„Ich sagte es dir ja schon."

„Wieviel hat er verloren?"

„Anderthalb Millionen Dollars von Ralphs Erbe, dazu sein eigenes Geld."

„Und du hast gar nichts für dich auf die Seite bringen können?"

„Habe ich nicht genug schon für dich verbraucht?“ seufzte sie.

Er lachte nur höhnisch. „Wahrlich eine Bagatelle gegen das, was der Alte verspielt hat.“

„Um Gottes willen — nicht so laut!“

„Ah, soll man mich doch hören! Ich soll sparen, ich, den du zum Genießen erzogen hast, dem du nie etwas versagtest, dem du heimlich immer zustecktest, was der andere offen und vor aller Welt verlangen durfte. O, ich weiß, warum ich Ralph hasse, diesen Duckmäuser, der mir überall im Wege steht und der immer nur deshalb keine Lust zum Gelbtausgeben hat, weil er alle Taschen davon voll hat.“

„John, John — so komm doch zu dir!“ flehte die arme Frau.

Er lachte ihr jedoch nur ins Gesicht. „Zu mir kommen, soll ich? O, ich bin schon bei mir. Ich rede ja in einem fort von mir. Du hast mich doch dazu erzogen, daß ich immer nur an mich denke; für dich und für mich hat es nie einen anderen Willen gegeben als den meinigen. Um meinetwillen hast du diesen Taylor geheiratet, denn du hofftest, daß er viel dümmer sei, als er es tatsächlich ist, meintest, daß ich fortan in Saus und Braus leben könne. Aber da hast du dich geirrt. Zur Arbeit hat mich der Alte gezwungen; Schreibsklave habe ich werden müssen, und eingebildet hat er sich noch etwas darauf. Und weil ich dies Leben hasse, habe ich mich natürlich bei meinen Chefs unmöglich gemacht, denn die verstehen ja auch nichts, als Geld verdienen. Ich aber, ich will es ausgeben und — stehe nun vor dem Nichts! Daran ist nur der alte Narr da drinnen schuld.“

Geifer vor Wut hatte Rustin das alles hervorgesprudelt und fuchtelte dazu wie ein Verrückter mit den Händen herum.

Seine Mutter war auf eine Bank gesunken und starrte ihn entsetzt an. Das also war ihr Sohn, ihr verhätschelter Liebling, um dessentwillen sie diese zweite Ehe mit einem ungeliebten Manne eingegangen war, um dessentwillen sie tausend Unwürdigkeiten begangen, tausend Lügen gesagt hatte, mittels deren sie von ihrem Gatten Geld erpreßte, damit John so leben konnte, wie es ihm gefiel!

Heiße Scham und heißes Leid erfüllten sie, aber sie hütete sich, ihn in ihr wundes Herz schauen zu lassen, denn nun mußte sie es mit voller Sicherheit, daß er nur Hohn und wieder Hohn für sie haben würde.

„Ist unsere Unterredung schon zu Ende?“ spöttelte er.

Sie sah ihn noch einmal traurig an. „Ich will jetzt nicht mehr mit dir reden.“

„Du hast mich aber doch deshalb hierher gerufen!“

„Ich meinte, daß es gut sei, wenn du alles wüßtest, und wenn wir beisammen wären in den Tagen des Zusammenbruches.“

„Den doch ich nicht herbeigeführt habe. Der alte —“

„Rede nicht so von deinem Stiefvater!“

„Mir scheint, du willst ihn noch entschuldigen?“

Frau Taylor nickte. „Ja,“ sagte sie mit fester Stimme, „du kannst auch noch das Letzte wissen. Ich selbst bin in ihn gedrungen, im Börsenspiel sein Glück zu versuchen. Ich wollte, daß sein Geld sich vermehre, damit du und auch Lydia einmal reich, sehr reich sein würden. — Nun — er hat verspielt! — Du bist ja selber ein Spieler,“ fuhr sie bitter lächelnd fort, „so weißt du es, daß man nimmer loskommt, wenn man einmal begonnen hat. — So, jetzt weißt du alles!“

„Nämlich, daß eigentlich du an allem schuld bist, und daß ich mir jetzt erst recht auf eine andere Weise helfen muß.“

„Auf was für eine andere Weise?“ stammelte, bis in die Lippen erblaffend, Frau Taylor und faßte krampfhaft ihres Sohnes Hand.

John schüttelte sie rauh ab und lachte kurz und verlegen auf. Dann stürzte er davon.

Niemand hatte an Johns Anwesenheit eine Freude. Er war gegen seine Schwester ungezogen und seiner Mutter gegenüber eifrig kalt und von so ironischer Höflichkeit, daß ihr seine Gegenwart zur Qual wurde. Jane, deren Gesellschaft er in einer Weise suchte, welche ein feinfühliges Mädchen als Beleidigung empfindet, entzog sich ihm dadurch, daß sie ihren Onkel fast gar nicht verließ. John aber mied den Kranken, wo er konnte.

Jane meinte, daß er dies tue, weil Doktor Stanhope ihn ja ohne alle Umstände von jenem fortgewiesen hatte; in Wahrheit blieb John seinem Stiefvater deshalb fern, weil dieser jetzt jede Bedeutung für ihn verloren hatte.

Ein flüchtiger Gruß am Morgen, einige Fragen nach seinem Befinden, die Taylor ebenso oberflächlich beantwortete, als sie gestellt waren — und ihr Verkehr war für den Tag abgetan.

Meist hockte John zur heimlichen Befriedigung aller Hausgenossen am Seeufer unten und angelte, und seine Mutter, die ruhelos von Zimmer zu Zimmer schritt und nichts mit sich anzufangen wußte, fragte sich hundertmal des Tages, wozu sie ihn eigentlich hergerufen habe. Sie hätte ihm ja die bittere Nachricht ebensogut brieflich zukommen lassen können, denn das vom Beisammensein, wenn die Katastrophe einträte, war ja überhaupt nur ein Vorgeben gewesen.

Erstens war Ralph erst zu Ende dieses Jahres

berechtigt, Rechenschaft über das vormundschaftliche Wirken seines Oheims zu verlangen, und zweitens hatte sie es schon vor ihrer Unterredung mit John gewußt, daß dieser ihr nie ein Tröster und noch viel weniger eine Stütze sein werde.

Ach nein, sie hatte ihn nur gerufen, weil sie die Sehnsucht nach ihm nimmer erträglich fand, weil ihr Herz nach ihm geschrien hatte, dieses Herz, das jetzt noch mit ebenderselben krankhaft gesteigerten Liebe an ihm hing wie zu den Zeiten, da er als kleines Kind in ihren Armen gelegen.

Soeben hatte sie ihm wieder vom Fenster ihres Zimmers aus mit sehnsüchtigen Blicken nachgeschaut, wie er, das Angelzeug in der Hand, zum See hinabging. Es war bereits Mittag, aber John hatte sie noch nicht aufgesucht.

Sie seufzte. Es ist so unsäglich traurig, zu lieben, wo man nur Gleichgültigkeit oder vielleicht noch Schlimmeres findet.

Als Frau Taylor die geliebte Gestalt nicht mehr sehen konnte, verschwand aller Glanz aus ihren Augen, gleichgültig sah sie, wie Jane mit Barry aus der Halle trat und sich dem Stalle zuwandte.

Von dort holte Jane immer um diese Zeit frischgemolkene Milch für ihren Patienten. Auch jetzt funkelte sein silberner Becher in ihrer Hand, die sie, mit dem Hunde spielend, lebhaft bewegte. Raschen Schrittes auf den breiten Weg einbiegend, der hinter Hecken zum Stalle führte, wurde sie plötzlich aufgehalten.

Barry, den sie am Halsbande führte, wollte nicht weitergehen, sondern bellte und vertrat ihr den Weg.

„Dummes Tier — wie es lärmt!“ dachte Frau Taylor an ihrem Fenster oben und wollte schon etwas hinunterrufen — aber sie tat es nicht. Sie fing zu

zittern an, erblaßte bis in die Lippen und starrte entsetzt, als sei ein Gespenst da unten aufgetaucht, auf den jungen Mann, der soeben unter dem Seitenpförtchen des Gartengitters zum Vorschein kam, und auf welchen Barry in wilden Sätzen zustürmte.

Auch Jane eilte aufgeregt auf ihn zu. „Ralph! Du bist da! Ach, wie schön das ist!“ rief sie und streckte ihm die Hände entgegen.

„Nun, Jane, wie geht's in Bullman?“ fragte der Ankömmling lustig.

Da zuckten ihre Finger in den seinen, und aus dem frischen, reizenden Gesichte war alle Freude verschwunden.

Besorgt schaute er ihr in die Augen, in denen Tränen standen. „Ja, was ist dir denn nur?“

„Ach, Ralph, ich muß dir Trauriges mitteilen.“

„Was denn?“

„Der Onkel ist — ist —“

„Doch nicht tot?“ unterbrach er sie tief bestürzt.

„Nein, lieber Ralph, aber sehr leidend. Er verbietet es, es dich wissen zu lassen. Der Schlag hat ihn getroffen.“

„Mein Gott!“

„Beruhige dich nur. Doktor Stanhope sagt, daß Onkel wieder gesund werden wird. Nur darf er nicht aufgeregt werden, auch nicht freudig aufgeregt, das begreifst du doch?“

„Gewiß.“

„So werde ich ihn also auf dein Kommen erst vorbereiten, ehe du dich ihm zeigst.“

„Natürlich.“

Ralph war das Herz plötzlich schwer geworden. An der Angst, die ihm völlig den Atem nahm, ermaß er erst, wie teuer ihm der war, den er als einen gesunden, robusten Mann verlassen und den er nun in einem gewiß recht traurigen Zustande wiederfinden sollte.

„Wohin gehst du?“ rief er seiner Schwester nach, die sich nicht nach dem Hause hin wandte.

„Milch hole ich ihm. Ich habe Weisung von Stanhope, Onkels Diät genau zu regeln. Du mußt also jedenfalls warten, bis er seine Milch getrunken hat.“

Ralph ließ sich, weil er ja nicht wußte, ob er die Halle betreten dürfe, auf einer der Bänke nieder, welche umherstanden.

Frau Taylor befand sich nicht mehr am Fenster. Die war, als sie Ralph mit Jane im Gespräche sah, aus dem Zimmer geeilt. Gleich danach tauchte sie in der Halle auf.

Ihr Gatte saß, wie dies noch immer, seit er das Bett verlassen durfte, der Fall war, von Kissen gestützt, müde in seinem Lehnstuhle.

Als er sie eintreten sah, erhob er ein wenig den Kopf und nickte ihr zu. Er hatte sie einst aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet. Von der Leidenschaftlichkeit war jetzt wohl nichts mehr vorhanden, aber lieb hatte er sie noch immer, die sein Hauswesen in so praktischer und dabei so vornehmer Weise leitete und die ihm stets eine angenehme Lebensgefährtin gewesen.

Freilich war eine gewisse Bitterkeit gegen sie in ihm entstanden, seit er so tief im Unglück saß.

Aber er war klug genug, es einzusehen, daß sie durchaus nicht allein an der furchterlichen Lage schuld sei, in welcher er sich befand. Es war eben die alte Eva-geschichte — und er war der Adam gewesen.

Nein, Robinson Taylor war nicht ungerecht. Wohl zürnte er ihr und tat dies mit Recht; er war aber noch grimmiger auf sich selber und — ebenfalls mit Recht. Sie war für ihn keine Schuldige, nur eine Mitschuldige, und solchen gegenüber ist man immer mild gestimmt, gar wenn man sieht, daß sie leiden.

Und das war bei Dorothea Taylor sichtlich der Fall. Heute sah sie zum Erbarmen aus. Ach ja — an John konnte sie gar keine Freude haben! Wenn er gewußt hätte, wie er von beiden schon seit langem geradezu schamlos belogen und betrogen wurde!

Er reichte seiner Frau, als sie in so nervöser Art auf ihn zukam, die Hand hin. „Liebe Dorothea, du nimmst alles zu schwer!“ sagte er. „Freilich auch mich hat es niedergeworfen, aber, du wirst es schon sehen, ich komme wieder empor, und ich werde nach und nach hereinbringen, was — — Ah, lassen wir das. Ich bin nur froh, daß George Pullman nach wie vor mein guter Freund ist. Mit seiner Hilfe reiße ich mich schon heraus, und muß ich auch schließlich einmal, es sind ja noch Monate dahin, Ralph beichten, so wird schon viel gutgemacht sein, und er kann ja warten, bis ich ihm schließlich alles wieder zurückzahlen kann. Wir selbst freilich werden sehr bescheiden leben müssen.“

Robinson Taylor war sichtlich stolz darauf, daß er seiner Frau schon ein Zukunftsprogramm vorlegen konnte. Es hatte ihn beschäftigt, seit er wieder klar denken konnte. Erwartungsvoll schaute er seine Gattin an. Aber er sah kein Zeichen von Zustimmung. Sie sah immer gleich ängstlich und verstört aus.

„Hast du mich nicht verstanden?“ fragte er.

Jetzt lachte sie schrill auf. „Zu spät, Robinson, zu spät,“ raunte sie ihm zu. „Du wirst nicht Zeit haben zu all den schönen Dingen.“

„Warum?“

„Weil Ralph schon da draußen sitzt.“

Sie war nun doch unvorsichtig gewesen. Vielleicht hatte sie ihn auch schon für stärker gehalten, als er war. Jedenfalls merkte sie, daß auch er buchstäblich vor Ralph zitterte.

„Jetzt, jetzt ist er da! Das ist entsetzlich!“ würgte Taylor mühsam hervor, und schon glänzten Schweißperlen auf seiner Stirne.

Rasch wischte Frau Taylor sie weg und flüsterte ihm zu: „Sei stark. Sag ihm nichts. Ich werde trachten, daß er bald wieder geht.“

In demselben Augenblick trat Jane in die Halle, und Barry sprang hinter ihr drein.

„Onkel,“ rief sie dem Kranken zu, „ich bringe dir nicht nur die Milch, die du folgsam trinken mußt, ich bringe dir auch eine Freude.“

Damit stellte sie den Becher vor ihn hin, merkte aber gleich, daß er wieder eine Aufregung gehabt hatte. Vermuthlich hatte ihm seine Frau, die soeben die Halle verließ, wieder über John etwas vorgeklagt.

Robinson Taylor aber war ein tapferer Mann. Er hatte sich schon wieder gefaßt. Er griff nach dem Becher und schlürfte langsam die Milch. Dazwischen setzte er ab und fragte lächelnd: „Von was für einer Freude redest du denn?“

„Nun, denk einmal nach. Wenn ein lieber Brief gekommen wäre!“

„Von wem denn? Etwa von unserem Südamerikaner?“ scherzte der Kranke mühsam.

„Wie gut du raten kannst! Aber wenn er nun gar nicht geschrieben hätte, sondern —“

„Sondern?“ Taylor richtete sich auf, als ob ihm eben ein Licht aufginge. „Ist er vielleicht gar —“

Er redete nicht weiter, aus dem einfachen Grunde, weil der Hals sich ihm wieder zusammenschnürte.

Jane deutete sich seine Erregtheit aufs beste. „Freilich ist er schon selber da!“ lachte sie vergnügt. „Darf ich ihn dir holen?“

Taylor nickte. Zu mehr reichte seine Kraft nicht.

Als eine Minute später sich Ralph über ihn beugte und seinen grau gewordenen Kopf und seine faltig gewordenen Hände küßte, da brauchte er auch nichts zu reden.

Ralph selber verbot es ihm. „Bleibe ruhig, Onkel! Bleibe ganz ruhig! Ich hatte einen riesigen Schrecken, als ich gerade vorhin erst erfuhr, daß du krank gewesen bist. Aber jetzt, siehst du — jetzt habe ich keine Sorge mehr um dich. Du siehst ja schon wieder recht gut aus.“

So plauderte der junge Mann, und sein Gesicht drückte Freude und Zufriedenheit aus.

Jane war hinausgegangen. Die beiden hatten sich vielleicht allerlei zu sagen. Es war wohl auch so, aber sie redeten von dem Wichtigsten nicht.

Ralph wollte den Kranken nicht aufregen mit der Erwähnung der Geschehnisse in Copiapó, und Robinson Taylor verschloß das Bekenntnis, das er am besten sogleich gemacht hätte, sorgfältig in seinem Innern. Einige Augenblicke lang saß es ihm wohl auf der Zunge, aber als er die herzliche Liebe so deutlich aus seines Neffen Augen schauen sah, da fand er nicht den Mut, sich um diese Liebe zu bringen.

Ralph war also wieder daheim, aber er fühlte sich nicht mehr so behaglich wie sonst, obwohl Manil, der am nächsten Tage mit dem Gepäck eingetroffen war, eifrig für ihn Sorge trug. Es war alles so ungemütlich, es herrschte eine so seltsame Spannung in diesem Hause, in welchem er während seiner Studienjahre so frohe Ferien verlebt hatte.

Da war Onkel Robinson so herzlich gegen ihn gewesen, und jetzt — das machte wohl die Krankheit — wich er dem Alleinsein mit ihm sichtlich aus. Er hatte

gar nicht mehr so wie einst das Bedürfnis, ihm gute Ratschläge zu geben, ihn in seiner humorvollen Weise nach seinem Tun und Lassen auszufragen. Immer war irgend jemand beim Onkel; an ein ordentliches Fachgespräch war gar nicht zu denken. Der Arme war ganz von seinem Leiden in Anspruch genommen, und doch war er entschieden auf dem Wege der Besserung. Doktor Stanhope selber hatte es Ralph gesagt, daß Mr. Taylor in kurzer Zeit wieder der alte sein könnte, wenn er sich nur nicht so gehen ließe.

Auch bei seiner Tante hatte Ralph bald eine große Veränderung gemerkt. Nicht daß sie kühler war, als sie ihm gegenüber es eigentlich immer gewesen — o nein, sie bemühte sich sehr um ihn, sie machte ihm sogar in jener geschmacklosen Art den Hof, wie dies gar oft Mütter tun, welche ihre Töchter verheiraten wollen. Die Sache war gar zu durchsichtig, und deshalb zog sich Ralph eilig zurück, denn er hatte an Lydia nie mit einer anderen Neigung gehangen, als mit der sehr oberflächlichen, wie sie zu ihrem Verwandtschaftsgrad paßte.

Bei seinem Rückzuge machte er zweierlei interessante Wahrnehmungen: erstens, daß Frau Taylor sein Verhalten mehr tragisch auffaßte, als daß sie beleidigt davon gewesen wäre, und zweitens, daß Lydia herzlich froh war, als ihre Mutter endlich aufhörte, sie Ralph bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten in den Weg zu schieben.

Und einmal — Ralph war noch nicht drei Wochen im Hause — sagte Lydia ihm ganz offen: „Gott sei Dank, daß du mich nicht magst, und daß Mama dies endlich bemerkt! Sie hat es jetzt aufgegeben, mir zuzureden, ich solle lieb zu dir sein. Aber nicht wahr, das war ich nie? Es wäre auch zu charakterlos gewesen, denn —“

„Nun, India, denn —?“ fragte Ralph, belustigt von diesem Geständnis, und hielt ihre Hände fest.

Sie sträubte sich noch ein Weilchen, dann warf sie den Kopf energisch zurück und sagte: „Nun, du kannst es ja wissen! Bob Warren aus Pullman drüben — du kennst ihn ja — und ich sind einig, daß wir uns heiraten werden. Da werde ich doch dir nicht süße Augen machen.“

„Ganz richtig. Du bist ein Prachtmädel! Fast beneide ich Bob Warren. Was ist denn aus ihm geworden?“

„Noch nicht viel, nicht so viel wenigstens, daß er um Robinson Taylors Mädel werben kann. Er ist Ingenieur bei Pullman. Aber er wird es schon weiter bringen, und ich kann warten.“

Ralph und India waren nach diesem Gespräche die besten Freunde. Mit seiner Schwester Jane hatte er sich immer gut gestanden, nicht so ganz mit John, der gar so leicht gereizt und dann bitter war.

Nach etwa vier Wochen hatte Ralph genug von dem, was er mit einigem Rechte Heimat nennen durfte. Er dachte immer öfter und immer sehnsüchtiger an Europa und an eine, die jetzt dort weilte, an Lavinia Gerald. Er hatte sie während seiner Studienzeit in New York kennen gelernt, wo er eifrig den Verkehr mit dem Ehepaare gepflegt hatte. Nach Gerald's Tod war er mit Lavinia im Briefwechsel geblieben, und dies mußte ihr nicht unangenehm gewesen sein, denn sie hatte seine Briefe regelmäßig und sehr sympathisch beantwortet, und so war es bald zu einer wahren Herzensneigung zwischen ihnen gekommen.

Lavinia und Ralph hatten sich erst durch diesen Briefwechsel so recht kennen gelernt, und ein dritter im Bunde war Deronge.

Am 15. August erhielt Ralph dessen Depesche aus Belgrad. Sie brachte Sorge und Seligkeit mit.

Es mußte etwas ihm Feindliches geschehen sein, aber er sollte Lavinia auch wiedersehen. Diese zwei Gedanken kreuzten sich immer wieder in seinem Kopfe. „Je eher Sie zu L. kommen, desto besser.“ Er las das hundertmal und wäre am liebsten sogleich abgereist, allein den Brief Deronges mußte er doch noch abwarten.

Diese Frist dünkte ihm endlos. Er lachte sich selber aus über seine Nervosität. Er mußte ja auch erst wissen, wann ein Schiff abging. Auf den Flügeln der Liebe kommt man ja doch nicht nach Europa.

Bald nach Empfang der Depesche ging er in die Halle hinunter. Sie war jetzt nicht mehr der ausschließliche Aufenthaltsort Robinson Taylors. Er war so weit genesen, daß er sogar schon das Haus verlassen konnte. Auch heute war er fort, nach Bullman war er hinübergefahren, um sich — Ralph hielt das für eine Marotte — dort mit Hilfe seines Freundes Bullman eine neue Stellung zu schaffen. Aber John Austin war in der Halle. Er lag, die Füße auf dem Tisch, in einem Schaukelstuhl und las.

„Sind das schon heutige Zeitungen?“ fragte Ralph.

„Ja. Was interessiert dich denn so?“

„Die Abfahrtszeiten der Europafahrer.“

„Willst du reisen?“ sagte in diesem Augenblick Frau Taylor. Sie war eben in die Halle getreten, und Ralph kam es vor, als ob ihre Stimme einen freudigen Klang habe.

Er bejahte.

„Du Glücklicher!“ seufzte John. „Ich bin noch nie übers Meer gefahren.“

„Wie willst denn du an Europa denken?“ bemerkte

herb lächelnd seine Mutter. „Wenn man der Sohn armer Leute ist —“

„Armer Leute?“ Ralph war bei ihren Worten vor Verwunderung fast starr.

Frau Taylor mußte, daß sie unüberlegt gesprochen habe, aber sie hatte Geistesgegenwart, sie nützte die unüberlegten Worte aus. „Wir wollten es dir ja verschweigen,“ begann sie leise, „warum dein Onkel in solch elendem Zustande war. Seine Nerven konnten eben das Unglück, das ihn an der Börse getroffen hat, nicht ertragen. Ja, Ralph, wir sind arm geworden. Dein Oheim muß wirklich neuen Verdienst suchen.“

„Jetzt? In seinen alten Tagen?“

„Es muß sein.“

„Kann er denn nicht von mir —“

„Darüber werden wir später einmal reden,“ sagte sie nervös, „auch mußt du uns dein Wort geben, daß du es den Onkel nicht merken läßt, daß du nun sein Unglück kennst.“

„Aber Tante!“

„Dein Wort darauf! Er ist ja so leicht aufgeregt. Es kann jetzt das geringste sein Tod werden. Du reifest doch ganz sicher?“

Wie dringlich, wie angstvoll sie war! Ralph, noch ganz verwirrt von dem soeben Gehörten, gab ihr sein Wort, zu schweigen, und sagte es ihr auch als ganz sicher zu, daß er und zwar schon in den nächsten Tagen abreisen würde.

Einem schönen Impuls folgend, trat er auf John zu und legte ihm beide Hände auf die Achseln. „Alter Junge,“ sagte er herzlich, „du sehnst dich danach, endlich einmal Europa zu sehen. Komm mit mir, sei mein Gast! Nicht in dem Sinne, daß du — nun, sagen

wir, daß du immer an mich gebunden bist — nein, ganz frei sollst du drüben sein. Onkel wird dir und mir, was wir zum Reisen brauchen, kurzerhand von dem Gelde anweisen, das aus Copiapó für mich angekommen ist. So ist die Sache rasch erledigt. Du kannst dich in aller Ruhe für diese Reise ausrüsten, falls du nicht sogleich mit mir fahren willst, und drüben treffen wir dann, wenn dir das angenehm ist, irgendwo zusammen. — Tante, meinst du nicht, daß es ihm Freude machen wird?“

Die letzten Worte kamen fast verlegen heraus, denn Ralph konnte sich seines Vatters Benehmen nicht erklären. Zuerst hatte John ihn verständnislos angestarrt, dann hatte er die Farbe gewechselt. Hohe Röthe war ihm ins Gesicht gestiegen, und dann war er wieder blaß, beängstigend blaß geworden. Dann wollte er reden, aber eine große, den Umständen gar nicht angemessene Aufregung hinderte ihn daran.

Frau Taylor fiel Ralph schluchzend an die Brust und stammelte: „Du bist so gut, so gut! Das werde ich dir nie vergessen! Natürlich ist John glücklich über deinen Vorschlag und nimmt ihn mit Freuden an.“

„Das ist ja eine merkwürdige Aufregung in diesem Hause!“ dachte Ralph, während er sich sachte aus den Armen seiner Tante frei machte und mit dem Vorgeben, er müsse sich nun über die Abfahrt der Schiffe orientieren, mit etlichen Zeitungen die Halle verließ. —

Einige Tage später ließ er Manil ganz ernstlich packen; Deronges Brief war angekommen, und am 30. August ging ein sehr gutes Schiff von New York, welches Dover anlief.

Auch Frau Taylor stellte sich ihm mit wirklicher Freundlichkeit zur Verfügung und suchte aus seinen

vielen, überall ausgebreiteten Sachen zusammen, was er für die Reise nötig hatte.

„Was ist denn in diesem Fläschchen?“ fragte sie, eine kleine Phiolo zur Hand nehmend. „Brauchst du das?“

„Ja — bitte, lege es ganz oben hin. Ich muß es gleich finden können.“

„O, du medicinierst?“

„Ja.“

„Was fehlt dir denn? Es ist uns allen schon aufgefallen, daß du nicht gut aussehst.“

„Soll ich dir's wirklich sagen? Ihr seid alle so seltsam aufgeregt, daß —“

„Nun, rede nur.“

„Man hat in Copiapó versucht, mich zu vergiften.“

„Mein Gott!“

„Zum Glück für mich hat mein mir unbekannter Feind sein Geschäft nicht verstanden.“

„Dein dir unbekannter Feind? So weißt du nicht, wer —“

„Nein. Ich weiß nur, daß ich den Menschen wirklich nicht kenne. Ich habe nämlich den elenden Kerl gesehen. Er ist mir völlig fremd.“

„So sage mir doch mehr von dieser unheimlichen Sache.“

Da erzählte er ihr von den Mordanschlägen, denen er nur mit knapper Not entgangen war.

Frau Taylor war entsetzt, und es dauerte lange, bis sie sich so weit gefaßt hatte, um die begonnene Arbeit zu Ende führen zu können.

Schließlich aber war doch alles, was Ralph mitnehmen wollte, untergebracht und nur noch seine Schirme und Stöcke waren in die dafür bestimmte Lederhülle zu geben.

Er holte jene aus dem Schranke, und da fand sich unter seinen Stöcken auch einer von ganz absonderlichem Aussehen vor. Es war ein knotiger Pfefferrohrstock mit überlanger Zwinge und mit einem schwerfälligen Griff. Dieser stellte einen ruhenden Bergmann vor und war, nicht eben kunstvoll, aus massivem Silber geformt.

„Ah, du hast auch solch einen Stock?“ sagte Frau Taylor und wollte ihn zu Ralphs Schirmen legen.

Aber er nahm ihn ihr aus der Hand und stellte ihn zur Seite. „Auch?“ sagte er dabei. „Solch einen Stock kannst du noch nicht gesehen haben, denn dieser nicht übermäßig hübsche Artikel ist erst in diesem Sommer von einem Fabrikanten in Copiapó in den Handel gebracht worden, und weil er charakteristisch ist in seiner Plumpheit, und weil ich dabei war, wie die ersten dieser Figürchen aus der Gußform kamen, habe ich mir auch einen gekauft. Du kannst ihn gelegentlich verschenken.“

Darauf reichte er Frau Taylor einen Regenschirm, den sie in das Schutzleder einschlug, wonach sie bald Ralphs Zimmer verließ. —

Eine Stunde später wollten die beiden Mädchen nach ihren Zimmern gehen, die im ersten Stockwerke lagen. Sie mußten dabei die Halle passieren, woselbst soeben Robinson Taylor, der auch noch nicht lange zu Hause war, erstaunt Johns Bericht über den großmütigen Antrag Ralphs anhörte.

„Was? Er reißt und er nimmt dich mit?“ rief Lydia ein wenig neidisch aus.

Jane, mit allerlei Paketen beladen, war schon auf der halben Treppe. „Nun komm nur und fasse dich,“ sagte sie lächelnd, „wir müssen uns ja noch zu Tische umkleiden.“

Sie ging weiter. Lydia lief ihr nach. Sie kamen beide gleichzeitig im Stockwerke oben an.

Da tönte ein Doppelschrei durchs Haus.

„Was ist denn nur?“ stammelte Taylor erschrocken emporfahrend.

Im selben Augenblick betrat Ralph die Halle. Auch er hatte den Schrei gehört. „Was gibt es denn?“ fragte auch er, dann eilte er seinem Vetter nach, der, immer drei Stufen auf einmal nehmend, zu den Mädchen hinaufkrannte.

Oben lag Frau Taylor in tiefer Bewußtlosigkeit auf dem Boden. Sie war gerade vor Johns Zimmer niedergesunken.

Deffen Thür war offen.

Frau Taylor war also vermutlich in diesem Zimmer gewesen.

fünftes Kapitel.

Als Ralph, der sich sofort auf den Weg gemacht hatte, um Doktor Stanhope aus Bullman herüberzuholen, mit diesem in der Villa ankam, fanden sie Frau Taylor schon ziemlich erholt vor. Aus der Energie, mit welcher sie jede Art von Beistand zurückwies, schloß der Arzt, daß die Dame wieder vollkommen über ihre Kräfte verfüge, und zog sich gern aus ihrem verfinsterten und stark parfümierten Schlafzimmer zurück. Starke Parfüme waren Frau Taylors Leidenschaft, sie verstand es, sich selbst solche zu bereiten. Das hatte sie im Verlaufe ihrer ersten Ehe gelernt.

Raum war der Doktor gegangen, wurde John zu seiner Mutter gerufen und blieb reichlich eine Stunde hindurch bei ihr.

Lydia hatte auch mit ihm zur Mutter gehen wollen, aber diese hatte sie sogleich gebeten, sie mit John allein zu lassen, und so ging denn das junge Mädchen sehr

getränkt, aber auch sehr besorgt, denn trotz der Dämmerung, welche in dem Zimmer herrschte, an dessen Fenstern die grauen Seidenvorhänge zugezogen waren, hatte Lydia es sehen können, wie unheimlich blaß ihre Mutter war.

Lydia wußte es ja ganz genau, daß John den besten Platz im Herzen ihrer Mutter einnahm, und wiewohl sie selber kein übergroßes Zärtlichkeitsbedürfnis besaß, tat ihr dies doch weh, heute mehr als sonst, denn sie spürte, daß irgend etwas Bedeutungsvolles da drinnen vorgehe und daß sie aus dem Vertrauen der Mutter ausgeschlossen sei.

Sie konnte sich nicht enthalten, während der langen Unterredung, welche die beiden miteinander hatten; ein paarmal an dem Schlafzimmer ihrer Mutter vorüberzugehen, denn es war ihr so bang, so ganz eigentümlich bang zu Mute, daß sie nirgends Ruhe fand.

„Ach,“ dachte sie, „John meint es nicht halb so gut mit ihr wie ich, und er ist doch ihr alles, während ich —“

Sie kam mit diesem Satz nicht zu Ende. Sie stand in einer der tiefen Fensternischen des Korridors, der die Zimmer des ersten Stockwerks miteinander verband, und schaute von dorthier nach der Thür hinüber, hinter welcher Mutter und Sohn beieinander waren; da tat sie diese Thür auf, und John trat heraus. Als er die Thür sachte hinter sich geschlossen hatte, blieb er eine Weile stehen und starrte gerade vor sich hin. Wie bleich er war, wie sein Gesicht sich verzerrte! Wie häßlich, wie unheimlich der hübsche John sein konnte!

Seiner Schwester lief es kalt über den Rücken. Sie war froh, als er endlich ging, als die Thür seines eigenen Zimmers sich zwischen ihm und ihr befand.

Sie brauchte eine ziemlich lange Zeit, um sich zu

fassen, dann dachte sie mit erneuter Angst an ihre Mutter. Sie schlich sich zu deren Zimmer und horchte dort ein Weilchen. Es war ihr, als höre sie leises Weinen. Sie pochte. Man gab ihr keine Antwort. Da drückte sie auf die Klinge. Es war ihr jetzt ganz gleich, ob sie willkommen war oder nicht.

„Mama — Mama!“ schrie sie geängstigt auf, dann lief sie zu der vor einem Sessel Kauernden hin und umschlang sie. Frau Taylor leistete keinen Widerstand. Sie ließ sich von Lydia emporheben und zu dem Sofa führen.

Dort kniete Lydia vor ihr nieder und murmelte: „So sag mir doch, was ist denn nur geschehen?“

Frau Taylor sagte jedoch nichts. Nicht ein einziges Wort kam über ihre krampfhaft geschlossenen Lippen. Aber sie preßte ihr Gesicht in Lydias dichtes Haar und weinte, weinte so herzerreißend, daß Lydia vor Mitleid fast verging. Und da fand das herzengute Kind, trotzdem es nicht mußte, worüber es trösten sollte, dennoch so liebe Worte, daß Frau Taylor nach und nach ruhiger wurde.

„Darf ich bei dir bleiben, Mama?“ bat Lydia, als ihre Mutter den Kopf erhob und sie mit müden, verweinten Augen ansah.

„Ja — bleib, bleib wenigstens du bei mir,“ sagte Frau Taylor mit zitternder Stimme.

Bis in die späte Nacht hinein blieb Lydia bei ihrer Mutter, so lang, bis bei dieser die Müdigkeit über die Erregung siegte.

Als Lydia sich dann leise aus dem Zimmer schlich, hatte sie das Bewußtsein, daß wohl der Körper ihrer Mutter bei ihr gewesen war, daß aber deren Seele bei John geweilt hatte.

In dieser Nacht schlief Lydia mit recht bitteren Empfindungen ein.

Erst gegen fünf Uhr Abends sah Jane John Rustin aus dem Hause gehen. Er trug, wie gewöhnlich, sein Angelzeug und wandte sich dem See zu.

Aber diesmal hatte er auch einen Stod mitgenommen. Jane wunderte sich ein wenig darüber, denn da John ohnehin genug zu tragen hatte, konnte er den Spazierstod gar nicht benützen.

Etwa eine Stunde später stieg ein Wetter am Himmel auf. Jane saß am Fenster und beobachtete interessiert die Vorgänge in der Natur draußen. Sie konnte über die Bäume hinweg ein gutes Stück des Sees überblicken. Er lag jetzt ganz einsam da. Früher waren noch etliche Boote darauf zu sehen gewesen; sie hatten sich aber, als der Wasserpiegel anfang sich zu kräuseln, in Sicherheit gebracht.

Jetzt warf der See schon hohe Wellen; so stark bewegt war er, daß wohl keines der niedlichen Fahrzeuge, die ihn sonst belebten, diesen Wogenschlag ausgehalten hätte.

Und doch — ein Boot war immer noch draußen. Es kam von der Mitte des Sees her und hielt die Richtung nach der Villa ein.

Janes scharfe Augen wahrten, daß eine Person, ein Mann, darin saß. War es einer von ihren Verwandten? Onkel Robinson kam zuweilen mit einem Boot heim, aber an ihn dachte Jane nicht. Sie konnte es sich sehr gut vorstellen, daß der kränkliche Mann in diesem Wetter, das ja nicht plötzlich gekommen war, sondern sich langsam vorbereitet hatte, auf dem Landwege heimkommen werde. Wenn der tollkühne Schiffer also in die Villa gehörte, dann konnte es nur Ralph oder John sein.

Die junge Dame holte sich einen Feldstecher aus ihrem Schrank, und so wußte sie sehr bald, daß es John

war, der da draußen mit dem Winde kämpfte. Das Segel von Johns Boot war bis zum Bersten gespannt, und das kleine Fahrzeug sprang schier über das wütende Wasser hin. Zuweilen schien es, als sei es darin verschwunden, dann stand Janes Herz fast still, aber immer wieder richtete sich das Segel auf, und dann glänzten die Augen der jungen Dame, und ihr Mund lächelte, und sie hieß John einen wackeren Burschen. Kannte sie doch selber alle Tücken des Wassers und die hohe Lust, die der Kampf mit den Elementen gewährte, denn sie war selber auch eine tüchtige Bootlenkerin.

Bald hatte sie überhaupt keine Sorge mehr. Johns Boot, noch immer flott dahinsegelnd, verschwand schon hinter den Bäumen des Parkes.

Jane legte soeben den Feldstecher weg, als die Köchin eintrat und sie um noch einige Weisungen bezüglich des Diners bat, worauf hin Jane mit nach der Speisekammer ging und erst nach geraumer Zeit wieder in ihr Zimmer zurückkehrte.

Das Wetter war jetzt noch viel schlechter geworden. Der See schien zu kochen, und auch in den Park war ein wildes Leben gekommen. Die Bäume schüttelten wie in Wut ihre Äste, und als erst ein dichter Regen niederprasselte, und der Donner fast unaufhörlich zu rollen begann, herrschte ein wahrhaft ohrenbetäubender Lärm.

Jane stand, von dem großartigen Naturspiel angezogen, noch lange am Fenster, da sah sie zu ihrer Verwunderung, daß John jetzt erst heimkam.

Was mochte ihn veranlaßt haben, so lange im Freien zu bleiben? Er war völlig durchnäßt, das bemerkte Jane. Aber sie bemerkte noch etwas: John kehrte ohne seinen Stock heim.

Das Diner hatte diesmal nur vier Teilnehmer: Jane, Onkel Robinson, Ralph und John.

Letzterer war gesprächiger denn je. Falls er aber für heiter gelten wollte, so gelang ihm die Rolle nicht; er war dazu zu schneidig und zu sprunghaft.

Ralph war mit seiner für morgen festgesetzten Abreise geistig so beschäftigt, daß er nicht viele Gedanken für anderes übrig hatte und mit seinem Onkel fast nur von seiner Europafahrt redete. So blieb für John eigentlich nur Jane zur Gesellschaft übrig, und da dieser einige Andeutungen seitens Indias zugekommen waren, aus denen sie schließen mußte, daß John an dem derzeitigen Zustande seiner Mutter schuld trage, war sie ihm gerade keine übermäßig liebenswürdige Gesellschafterin.

Als Jane die Tafel aufgehoben hatte, zog sie sich mit einem Buche in den Salon zurück, und die drei Herren gingen in das Rauchzimmer, welches sich nebenan befand. Bemüht, ihre Mißstimmung los zu werden, suchte Jane sich in ihre Lektüre zu vertiefen.

Aber dies wollte ihr heute gar nicht gelingen. Erstlich räumte die Dienerschaft weniger still als sonst den Tisch ab, und zweitens kam, als endlich im Speisesaal Ruhe herrschte, Onkel Robinson in den Salon, um ihr gute Nacht zu sagen.

Wie müde und wie übel er heute wieder ausah, der arme Onkel!

Am liebsten wäre Jane mit ihm zugleich hinausgegangen, aber das hätte nach Besorgnis ausgesehen. Deshalb unterließ sie es und blieb noch ein Weilchen bei ihrem Buche. Sie las jedoch nicht. Sie hielt das Buch ungeöffnet in der Hand und lauschte unwillkürlich auf das Gespräch im Rauchzimmer. Und nach und nach fiel es ihr auf, daß da über ein Thema ge-

redet wurde, für welches John für gewöhnlich kein Interesse hatte.

Die beiden redeten über ein chemisches Experiment. Sie sprachen sehr lebhaft darüber, und John redete lauter, als er sonst zu tun pflegte. Er mußte sehr angeregt sein.

„Daß dich die Sache in solchem Grade interessirt, hätte ich nicht geglaubt,“ hörte Jane ihn soeben sagen.

Ralph antwortete: „Aber gewiß! Und ich sage dir noch einmal, daß diese beiden Stoffe nie und nimmer eine Verbindung miteinander eingehen. Das kann ich dir übrigens sofort beweisen. Edward soll das Laboratorium beleuchten, und eine halbe Stunde später wirst du wissen, daß man dir einen Bären aufgebunden hat.“

„Nein, daß du so hitzig bist!“ sagte John.

„Es macht mir eben Vergnügen, dich von der Richtigkeit meiner Ansicht zu überzeugen, und überdies kommt mir ein bißchen Experimentieren gerade gelegen. Ich kann's nämlich nicht leugnen, daß ich schon am Reifeieber leide und mit dem Rest dieses Abends nichts mehr anzufangen gewußt hätte. So aber haben wir gleich etwas zu tun. Also komm!“

Im Rauchzimmer wurden Stühle gerückt. Gleichzeitig fragte der durch ein Glockenzeichen herbeigerufene Diener Edward an, was er zu tun habe, und ging eilig wieder, nachdem er die Weisung erhalten hatte, im Laboratorium Licht zu machen.

„Aber sofort kann ich mit dir nicht hinübergehen,“ sagte jetzt John. „Ich muß durchaus noch einen Brief beenden. Er soll heute mit dem Nachtschnellzug fort. In zwanzig Minuten aber bin ich drüben.“

„Gut. Bis dorthin habe ich schon einiges vorbereitet,“ erwiderte Ralph.

Während der letzten Bemerkungen gingen beide durch den Speisesaal. Jane konnte sie ganz gut sehen: das freundliche Gesicht Ralphs, das angenehme Anregung widerspiegelte, und das noch weit hübschere Gesicht Johns, der hinter seinem Better herging und unklugerweise nicht auf sich achtete. Denn Jane sah, daß um seinen schönen Mund ein ganz merkwürdig unangenehmes Lächeln spielte und daß seine Augen dabei starr auf Ralph gerichtet waren.

Ganz unwillkürlich erhob sie sich, nachdem sie diese Wahrnehmung gemacht. Es hatte sie ein unklares, peinliches Empfinden ergriffen.

Als sie so jäh aufstand, stieß ihr Sessel an die Kante des Tisches, neben welchem sie geseßen. Das hierdurch verursachte Geräusch ließ John zusammenfahren.

Eine Weile blickte Jane nach der Thür, welche sich hinter den beiden geschlossen hatte, dann ließ sie sich wieder nieder und schlug ihr Buch neuerdings auf.

Sie kam jedoch abermals nicht zum Lesen, denn Ralph kam zurück. Er hatte seine Zigarrentasche ver-
gessen.

Als er sie an sich genommen, ging er zu Jane hinein. „Willst du nicht lieber mitkommen?“ fragte er freundlich. „Ich meine, daß es noch immer besser ist, als so allein hier zu sitzen. Und mir wäre dieser letzte Abend in der Heimat freundlicher, wenn auch du ihn mit mir verlebtest.“

Jane zeigte sich gern bereit. „Ich hole mir nur ein Tuch,“ entgegnete sie, sich erhebend.

In diesem Augenblick kam Manil herein. Er erbat sich einige Weisungen bezüglich der morgigen Abreise und stellte auch noch eine Frage in Bezug auf die Voraussendung des Gepäcks.

„Da muß ich schon mitgehen,“ sagte Ralph, und sich Jane zuwendend, fuhr er fort: „Wartest du hier auf mich, oder treffen wir im Laboratorium zusammen?“

„Nein, hier,“ entschied die junge Dame und verließ mit Ralph und Manil zugleich den Salon, um sich nach ihrem Zimmer zu begeben. Es war ziemlich kühl geworden, und das Laboratorium befand sich etliche hundert Schritte weit von der Villa entfernt. Deshalb holte Jane sich eine Hülle. Sie war einigermaßen zu Erkältungen geneigt und fürchtete die Kühle in dem gewölbten Raum.

Schon ihr Vater hatte den hübschen Kuppelbau aufführen lassen, denn auch er hatte chemische Studien betrieben und hatte gern experimentiert. Und so oft Ralph auf Ferien hier gewesen war, kam das Laboratorium wieder zu Ehren.

Auch bei seinem diesmaligen Besuch hatte ihm das Experimentieren die Zeit gekürzt, und die beiden Mädchen, sowie auch John hatten ihm dabei zuweilen Gesellschaft geleistet.

Um welches Experiment es sich jetzt handle, wußte Jane nicht, denn Ralph sowohl als auch John hatten statt der Namen der zwei feindlichen Körper deren chemische Formeln zu ihrer Bezeichnung gebraucht.

Zimmerhin aber interessierte sie sich für das vorzunehmende Experiment, interessierte sich schon deswegen dafür, weil beide darüber so hart aneinander geraten waren.

Als Jane in den Salon zurückkehrte, war Ralph noch nicht wieder da. Es dauerte sogar noch eine geraume Zeit, bis er kam.

Endlich aber erschien er. Jane legte das Tuch um die Schultern, und dann gingen sie plaudernd hinunter.

Sie traten soeben aus der Halle, als der dunkle,

wolkenbedeckte Himmel sich jäh erhellte, und die Umrisse der Baumwipfel, hinter denen die Kuppel des Laboratoriums aufragte, klar sichtbar wurden. Ein Augenblick später ließ sich ein scharfes Klirren und Splintern vernehmen, das nach etlichen Sekunden ebenso rasch verstummte, als es entstanden war. Und auch die Helligkeit verschwand rasch wieder.

Jane stieß einen leisen Schrei aus und starrte ihren Bruder an; dann eilten sie, einander unwillkürlich an der Hand fassend, dem Laboratorium zu.

Sie hatten es fast schon erreicht, als ihnen ein Mann in größter Hast entgegenlief.

„John!“ schrie Ralph ihn an.

Da taumelte John gegen den nächsten Baum. Einen Moment lang war sein Gesicht zu sehen.

„Bist du verletzt?“ forschte Ralph, hastig an seinen Better herantretend.

John antwortete nicht.

„So rede doch! Bist du verletzt?“ fragte nun auch Jane, aber ihre Stimme war nicht eben weich.

Auch jetzt antwortete John noch nicht. Nur sein Keuchen war hörbar. Seine eiskalte Hand aber faßte rasch nach derjenigen Ralphs, denn dieser machte eine Bewegung, als wolle er auf das Laboratorium zueilen.

„Du bleibst, Ralph, du bleibst!“ schrie John jetzt heiser und setzte hinzu: „Willst du denn zu Grunde gehen?“

Er konnte nicht weiterreden, aber mit festem Griff hielt er seinen Better noch immer zurück.

Im Laboratorium war es wieder laut und licht geworden. Es war gerade so, als ob dort Teufel mit Lärm und Flammen spielten. Der ersten, stärksten Detonation folgten jetzt etliche kleinere, und je nachdem dort drüben ein chemischer Körper in Brand geriet, erhielten die

Flammen eine andere Farbe. Aber gar zu reich war das Laboratorium derzeit nicht ausgestattet, und da der Bau fast nur aus Bruchsteinen, Eisen und Glas bestand, fand das auf bis jetzt so räthelhafte Weise entstandene Feuer nicht viel Nahrung und erlosch endlich.

Natürlich war das ganze Haus alarmiert. Lydia hatte Mühe, ihre Mutter im Bette zu erhalten, und der arme alte Taylor war ebenfalls recht angegriffen.

Ralph nahm die Sache am wenigsten tragisch. Ähnliches war ja schon in vielen Laboratorien passiert. Er hatte Vormittags erst mit Knallgas experimentiert. Vielleicht hatte er das Gefäß, welches den gefährlichen Stoff enthielt, nicht vorsichtig genug aufgehoben. Vielleicht war das Gefäß umgefallen, und sein Inhalt durch Berührung mit der atmosphärischen Luft explodiert. Alles andere war dann natürlich die Folge der ersten Explosion.

Ralph machte sich also gar keine besonderen Gedanken über diesen Brand. Eine andere Persönlichkeit aber dachte, während der Schlaf sie floh, bis zum Morgen grauen über das immerhin gefährliche Ergebnis nach. Und das war Jane. —

Beim Frühstück war Frau Taylor wieder anwesend. Sie sah erbarmenswerth elend aus. Als aber Ralph, ihr das gestrige Vorkommnis schildernd, mit echter Herzlichkeit erwähnte, daß ihn John energisch davon abgehalten habe, sich dem Laboratorium zu nähern, und ihm damit wahrscheinlich Schlimmes erspart habe, leuchteten ihre Augen auf, und ein glückliches Lächeln verschönte ihr vergrämtes Gesicht.

Aber sie mußte sich gleich nach dem Frühstück wieder in ihr Zimmer zurückziehen, so schwach fühlte sie sich. „Führe du mich hinauf,“ sagte sie zu John.

Da stand plötzlich Jane zwischen ihnen. „Ent-

schuldige, Tante. Ich habe mit John Unaufschiebliches zu sprechen und bitte dich daher, ihn nicht lange aufzuhalten," sagte sie und sah dabei auch ganz so aus, als ob sie sich nicht abweisen lassen würde.

Frau Taylor schaute sie zornig an. John aber wandte sich ihr übertrieben artig zu und fragte ironisch, worauf sich dieses „Unaufschiebliche“ wohl beziehe.

„Das wirst du schon noch hören. Bei den Fuchsstenbeeten erwarte ich dich.“

Damit ging sie schon aus dem Saale.

Wenige Minuten später stand er ihr gegenüber. Die beiden hatten eine sehr erregte Besprechung. Namentlich Jane war so aufgereggt, daß ihre Stimme zitterte. John hingegen war ganz kühle Ironie.

„Du hättest das Zeug zu einer Romanschreiberin,“ entgegnete er ihr soeben.

„Wozu du das Zeug hast, das sage ich lieber nicht. Es tut mir nur leid, daß ich —“

„Daß du mir nichts beweisen kannst, schönste aller Cousinen. Ich möchte dich jetzt küssen, so reizend siehst du aus.“

„Wenn du mich anrührst, schlage ich dich ins Gesicht!“ drohte sie, und er konnte nicht daran zweifeln, daß sie diese Drohung ausführen würde.

Er nahm jetzt eine tragische Miene an. „Eigentlich müßte ich dich zur Rechenschaft ziehen, meine liebe Jane,“ begann er sehr ernsten Tones, „du bist ja noch sehr jung, aber ein Kind bist du doch nicht mehr, also mußt du für deine Worte einstehen. Wenn ich darauf bestünde, dürften dir Unannehmlichkeiten daraus erwachsen.“

„Wenn dir nicht noch größere Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, übstest du sicherlich nicht die geringste Rücksicht für mich,“ sagte Jane herb. „Laß also, bitte, die großen Worte sein, mir imponierst du damit nicht.“

Ich habe höchstens zu gestehen, daß ich Augen habe, die sehen, und Ohren besitze, welche gut hören, und einen Verstand, der just noch so weit reicht, einfache Schlüsse ziehen zu können.“

„Du willst mich also durchaus zu einem Mörder stempeln?“ fragte er mit einer Reckheit, über welche er später zitterte.

Jane preßte die Hände ineinander. „John — zwing mich um deiner selbst willen nicht, alles mit den richtigen Worten zu nennen. Es ist gut, wenn manches unausgesprochen bleibt. Ich fürchte in der That, daß du —“

„Ralph töten wolltest,“ vollendete John. „Aber Mädchen, sage mir nur auch, warum ich das hätte tun sollen? Ralph ist weder mein Nebenbuhler bei irgend einer Dame, noch kann ich jemals sein Erbe sein. Und für solch ein Ungeheuer wirst du mich wenigstens nicht halten, das mordet, nur um zu morden.“

Jane blieb stehen. Der grünliche Schatten der Bäume ließ sie beängstigend blaß erscheinen. „Nein, für solch eine Art Ungeheuer halte ich dich nicht,“ sagte sie mit heiserer Stimme und in einer Art, daß man ihr die Anstrengung des Redens anmerkte. „O nein, da müßtest du ja wahnsinnig sein. Aber du bist nicht wahnsinnig, du weißt ganz gut, was du willst. Ralphs Geld willst du und deshalb —“

Sie rang nach Atem. John stand dicht vor ihr. Seine Augen flammten, seine Brust hob sich unter schweren Atemzügen.

„Du hast eine richtige Verbrecherphantasie!“ raunte er ihr zu, und grimmiger Hohn drückte sich in seinem Gesicht aus.

Jane sah ihn groß an. „Ich?“ fragte sie.

Er biß die Zähne aufeinander und stampfte mit

dem Fuße. „Gut,“ fing er wieder an, „deine Verrücktheiten zugegeben — käme ich denn zu Ralphs Geld, wenn er — nimmer lebte? Für ihn ist doch ein anderer Erbe da.“

„Ja, ein alter kranker Mann,“ war des Mädchens bittere Entgegnung.

John schien jetzt in Nachdenken zu versinken. Dieses Nachdenken endete in einem sanften, schmerzlichen Lächeln. Er blickte dabei auf und schaute seine Cousine lange an.

„Warum du mich wohl so hassst?“ senfte er dann. „Du bist ja ganz geblendet von diesem Haß und ganz verwirrt, sonst würdest du vor dem Aussprechen dieses gräßlichen Verdachtes nicht vergessen haben, daß Ralph selber es vorschlug, das Experiment im Laboratorium zu machen. Du mußttest ja gehört haben, was er zu mir sagte.“

Jane lachte herb. „Dieses Vorhaben hast du ihm suggeriert. Ich habe nämlich auch gehört, was du vorher zu ihm gesagt hast.“

John ballte die Hände. „Du bist hartnäckig!“ rief er grimmig. „So gib doch acht. Habe ich denn nicht selber auch in das Laboratorium gehen wollen?“

Jane lachte hart. „Du bist aber nicht gegangen!“ raunte sie ihm zu.

„Zu Ralphs Glück kam auch ich später, als ich wollte, denn nur so habe ich ihn zurückhalten können.“

„Eines der Rätsel in dieser dunklen Sache,“ versetzte sie.

John gab sich jetzt wieder völlig unbefangen. „Ich glaube, du bist verrückt,“ spöttelte er, „du bist nicht ernst zu nehmen, und darum verzeihe ich dir, rate dir aber zugleich, mich sofort dem Gerichte anzuzeigen, wenn du wirklich meinethalben in deinem Gewissen beunruhigt bist.“

Wieder lachte Jane gereizt. „Du weißt sehr gut, daß ich den Onkel, den die Aufregung töten würde, und schließlich auch deine Mutter zu schonen habe. Auch müßte ich ja im Grunde gar nichts Positives gegen dich anzuführen.“

„Also um eines Nichts willen hast du mich zu dieser peinlichen Unterredung gezwungen?“ fuhr er sie scharf an. „Auf dieses Nichts baust du den großmächtigen Verdacht auf, den du mir ins Gesicht geschleudert hast? O Jane, in dieser Stunde habe ich alle Leichtfertigkeiten gebüßt, die ich je begangen habe, die dich aber noch lange nicht berechtigen, mich zu dem Abscham der Menschheit zu zählen.“

Seine Stimme zitterte jetzt. Er sah sehr angegriffen aus und so unfählich traurig, daß er ihr fast leid tat.

„Verzeih mir, wenn ich dir unrecht tat,“ murmelte sie.

„Wenn —“ wiederholte er bitter lächelnd.

Mit diesem Worte endete die seltsame Unterredung, denn Lydia kam ihnen entgegen und rief sie ins Haus. Der Wagen stand schon vor der Thür, und Ralph wollte Abschied nehmen.

Als sie zu ihm traten, zog Robinson Taylor eben seine Uhr aus der Tasche und rief: „Beeile dich, Ralph, es ist die höchste Zeit!“

„Laß mich nur diesen beiden noch die Hand drücken,“ lachte Ralph, und da trat Jane rasch auf ihn zu, und ihre Miene war sehr ernst. Man sah es, daß sie Wichtiges zu ihm reden wollte.

Aber sie kam nicht dazu.

John drängte sie zur Seite und war sehr heiter und sehr dienstbeflissen, bis sein Stiefvater dem Kutscher ein Zeichen gab und selber auch in den Wagen stieg, der sich schon in Bewegung setzte.

Eine Minute später rollte er auf der Landstraße dahin, eine große Staubwolke hinter sich lassend.

Jane und John waren die letzten, die ihm nachschauten.

Und als des Mädchens Augen dann mit denen Johns zusammentrafen, lächelte dieser sie an. „Meine Liebe, du hast ihn vor mir warnen wollen. Das wäre sehr unedel gewesen. Du weißt nichts Positives, und zur Ehrabschneiderei solltest du dir zu gut sein.“

Jane seufzte nur. Dann ging sie eilig ins Haus.

John folgte ihr langsam. Als er sein Zimmer erreicht hatte, verschloß er die Tür. Er kam an einem großen Spiegel vorbei, da blieb er stehen und betrachtete sich.

„Das war eine Leistung!“ sagte er zu sich selber. „Das macht mir der beste Schauspieler nicht nach, und doch haben sie mich in New York nicht auf die Bühne lassen wollen!“

Er schnitt eine Grimasse und verbeugte sich vor seinem Spiegelbild. Dann aber setzte er sich auf den nächsten Stuhl.

Er fühlte plötzlich eine große Abspannung.

Den ganzen Tag und auch noch den darauffolgenden kam er indessen nicht zu einer wirklichen Ruhe. Er mußte Jane bewachen.

Immer fürchtete er, sie ausgehen zu sehen, um einen Brief oder ein Telegramm nach Pullman zu bringen, aber es geschah nicht.

Am Nachmittag des nächsten Tages aber verließ das Zimmermädchen Vina zu ungewöhnlicher Zeit die Villa, und John wußte, daß sie knapp vor ihrem Weggang zu Jane gerufen worden war.

Vina hatte etwa die Hälfte des Weges nach der Stadt zurückgelegt, als sie angerufen wurde.

Sie wandte sich zurück und lächelte geschmeichelt, denn Herr John war ein Begleiter, den man sich schon gefallen lassen konnte.

Es wurde aber nicht so hübsch, als die leichtbewegliche Phantasie Lina's es sich in aller Geschwindigkeit ausgedacht hatte. John wollte sie gar nicht begleiten, der machte ein sehr ernstes Gesicht, als er näher an sie herantrat.

„Warum müssen Sie zur Stadt gehen?“ fragte er kurz.

Lina maulte ein wenig. „Fräulein Jane schickt mich hin,“ antwortete sie schnippisch.

„Was sollen Sie für Fräulein Jane besorgen?“

„Ein Telegramm soll ich aufgeben.“

„Ach, die Depesche an Herrn Ralph?“

„Ja, Herr Rustin. Aber bitte, halten Sie mich nicht auf. Das Telegramm soll rasch befördert werden.“

„Darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern, das ist meine Sache.“

„Hat das Fräulein Sie mir nachgeschickt?“

„Ich glaube gar, Sie wollen das Mustermädchen spielen, das sich vor Treue nicht zu helfen weiß.“

„Herr Rustin!“

„Liebe Lina, geben Sie augenblicklich das Telegramm her!“

„Fällt mir nicht ein.“

„Sie wollen also nicht bei Taylors bleiben?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich kenne zufällig ein Kapitel aus Ihrer Vergangenheit in New York.“

„Herr —“

„Rustin heiße ich. Aber es verschlägt Ihnen schon die Rede, wie ich bemerke. Also das Telegramm!“

Es lag schon in seiner Hand.

„Sie werden nichts sagen, Herr Rustin?“

„Daß Sie schon einmal wegen Diebstahl abgestraft worden sind? Nein — natürlich werde ich nur so lange schweigen, als auch Sie es tun.“

„O, ich werde sicher schweigen. Ich will ja jetzt ein ehrbares Leben führen.“

„Na, sehen Sie, wie rasch wir uns verstanden haben!“ sagte John lächelnd. Er nickte ihr, die ihn mit tränenden Augen anschaute, vergnügt zu und ging davon.

Natürlich las er, was Jane ihrem Bruder hatte mitteilen wollen, da stand: „Ralph Taylor, Hotel Continental, New York. Hüte Dich vor Jumi. Jane.“

John Rustin lachte laut auf. „Jumi“ — so hatte er selber sich genannt, als er noch im Rädchen ging, und Schokoladezigarren seine höchste Glückseligkeit waren.

„Hüte auch du dich, meine hübsche Jane, vor Jumi,“ murmelte er, indem er das weiße Blatt in winzige Stückchen zerriß.

Sechstes Kapitel.

In New York ging ein feiner Regen nieder.

Der Rechtsanwalt Doktor Neville war soeben im Begriffe, deshalb seinen Wagen zu bestellen, um nach seiner Kanzlei zu fahren, wohin er für gewöhnlich zu Fuß ging, als sein schwarzer Diener ihm Herrn Ralph Taylor meldete. Neville war ein vielbeschäftigter Advokat, aber für seinen Freund Ralph hatte er immer Zeit. Er stellte seinen Hut wieder hin, warf seine Handschuhe hinein und streckte seine gutgepflegten Hände dem Eintretenden entgegen.

„Willkommen, alter Junge! Hast du schon genug vom Süden?“

Mit diesen lebhaft gesprochenen Worten und einer sehr vergnügten Miene begrüßte Robert Neville seinen liebsten einstigen Studiengenossen.

„Vollkommen genug,“ antwortete Ralph. „Ich komme übrigens jetzt von zu Hause und bin auf dem Weg nach Europa.“

Die beiden Herren setzten sich.

„Schon wieder!“ lachte Bob Neville. „Ich schätze, daran ist Lavinia Gerald schuld.“

„Du hast recht. Um sie zu treffen, fahre ich hinüber.“

„So bist du noch immer verliebt?“

„Ich liebe sie!“ sagte Ralph in so einfacher, herzlicher Weise, daß Bob, der ihn gut kannte, daraus ersah, daß hier nichts weiter zu sagen sei.

„Na, da erklärt sich's ja, weshalb du es so eilig hattest, Chile zu verlassen,“ bemerkte er ruhig.

„Ich wäre auch ohne diese Ursache gern von dort gegangen.“

„Warum? Bekommt dir das dortige Klima nicht? Du siehst wirklich nicht besonders aus.“

„Das Klima hätte mir nicht geschadet, dafür aber die Menschen, das heißt ein bestimmter Mensch.“

„Was willst du damit sagen?“

„Man hat mir Gift gegeben.“

„Teufel! Wer denn?“

„Ein Unbekannter. Er saß neben mir bei Tische.“

„Ja, vergiftet man denn dort so zum Spaß?“

„Er hat es später noch einmal versucht, mich auf diese Weise aus der Welt zu schaffen, und ein drittes Mal hat er nach mir geschossen.“

„Das heiße ich konsequent zu Werke gehen. Bitte, weiter! Was ist sonst noch gegen dich unternommen worden? Was hast du sonst noch Merkwürdiges erlebt?“

„Nichts mehr — das heißt vor drei Tagen wäre ich abermals fast ums Leben gekommen.“

„Wie denn das?“

„In meinem Laboratorium entstand, kurz bevor ich es — etwas verspätet — betreten wollte, eine Explosion.“

„Zufällig?“

„Das weiß ich nicht. Auch mein Vetter John Rustin, der bei mir war, kann es sich nicht erklären.“

„Ihr kamt beide in Gefahr?“

„Nein — nur ich. Zu meinem Glücke hielt John mich zurück.“

Doktor Neville redete nicht weiter über diese Sache, erkundigte sich nach den Verwandten seines Freundes und noch nach allerlei und schien ganz von dem erst angeschlagenen Thema abgekommen zu sein, als er plötzlich ganz unvermittelt sagte: „Wie wäre es, wenn du eine Vertrauensperson zum Schutze nach Europa mitnähmest?“

„Wie meinst du das?“ fragte Ralph.

„Nun, Vorsicht kann nicht schaden.“

„Du meinst also, daß ich noch immer gefährdet sei?“

„Weißt du ganz sicher, daß du es nicht bist? Dein letztes Erlebnis scheint mir nicht ganz so harmlos zu sein, als du es ansehen willst. Du warst ja von jeher trotz aller Klugheit kein Menschenkenner und siehst rosenrot, wo andere schwarz sehen. Du bist ein reicher Mann und trotzdem noch immer ein Optimist und ein Idealist. Für dich existiert noch immer die Schlechtigkeit nicht, der wir gewöhnliche Menschen auf Schritt und Tritt begegnen. Du bist zwar auch ein sehr gelehrter Mann, aber daneben bist du doch ein Kind. Das hat dein Vater sehr richtig erkannt. Darum hat er dich ja auch dazu bewogen, die Übernahme deiner

Vermögensverwaltung freiwillig um ein paar Jahre hinauszuschieben. Nun bist du bald sechsundzwanzig Jahre alt, aber noch immer brauchst du jemanden, der statt deiner das Häßliche in deinem Leben sieht. Laß mich dir so jemanden auf deine Europafahrt mitgeben.“

„Aber Bob, was fällt dir ein!“ rief Ralph lachend aus.

„Etwas ganz Vernünftiges.“

„Also bevormunden soll ich mich sozusagen lassen?“

„Nein, nur bewachen.“

Ralph dachte eine Weile nach. „So ganz ungereimt ist dein Vorschlag nicht,“ sagte er endlich. „Aber wo finde ich so rasch jemanden, der für diesen Zweck paßt und dessen Persönlichkeit mir wenigstens nicht widerwärtig ist?“

Bob lächelte. „Ich habe schon eine bestimmte Persönlichkeit ins Auge gefaßt.“

„Nun ja, dein Beruf bringt dich wohl öfters mit solchen Leuten in Fühlung. Muß nicht sehr angenehm sein.“

„Ist doch zuweilen angenehm.“

Neville tat dann etwas, das seinen Freund ein wenig wunderte. Er stand auf und brachte ein Photographiealbum herbei, darin er ein Weilchen blätterte. Dann wies er auf ein Bild, auf das in Rabinettformat ausgeführte Vollbild eines eleganten jungen Mannes.

„Wer ist das?“ fragte Ralph.

„Die Person, welche ich zu deiner Sicherheit in deiner Nähe wissen möchte.“

„Aber das ist ja ein reizender Mensch, das heißt, sein Äußeres ist reizend.“

„Sein Inneres entspricht durchaus diesem Äußeren.“

„Er sieht wie ein junger Schauspieler aus.“

„Hat auch schon in mancher Tragödie ausgezeichnet mitgespielt.“

„Hat der Mann gesellschaftliche Formen?“

„Du kannst ihn getrost in jeden Salon führen. Er spricht fünf Sprachen, singt herrlich, beherrscht das Klavier meisterhaft und hat eine universelle Bildung von ungewöhnlichem Umfang. Dazu kommt noch die Gabe, jeden Typus darstellen zu können. Auch führt diese feine hübsche Hand jede Waffe. Ihr Besitzer hat die Universität von St. Bernard mit glänzendem Erfolge absolviert und sich dort den Doktorgrad erworben.“

„Was redest du denn? Die Universität von St. Bernard wird ja nur von Frauen besucht.“

„Nun, dieser junge Mann ist eben eine Dame, sie heißt Frau Doktor Ruth Wilkins.“

Ralph starrte verblüfft auf die Photographie. Diese schlanke Gestalt, dieser reizende Krauskopf und dieses feingeformte Gesicht mit dem energischen Ausdruck gehörten also einer Dame an? Und diese Dame sollte seine Reisebegleiterin werden und sollte ihn sozusagen beschützen und beschirmen! Er mußte laut auflachen.

Neville war nicht ein bißchen empfindlich. Er ließ Ralphs Heiterkeit sich austoben, klappte das Album zu und legte es zur Seite. Dann aber nahm er es noch einmal zur Hand. „Wenn sich deine Heiterkeit gelegt haben wird,“ sagte er ruhig, „können wir ja über diese Sache weiterreden. Wenn dir die Wilkins zu hübsch ist, könnte ich dir übrigens noch jemand anders empfehlen, nur ist es auch eine Frau.“

Er zeigte Ralph abermals ein Bild. Es stellte eine etwas starke ältere Dame von schlichtem, bürgerlichem Aussehen dar.

„Lieber nicht!“ sagte Ralph abweisend, nachdem er das Gesicht genau betrachtet hatte. „Wenn es schon ein Weib sein soll, dann ist mir natürlich die Frau

Doktor Wilkins lieber. Aber warum willst du mir denn durchaus ein Frauenzimmer aufhalsen? Wenn du mich nun schon als Baby behandelst, kannst du mir ebensogut einen Wärter mitgeben.“

„Eine Frau sieht viel harmloser aus. Und wenn du glauben solltest, daß die Wilkins etwa einen Flirt mit dir beginnen werde, so irrst du dich gründlich. Ruth Wilkins ist darüber hinaus. Die hat eine große Liebe, in der sie schrecklich enttäuscht wurde, begraben, und zum Liebeln besitzt sie kein Talent.“

„So ist ihr Liebster oder Bräutigam gestorben?“ fragte Ralph teilnahmvoll.

„Man hat ihren Mann — gehenkt, mit gutem Grund gehenkt,“ antwortete sein Freund trocken. „Wenn du Phantasie hast, kannst du dir jetzt beiläufig denken, warum Frau Doktor Wilkins just diesen Beruf ergriffen hat, nachdem sie drei Jahre hindurch ein vielbeschäftigter Frauenarzt gewesen ist.“

„Aus Haß gegen den Mann also?“

„Aus Haß gegen das Schlechte.“

„Das ist groß gedacht!“

„Gewiß, und es freut mich, daß ich dich dieser meiner besten Freundin, die leider niemandes, also auch meine Frau nicht werden will, empfehlen kann.“

„Sie befindet sich in New York?“

„Sie wohnt in der nächsten Straße.“

„Aber bedenke doch, sie ist eine auffallend hübsche Erscheinung. Wenn sie nun öfter in meiner Nähe auftaucht, wird man da die Sache nicht bald durchschauen?“

„Wenn es nötig ist, wird sie so subtil arbeiten, daß niemand etwas merkt. Andernfalls wird sie den, dem sie auf der Spur ist, einfach verblüffen durch ihr Spandeln. Meine einzige Sorge ist, ob sie Zeit für dich hat.“

„So ist sie viel beschäftigt?“

„Sie ist sehr gesucht, gerade wie die andere, die ich dir gezeigt habe.“

Wieder huschte ein Lächeln über Bobs Gesicht. „So ist diese auch tüchtig?“

„Genau so wie Ruth.“

„Und hat das Gute, daß man ihrem einfältigen Gesicht nichts davon ansieht,“ meinte Ralph nachdenklich. „Ob ich nicht doch lieber die Ältere mitnehme?“

„Wie du meinst.“

„Wie heißt sie denn?“

„Das kannst du selber lesen.“ Bob zog die Photographie aus dem Album und hielt Ralph ihre Rückseite hin.

Dieser las, was da in flotter Handschrift stand: „Ihre alte Freundin Ruth Wilkins.“ Er las es zweimal, dann wandte er das Blättchen um und überzeugte sich davon, daß er richtig die Photographie einer ältlichen, sehr harmlos aussehenden Frau in der Hand hielt.

„Unglaublich!“ sagte er. „Wie sieht sie denn nun aber in Wirklichkeit aus?“

„Das kannst du hoffentlich in zehn Minuten sehen,“ antwortete Bob vergnügt. „Mein Wagen steht noch unten.“

Er schrieb einige Worte auf eine Karte, kuvertierte und adressierte sie. Dann drückte er auf einen Taster, und der Schwarze steckte den Kopf zur Tür herein.

„Besorge das sofort. Jim sagt du im Vorbeigehen, daß ich sogleich wegfahren werde.“

„Sogleich“ fuhr man allerdings nicht weg, denn es fiel Neville ein, daß er noch rasch einige Weisungen in seine Kanzlei schicken müsse. Das war aber bald geschehen, und die Freunde fuhren dann in die nächste Straße.

Der Wagen hielt vor einem jener Häuserriesen, an denen die amerikanischen Großstädte so reich sind.

In der achten Etage hielt der Lift an, und Neville tippte an das Läutewerk einer Tür, an welcher ein silbernes Täfelchen angebracht war, auf dem in geschmackvoller Schrift „Dr. Ruth Wilkins“ zu lesen war.

Ein behäbiger Diener in einer Art einfacher Livree öffnete ihnen.

„Ist Doktor Wilkins zu sprechen?“ fragte Neville lächelnd.

„Für Sie und Ihre Freunde immer!“ antwortete der Diener mit etwas verschleierter Stimme und jener angenehmen Zutraulichkeit, welche treue Diener oft gegen die Freunde ihrer Herrschaft annehmen. „Nur,“ setzte er hinzu, „bitte ich im Salon etwas zu warten.“

„Gut. Wir finden schon allein hin, lassen Sie nur,“ sagte Neville sehr vergnügt.

Da verschwand der Diener in einem Nebenraume.

Das Vorzimmer, in welchem Ralph und sein Freund sich befanden, war ein großer, schöner Raum, an dessen Wänden etliche gute Stiche und Radierungen hingen.

„Siehst du, das ist ein Rubens,“ sagte Bob, „und hier ist eine Radierung nach Dürer.“

Eine Weile glitten Ralphs Augen über die Bilder, aber er hatte heute kein sehr lebhaftes Interesse für die Kunst, denn mitten in eine begeisterte Bemerkung Nevilles hinein fragte er: „Sollen wir nicht lieber in den Salon gehen?“

Bob unterdrückte ein Lächeln. „Also bitte, komm.“

Er öffnete die Tür zu dem betreffenden Zimmer.

Es war eher ein Arbeitsraum als ein Salon. Nahe dem einen Fenster stand ein Schreibtisch von respektablem Umfange, durchaus keiner der winzigen Damensekretäre, die von vornherein nur dazu bestimmt

scheinen, daß Liebesbriefe und überspannte Tagebücher darauf geschrieben werden.

Auch sonst wirkte der Salon ziemlich ernst. Da gab es nicht die hundert Kleinigkeiten, welche Frauen sonst so gern um sich haben und deren Sauberhaltung die Dienerschaft zur Verzweiflung bringt. Auch hier besorgten nur etliche gute Bilder und eine herrliche Phönixpalme den Zimmerschmuck.

„Na, dir ist ja ganz feierlich zu Mute,“ neckte Bob seinen ernst gewordenen Freund.

„Feierlich möchte ich's nicht nennen,“ entgegnete Ralph, „mir ist eher zu Mute, als ob ich bei einem Zahnarzt wäre.“

„Ein solcher bin ich nicht,“ sagte eine frische Stimme, und vor ihnen stand eine hübsche, hochgewachsene Frau, die ganz anders aussah, als Ralph sie sich nach den zwei Photographien, die er gesehen, vorgestellt hatte.

Die Tapetentür, durch die sie eingetreten war, schloß sich geräuschlos. Ruth Wilkins bot ihrem Freunde die Hand und begrüßte seinen Begleiter mit liebenswürdigem Lächeln. Dann ließ sie sich, ganz wie ein ordinierender Arzt, in den bequemen Armstuhl nieder, der vor dem mächtigen Schreibtische stand, und sagte, auf zwei andere Sessel deutend: „Nun, lieber Neville, was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen zu einer Stunde, in welcher Sie in Ihrem Bureau sitzen sollten?“

„Dieses Vergnügen verschafft Ihnen der Umstand, daß ich Ihnen meinen Freund hier vorstellen will, Ralph Taylor aus Pullman. Ich habe Ihnen zuweilen von ihm erzählt.“

„Ah, Herr Taylor! Sie sind mir in der That nicht mehr ganz fremd.“ Mit diesen Worten und einem freundlichen Lächeln reichte Frau Wilkins Ralph die Hand.

„Und jetzt wollen Sie wissen, warum ich mit Ralph hierher gekommen bin,“ bemerkte Neville, während die Herren sich setzten.

„Nun?“

„Ich möchte Sie für ihn interessieren.“

„Ist schon geschehen.“

„Er möchte mich Ihnen anvertrauen,“ sagte Ralph lächelnd. „Ich bin ein armer, von irgend jemandem verfolgter Mensch, der diesem Jemand augenscheinlich zu viel auf Erden ist.“

„O!“ sagte die Wiltins. Sie fing offenbar an, sich noch mehr für den Freund ihres Freundes zu interessieren. „Bitte, tragen Sie mir Ihren Fall vor,“ fuhr sie lebhaft fort. „Man stellt Ihnen also nach dem Leben?“

„Stellte — meine Gnädige, muß es heißen, und ich für meine Person nehme an, daß mir mein unbekannter Feind nicht bis übers Meer folgen wird, aber Bob ist nicht ganz dieser Meinung. Daher wirbt er für mich um die Gnade, Sie möchten mir als mein Schutzengel nach Europa folgen.“

„Ralph glaubt nämlich, trotzdem er schon fast sechs- undzwanzig Jahre alt ist, noch immer nicht an die Schlechtigkeit,“ setzte Neville seines Freundes Rede fort, „und da möchte ich jemanden bei ihm wissen, der —“

„Der so recht herzlich an das Dasein der Schlechtigkeit glaubt, der gar keine Illusionen mehr hat und den Leuten auf die Finger sieht.“

Die junge Frau hatte das alles voll tiefer Bitterkeit gesagt, und ihr Züge hatten sich dabei ganz verändert. Ihr Gesicht, noch soeben ruhig und von recht gemüthlichem Ausdruck, war scharf geworden, und aus ihren früher so lachenden Augen schaute grimmige Verachtung.

Aber wieder veränderte sich ihr Gesicht gar schnell, als sie sich Ralph entgegenneigte. Jetzt schaute sie ihn weichen Blickes an, und sehnsüchtig lächelnd sagte sie: „Wie glücklich Sie sind! Sie haben wohl noch nie einen Menschen so ganz verloren? Ihnen ist noch keiner gestorben, der für die anderen noch lebt?“

„Nein, Frau Doktor, dieses Schrecklichste ist mir noch nicht begegnet,“ antwortete Ralph ernst.

Die Wilkins war eine sonderbare Frau. Sie tat einen tiefen Atemzug, und dann sagte sie völlig geschäftsmäßig: „Ich soll Sie also nach Europa begleiten?“

„Es ist dies jetzt auch mein Wunsch, Frau Doktor,“ sagte Taylor sich verneigend, „nicht nur der meines Freundes Bob.“

„Reisen Sie allein?“

„Einstweilen nur mit meinem chilenischen Diener. In Oesterreich treffe ich dann mit Freunden zusammen.“

„Welcher Art ist Ihr Diener?“

„Manil ist treu wie ein Hund.“

„Ist das sicher? Solch ein Lob verdient selten ein Mensch.“

„Seit wann hast du diesen Manil? Die Chilenen sind nicht eben berühmt ihrer Charaktereigenschaften halber,“ warf Bob ein.

Die Wilkins lächelte herb. „Es gibt überall Schurken,“ sagte sie kurz. „Die Treue dieses Menschen ist bewiesen?“

„Für mich ist sie erwiesen. Er war mir immer ergeben, und er ist der Bruder eines Mädchens, das für mich gestorben ist. Außerdem hat er niemand mehr auf Erden als mich.“

„Dieser Manil also wird immer bei Ihnen sein?“

„Ja.“

„Und wann reisen Sie ab?“

„Morgen, am 30. August, geht der Schnelldampfer „Columbia“ nach Hamburg ab. Ich habe schon für mich und Manil Plätze genommen.“

„Müssen Sie unbedingt mit diesem Schiffe reisen?“

„Ich muß am 9. oder 10. September in Oesterreich, in Graz, sein.“

„Da kann ich nicht mit Ihnen reisen.“

„D!“

„Ich habe noch etliche Tage damit zu tun, einen übernommenen Fall abzuwickeln.“

„Und dann?“

„Dann bin ich frei.“

„Und wollen sich mir zur Verfügung stellen?“

„Gern. Ihre Angelegenheit und Sie interessieren mich.“

Die Wilkins redete nicht immer, aber doch sehr häufig so, wie sie dachte. Sie scheute sich gar nicht, es diesem hübschen jungen Manne ins Gesicht zu sagen, daß sie Interesse für ihn empfand. Sie dünkte sich mit ihren dreißig Jahren und ihrer entsetzlichen Vergangenheit uralt ihm gegenüber, und alte Frauen haben die Freiheit, alles sagen zu dürfen.

Ralph erzählte ihr nun auf ihre Aufforderung hin, was er in Copiapó erlebt hatte. Sie machte sich hie und da eine Notiz. In kurzer Zeit war sie über alles, was zu wissen nötig schien, orientiert, und die drei hatten ein Reiseprogramm festgesetzt.

Frau Wilkins zog jetzt ihre Uhr aus dem Gürtel.

„In einer Stunde muß ich verreisen,“ sagte sie.

Die Herren erhoben sich.

„Eine Frage nur noch,“ bat Taylor.

„Fragen Sie.“

„Werden Sie in Ihrer jetzigen Gestalt nach Europa gehen?“

Diese Gestalt gefiel ihm nämlich ausnehmend gut. Frau Wilkins lachte.

„Oder werden Sie als alte Dame, oder als junger Mann auftreten?“

„Das sind drei Fragen, mein Herr, nicht bloß eine, und ich kann sie Ihnen auch nicht beantworten. Wenn Ihre Freunde in Europa mit unserem Programm einverstanden sind, und es wirklich zu jener Küstenfahrt im Mittelmeere kommt, von welcher die serbische Dame, wie Sie mir sagten, schwärmt, dann werde ich in dieser meiner eigentlichen Gestalt und unter meinem behördlich registrierten Namen reisen. Aber selbst da kann es notwendig werden, daß ich zuweilen eine andere oder ein anderer werde. — Und nun adieu und auf Wiedersehen! Am 12. September finde ich also eine Nachricht auf dem Hauptpostamte in Hamburg.“ Sie reichte einem nach dem anderen ihre Hand. „Sie finden wohl allein hinaus?“ sagte sie noch zu Bob und lächelte dabei, dann verschwand sie hinter der Tapetentür.

„Ist sie nicht ein prachtvolles Weib?“ fragte Neville, als sie allein waren.

Ralph nickte eifrig. „In der That, sie ist ganz reizend und sehr interessant.“

Neville war an den Schreibtisch herangetreten und beugte sich darüber. Er hatte eine Feder ergriffen und schrieb zwei Zeilen auf das weiße Blatt, welches auf einer Unterlage ruhte.

„Was treibst du denn da?“ fragte Ralph ein wenig ungeduldet. „Du tust ja, als ob du hier der Herr wärest.“

„Leider bin ich das nicht und werde es wohl auch niemals sein,“ entgegnete Bob ein bißchen schwermütig, „aber schließlich ist es schon etwas sehr Gutes, wenn man sich den Freund der Herrin dieser Heimstätte nennen darf.“

Langsam legte er die Feder hin.

„Du erlaubst schon, daß ich ein wenig Neugier zeige,“ sagte Ralph und beugte sich nun auch über das weiße Blatt.

„Dies immerhin, was ich ihr geschrieben habe,“ gab der andere willig zu und trat zurück.

Da las Ralph: „Liebe Ruth! Ich muß Sie vor Ihrer Europareise unbedingt noch sehen. Ihr Bob.“

„Ihr Bob! — Ich sehe es dir an, daß das keine Phrasen ist. Armer Kerl!“

Neville seufzte. Dann griff er nach seinem Hute. „Ich denke, wir gehen.“

„So komm!“

Sie verließen den Salon und gingen durch das Vorzimmer. Hier saß der Diener und blätterte gelangweilt, wie diese Leute es so oft sind, in einem Buche.

Er erhob sich natürlich, als die beiden Herren herausstraten, und ging zur Korridortür, um diese zu öffnen.

Da drückte Ralph ihm einen Dollar in die Hand.

Sein Freund Bob aber sagte lächelnd zu dem Diener: „Berichten Sie Frau Doktor Wilkins, daß wir sehr mit Ihnen zufrieden sind.“

Da lachte der Diener laut auf und, merkwürdig, er lachte mit der Stimme der Wilkins.

Er war ja auch die Wilkins. Ihr hübsches Gesicht war schon frei von Bart und Perücke. Ihr schlanker Körper aber steckte noch in der Livree, und so bot sie einen recht grotesken Anblick.

Es lag ihr aber offenbar nichts daran, denn ganz heiter sagte sie: „Nun wird ja Herr Taylor doch zu geben müssen, daß die Wilkins aussehen kann, wie sie gerade will. Jetzt aber habe ich wirklich Gile, und den Dollar behalte ich als Abschlagszahlung.“ Sie wandte

sich zu Ralph: „Sie können ihn ja später in Abrechnung bringen.“

Noch ein fröhliches Lachen, und die Thür schloß sich zwischen Frau Wilkins und ihren Besuchern.

Siebentes Kapitel.

Als König Milan mit Deronge auf dem Brandplatze ankam, war nichts mehr anderes zu tun, als das Feuer nach Möglichkeit auf seinen Herd zu beschränken, damit wenigstens der obere Teil des Dorfes gerettet werde. Die Belgrader Feuerwehr hielt sich recht wacker, aber gerade als man glaubte, sie sei endlich des Brandes Herr geworden, erhob sich plötzlich ein Windstoß und trug einige Bündel brennenden Strohes über die Dorfstraße hinüber zu einem bisher ungefährdet gewesenen Hause. Auf dessen Strohdach hingen jetzt die glimmenden Bündel, wiegten sich hin und her und verstreuten kleine Fünkeln.

Es war, als ob sie spielten, so lustig war das Hüpfen der goldenen Funken anzusehen. Das Haus, welches sie ergriffen hatten, war das hübscheste im Dorfe. Es gehörte dem Präsednik,^{*)} der, seine Habe in Sicherheit glaubend, vorhin den König ehrerbietigst begrüßt hatte, und der, da Milan verschiedene Auskünfte von ihm verlangte, neben ihm stehen geblieben war.

Jetzt rang er stumm die Hände, und es drückte sich große Angst in seinem Gesichte aus.

„Was ist dir denn, Alter?“ fragte der König den weißhaarigen Mann.

„Mein Haus brennt jetzt auch!“ stammelte der Präsednik.

^{*)} Ortsvorsteher.

„Na, so geh doch löschen!“

„Ich habe gemeint, ich müsse bei meinem König bleiben.“

„Geh hin, wo die Deinigen dich brauchen.“

Der Alte rannte schon davon.

„Wer sind denn die beiden dort drüben?“ fragte jetzt Milan einen schlanken jungen Menschen, der eine Studentenmütze trug und soeben dabei war, einen Schlauch abzuwickeln.

Der junge Mann schaute nach der Richtung, nach welcher der König gewiesen. Dort war ein städtisch gekleideter Herr, der auf einer hohen Leiter stand, damit beschäftigt, mittels eines Widerhakens das schon rauchende Stroh von dem Dache des Hauses zu reißen. Er befand sich an einer sehr gefährdeten Stelle, aber er arbeitete mit so großer Umsicht und Ruhe, daß alle ihn bewunderten. Am Fuße der Leiter stand der andere, über welchen der König Auskunft haben wollte.

Auch dieser sah elegant aus. Aber es achtete keiner auf ihn, noch auf die Ratschläge und Befehle, welche er erteilte.

Der hübsche Student, der hier freiwillig mithalf, ließ sich in seiner Arbeit nicht stören, aber richtete sich, weil er schon nicht an die Mütze greifen konnte, wenigstens stramm auf und antwortete: „Majestät, ich kenne die beiden nicht, aber ich weiß, daß der da oben Mut besitzt und daß der andere ein Maulheld und ein Feigling ist.“

Im selben Augenblick wurde der Schlauch in der Hand des jungen Menschen erschüttert, das Wasser, das hineingepumpt worden war, drängte schon zum Austrittsrohr, und es war wohl kein Zufall, daß der dicke Strahl, der jetzt herauschoß, den unten an der Leiter stehenden Herrn traf.

Mit einem jähen Sprung retirierte er, und König und Student schauten einander einen Moment lang lustig in die Augen.

Des Präfedniks Haus war aber trotz aller Rettungsversuche bald nichts mehr als eine einzige Flamme; trotzdem waren die Augen der Dörfler, welche, bis auf wenige Leute, starr vor Schrecken oder wohl auch apathisch umherstanden, nicht auf dieses, sondern auf die Gemeindefcheuer *) gerichtet, die soeben, trotz ihrer isolierten Lage, auch von den weithinfliegenden Funken erreicht worden war.

Als dieses allgemeine Gut in Gefahr geriet, verstärkte sich das Wehklagen der Dorfleute. Sie sammelten sich um Milan, der sie freundlich tröstete und ihnen Hilfe versprach. Gerade als die Scheuer lichterloh zu brennen anfing, ertönte unweit von ihr ein gräßlicher Schrei. Ein alter Mann war aus einem von dichtem Rauch erfüllten Häuschen gestürzt. Einige Augenblicke lang schaute er wirr um sich, dann wollte er wieder in das Haus zurücklaufen, aber da hielten ihn schon zwei der Bauern fest.

„Stanewitsch, willst du denn sterben?“ schrie der eine, aber der Alte wollte sich nicht zurückhalten lassen.

„Mein Weib!“ schrie er. „Mein Weib ist ja noch drinnen!“

*) Seit der Regierung des Michael Obrenowitsch befindet sich in jedem serbischen Dorfe eine Gemeindefcheuer, in welche jedes Familienoberhaupt jährlich 150 Oka Weizen oder Mais zu liefern hat, um zu Zeiten der Teuerung Vorräte zu haben. Diese Scheunen sind lange hölzerne Gebäude, welche auf meterhohen Pfählen über der Erde ruhen und mit einem Strohdach bedeckt sind. Durch diese Einrichtung werden in ganz Serbien jährlich zwischen 600,000 bis 700,000 Meterzentner Getreide gesammelt.

Im selben Augenblick polterte es in der Hütte, und ein Funkenregen ergoß sich auf diejenigen, welche dem schon zum Teil einstürzenden Dache nahe waren.

Alles stob zurück, nur einer eilte dem Häuschen zu, und noch ehe jemand ihn daran hindern konnte, war er in dem Qualm verschwunden.

Dieser eine war der Mann, welcher kurz zuvor oben auf der Leiter am Hause des Präsebnik gearbeitet hatte.

„Er ist ein Held,“ sagte Deronge.

„Ein Held!“ wiederholte ernst der Student, den Wasserstrahl, den er dirigierte, auf das Häuschen richtend.

Milan, der lebhaft mitempfand, was anderen Leid bereitete, drückte nervös die Hände ineinander und schaute bleich bis in die Lippen auf die Tür, durch die der kühne Mann in das Häuschen eingedrungen war, und auf welche hundert Menschen in atemloser Spannung blickten.

Ein vielfacher Schrei begrüßte den Wiedererscheinenden. Er kam nicht allein, er hielt eine ohnmächtige alte Frau im Arm. Er wäre noch in der Tür gestürzt, wenn sich ihm nicht viele Arme entgegengestreckt hätten. Auch Deronge war unter denen, die ihm helfend beisprangen.

Während er den nach Atem Ringenden zu Milan führte, legten andere die alte Frau auf den Rasen und suchten sie wieder ins Leben zu rufen, was denn auch bald gelang.

Und der grauhaarige Alte lachte und weinte, als sie die Augen aufschlug. Dann aber erinnerte er sich dessen, der ihm seine treue Lebensgefährtin gerettet hatte, und er suchte ihn mit den Blicken.

„O, dort ist er!“ rief er.

Da hielt ihn einer der Dörfler zurück. „Jetzt kannst

du nicht mit dem Herrn reden, jetzt spricht der König mit ihm."

Aber Stanewitsch rannte schon. Was war ihm jetzt der König? Der Retter seiner Frau war für ihn die Hauptperson, zu dem zog es ihn, dem lag er jetzt zu Füßen, dessen Kniee umschlang er, küßte den Gipfel seines verbrannten Rockes und wünschte dabei alles Gute vom Himmel für ihn herab.

"Laß nur — laß nur," sagte der junge Mann und wandte sich wieder zum König. "Majestät sind zu gnädig," meinte er lächelnd. "Ich habe ja nichts als ein paar Haare riskiert — und" — der junge Mann schaute an sich nieder — "ich befinde mich derzeit in einer Verfassung, die mich zwingt —"

"Wozu denn?" sagte der König warm. "Doch nicht Toilette zu machen, damit ich Ihnen die Hand drücken kann, damit ich Ihnen sagen kann: Gerade so, wie Sie sind und aussehen, gefallen Sie mir."

Milans sprechender Blick blieb bei diesen Worten auf den Bügen des herantretenden zweiten Herrn haften, der soeben vorhin nicht die Feuer-, aber dafür eine sehr ausgiebige Wassertaufe empfangen hatte und der jetzt sich dicht an seinen tapferen Freund herandrängte.

"O Majestät!" sagte dieser.

"Und nun möchte ich Ihren Namen kennen!" fuhr Milan, sich wieder zu dem Retter wendend, lebhaft fort.

"Ladány, Eugen v. Ladány, Oberleutnant außer Dienst," sagte rasch vortretend mit imponierender Frechheit der andere.

Einen Moment lang schlossen sich Milans Augen zu einem schmalen Spalt. Er pflegte immer so zu blinzeln, wenn er sehr überrascht und sehr geärgert war. Dann aber zuckte ein ironisches Lächeln über sein hübsches Gesicht, und den Frechen kühl betrachtend

fragte er: „Stammen Sie von Mándor Ladány ab, Herr Oberleutnant?“

„Er war mein Vater,“ sagte Ladány, die Hacken zusammenschlagend.

„Der heldenhafte ungarische General war wirklich Ihr Vater?“

Es lag ein ungeheurer Hohn in dieser Frage und eine deutliche Verachtung in Milans fernem Verhalten. Er wandte sich sofort wieder dem Ketter der alten Frau zu.

„Meine Frage hat Ihnen gegolten, mein Herr. Ihren Namen möchte ich kennen.“

„Nikifor Sadramowitsch.“

„Sie sind ein Sadramowitsch? Ein Verwandter von Frau Gerald?“

„Sie ist meine Schwester.“

„Ich gratuliere Ihnen dazu!“

Milan, so plötzlich an die erinnert, welche seine ganze Seele bewegte, hatte diese Gratulation mit so leuchtenden Blicken und einer so schwärmerischen Miene begleitet, daß Deronge es für nötig fand, seinen königlichen Freund an die vielen Augen zu erinnern, welche auf ihn geheftet waren. Englisch redend sagte er: „Majestät — es haben sich so viele Leute um Sie gesammelt, daß die Feuerwehr nicht gut arbeiten kann.“

Milan nickte. „Ich verstehe!“ antwortete er ebenfalls in englischer Sprache, und auf Serbisch fuhr er fort: „Es wird gut sein, wenn ich mich wieder entferne. Sie aber, Nikifor Sadramowitsch, will ich wiedersehen. Melden Sie sich zur nächsten Audienz. Die Obrenowitsch sind Ihrer Familie Dank schuldig.“

Er reichte dem sich tief Verbeugenden noch einmal die Hand. Über Ladány glitten seine Augen hinweg, aber einem alten Bauern, der ganz in Leid verloren

da stand und auf die brennende Scheuer starrte, legte er die Hand auf die Achsel und sagte laut und herzlich: „Mein Alter, wisse es und berichte es allen, daß euer König euch nicht vergessen wird. Und nun Gott mit euch, Leute!“

Etliche Minuten später rollte der königliche Wagen wieder Belgrad zu.

Ein Paar haßerfüllte Augen schauten ihm nach. Sie gehörten dem gewesenen Oberleutnant Eugen v. Ladány.

„Kannten Sie denn Frau Gerald's Bruder nicht?“ waren die ersten Worte, welche Milan an Deronge richtete, als der Lärm des Brandplatzes hinter ihnen verstummte.

„Persönlich lernte ich ihn erst heute kennen,“ antwortete der Franzose mit eigentümlicher Betonung.

„Also Sie wußten, daß es noch einen Sadramowitsch gibt?“

„Ja, Sire, das wußte ich und weiß auch, daß es gerade kein Unglück gewesen wäre, wenn dieser edle Name mit dem Vater Lavinias ausgestorben wäre. Ich weiß dies von meiner Freundin selber.“

„Konnte ihr wirklich ein solcher Bruder Kummer machen?“

„Weil er sich heute so brav hielt? — O Majestät, persönlicher Mut verträgt sich sehr gut mit verschiedenen anderen Eigenschaften.“

„Wollen Sie mich gegen den Mann einnehmen?“

„Ich will Sie nur bitten, vorsichtig zu sein. Sie glauben noch immer nicht gern an die Schattenseite. Aber auch die Menschen haben eine solche, und bei diesem Mitkof scheint sie sehr ausgedehnt zu sein.“

„Sagen Sie mir Tatsächliches.“

„Ich habe kein Recht dazu. Ich dürfte Sie jedoch warnen, und das habe ich getan.“

„Daß auch Frau Gerald niemals seiner erwähnte!“ bemerkte der König nachdenklich. „Ich fragte sie doch nach ihren Verwandten, und da ließ sie mich glauben, daß sie nur noch ihre Mutter und die Tante habe, welche sie im Konak vorgestellt hat.“

„Sie hat also ihren Bruder lieber nicht erwähnt? Das stimmt ja zu dem, was ich mir Eurer Majestät anzudeuten erlaubte. Nikifor muß hier nicht gut getan haben, denn John Gerald nahm ihn nach New York mit. Aber das half auch nichts. Er verlor den Posten, welchen Gerald ihm verschafft hatte, und kam vor Savinia wieder nach Europa.“

„Was ist er denn?“

„Ich vermute — nichts. Ich weiß nur, daß er in letzter Zeit in Ungarn gelebt hat und daß Savinia ihn unterstützte. Sie weiß es wohl selber noch nicht, daß Nikifor hier ist. Geredet hat sie wenigstens zu mir darüber noch nicht.“

„So hat sie also nach dieser Seite hin Kummer,“ bemerkte Milan nachdenklich. Lebhafter fuhr er fort: „Aber ich werde sie davon befreien.“

Deronge zuckte nur die Achseln.

Es wurde nichts mehr über diesen Gegenstand geredet.

Als der Franzose vor seinem Hotel sich von Milan verabschiedete, sagte dieser: „Madame Gerald fährt, wie ich hörte, morgen mit ihrer Tante nach Nisch?“

„Ja, Sire. Ich werde die Ehre haben, die Damen zu begleiten.“

„Sie Glücklicher! Und wann kommen Sie wieder?“

„Unsere Rückkunft ist für den Zwanzigsten bestimmt.“

Milan nickte, wie von irgend einem Gedanken befreidigt, vor sich hin. „Auf Wiedersehen also!“ sagte er und reichte Deronge die Hand.

Der Wagen rollte weiter.

„Ich weiß ja, was du denkst und tun wirst, und welche Hoffnungen du daran knüpfest,“ dachte der Franzose, während er an den sich tief verneigenden Hotelbediensteten vorüberging.

Zwei Tage später war Empfang im Konak. Auch Nikifor Sabramowitsch war zur Audienz vorgemerkt und stand schon lange in einer der Fensternischen des Gemaches, darin die Audienzbewerber auf das Vorgerufenwerden harrten. Er war schon ein wenig verstimmt, denn der letzte zu sein hatte ihm noch niemals und nirgends gepaßt. Hier aber schien er dazu verurteilt zu sein, nach all den Leuten zu kommen, die an diesem Tage zum Könige vorgelassen wurden.

Tatsächlich war er der letzte, und als er über die Schwelle des Audienzraumes trat, sah er recht verdrossen aus.

Aber schon nach wenigen Minuten erhellten sich seine Mienen, denn nun wußte er, daß diese scheinbare Zurücksetzung eigentlich eine Auszeichnung war, daß der König bei der Unterredung mit ihm eben nicht gedrängt und gestört sein wollte.

Diese Unterredung dauerte fast eine Stunde, und als der König Nikifor Sabramowitsch sehr huldvoll entließ, wußte dieser, daß er, der noch nirgends gut getan hatte, ganz unverhofft in Belgrad und zwar in der nächsten Umgebung des Königs festen Fuß gefaßt habe. Er war durch Milans Gnade zum Hofbeamten ernannt worden.

Wierundzwanzig Stunden später konnte er sich, sein Anstellungsdekret in der Hand, seinem neuen Chef und seinen Kollegen vorstellen.

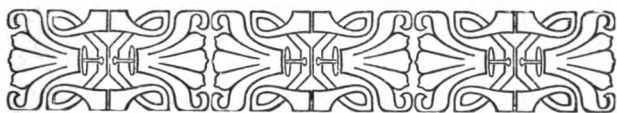
Da gab es einige Überraschung in der Hofkanzlei,

denn für gewöhnlich berief Milan keine so gänzlich unbekannte Persönlichkeit in seine nächste Nähe. Und auch Verstimmungen gab es, denn Neid und Mißgunst haben keine Sinne und eine scharfe Zunge. Man wußte schon, daß Frau Lavinia Gerald, mit welcher sich zuerst des Königs leicht bewegliche Phantasie und im Anhange daran sehr bald der ganze Hof beschäftigte, eine geborene Sadramowitsch sei, und leitete sehr richtig die Gunst, welche sich über Nikifor ergoß, von der Gunst ab, die Lavinia galt.

Als der neue Hofsekretär seine Kollegen verließ, steckten sie die Köpfe zusammen.

(Fortsetzung folgt.)





Da haben wir den Salat!

Humoreske von K. Abt.

Mit Illustrationen
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

Einmal und nicht wieder!“ hatte der Finanzsekretär Theodor Küchenmeister im Berliner Finanzministerium gesagt, als eines morgens mit dem Frühstück ihm ein Brief gebracht wurde, worin die verwitwete Kanzleirätin Achtermann ihm die erfreuliche Mitteilung machte, daß am gestrigen Abend ihre einzige Tochter Helene sich mit Herrn Fritz Stachau verlobt habe. Gerade am Morgen des Tages hatte er diese erfreuliche Mitteilung erhalten, an dem er, Theodor Küchenmeister, selbst im Begriff gestanden hatte, hinzugehen und sich Fräulein Helene Achtermann in offizieller Form als Braut und Gattin zu erbitten. In offizieller Form, denn stillschweigend da war's ja seit langem schon eine feststehende und von ihr, die es anging, gebilligte Tatsache, daß diese seine Bitte eines Tages Ausdruck und Gewähr finden werde. Ein abgeschworener Feind langer Verlobungen und ungesicherter Verhältnisse war er von jeher gewesen, darum hatte er erst seine feste Anstellung im Finanzministerium abgewartet und war inzwischen allwöchentlich zweimal zu der verwitweten Kanzleirätin zu Besuch gekommen,

und wiederholt hatte sie, der er getreulich beigeprungen war, als ihr seliger Mann bei seinem Hinscheiden nicht alles so wohlgeordnet hinterlassen, wie sich das für einen langjährigen Staatsbeamten geschickt hätte, dabei zu ihm gesagt: „Ja, wenn wir Sie nicht hätten, lieber Küchenmeister!“

Und Lenchen hatte bei solchen Worten still vor sich hin lächelnd weiter gehäkelt oder gestickt an all den tausenderlei Einsätzen und Ranten, die nötig sind, wenn so ein junges Ding sich heimlich die Aussteuer rüstet.

Als er nun vor einigen Tagen die Ernennung zum Finanzsekretär erhalten, war er mit seiner neuen Würde sofort hingeeilt zu den beiden, die es anging so gut wie ihn selber. Doch ob sie auch mit freudestrahlenden Mienen ihm Glück wünschten, er war nicht recht zur gelegenen Stunde gekommen, das merkte er bald, und sie hatten auch mit der Aufrichtigkeit guter Freundschaft weiter kein Gehl.

„Ich stecke mitten in der Arbeit,“ sagte die Mutter, und das Töchterchen stichelte emsig weiter an der duffigen, himmelblauen Musselinwolke, die sich vor ihr baufachte.

Als er voll heimlicher Dringlichkeit flüsterte: „Fräulein Lenchen, haben Sie denn wirklich heute keinen Augenblick Zeit für mich übrig?“ — da sah sie mit langausgezogenem Faden schelmisch lächelnd zu ihm empor.

„Heute nicht — beim besten Willen nicht. Aber übermorgen — übermorgen so viel Sie wollen. Da ist dann auch mein neues blaues Kleid fertig.“

„Also — übermorgen!“ hatte er da nur gesagt und war gegangen mit so einem blauen, himmelblauen Gefühl. Übermorgen, da war das blaue Kleid fertig, da würde sie's anziehen — zur Verlobung. —

Und übermorgen — das war's nun heute — und das neue Blaue, mit dem es so geeilt, das hatte sie nun wohl auch wirklich an zur Verlobung — mit Fritz Stachau.

„Johann Friedrich Stachau, Konfektions- und Modewarengeschäft“ — wer kannte die feine, große Firma nicht! Freilich, nicht jeder konnte sich's leisten, da seine Einkäufe zu machen, und Theodor Küchenmeister hatte einmal sehr verwundert aufgeblickt, als er an Fräulein Lenchen ein neues Kostüm bewunderte, und die mit stolzem Kopfnicken gesagt hatte: „Ja, das ist auch von Stachau.“

Und seine plötzliche Angst, Lenchen möge von Vaters Seiten her eine Anlage zur Verschwendung geerbt haben, hatte sich erst beruhigt, als sie die Erklärung hinzugefügt: „Ich bin doch mit Grete Stachau in die Schule gegangen, und da hat mir's der junge Herr Stachau zum Selbstkostenpreis berechnet.“

Er hatte das sehr nett gefunden von dem jungen Herrn Stachau und es durchaus gebilligt, daß Mutter und Tochter von diesem Entgegenkommen auch für die Folge profitierten.

Und nun!

Die geballte Faust hob der Sekretär und schlug sie sich gegen die Stirn. Ja, dahinter war's jetzt endlich Licht geworden, da waren die Mauern eingestürzt, die sein blödsinniges Vertrauen sich vor den klaren Verstand gebaut. Wie den sicheren Sperling hatten sie ihn sich all die Zeit her festgehalten, und wenn's nicht dazu gekommen wäre, daß Fritz Stachau sich erklärte, dann hätten sie schließlich doch noch ihn in allen Gnaden an- und aufgenommen als — Notbehelf.

Höhnisch lachend schleuderte der Sekretär die frohe Verlobungsanzeige zu Boden und sagte nochmals: „Ein-

mal und nicht wieder!" Womit er das Gelübde getan hatte, seiner Tage Rest als Junggeselle zu beschließen.

Vor zwölf Jahren war das gewesen. Und es war ihm gut gegangen all die Zeit über. Er war Obersekretär und nachdem Geheimer Finanzministerialobersekretär geworden, und in seinem Stammlokal nannten sie ihn der Kürze halber Herr Obergeheimer. Und er ließ es geschehen mit der vornehmen Reserve und dem etwas fühlen Lächeln, das er mit seinem obersten Chef im Ministerium gemeinsam hatte.

Sein Stammlokal! Ein wenig ließen seine Bewegungen die gewohnte vornehme Gemessenheit vermessen, wie er jetzt demselben entgegenteilte.

Wie hätte auch nicht Eile seinen Schritt besflügeln sollen! Vier Wochen war er fort gewesen, vier trübe Wochen, in denen er seinen Urlaub im Gebirge verbracht, trüb nicht allein des stetigen Regenwetters wegen, nein, mehr noch um das, was sie so in den gesegneten oberbairischen Bergen ihm an Kalbszägen und G'selchtem als tägliche Nahrung vorgesetzt. Sein Stammlokal, ein kleines, patentes, nur Eingeweihten bekanntes Weinrestaurant, in dem einer sich nicht blindlings das einverleiben mußte, was ihm von Wirtes Gnaden als tägliches Menü vorgesetzt wurde, sondern wo jeder sich nach der Karte aussuchte, wonach ihm gerade gelüstete. Man stand sich ein wenig teurer dabei, aber das schadete nichts. Er, der Unbeweibte, konnte bei seinem guten Gehalt sich diese Daseinsfreude wohl gestatten. Und heute, nach den bitteren Wochen des Entbehrens, wollte er diese Freude gründlich auskosten.

Eilender noch wurde sein Schritt, als er um die Ecke bog, wo in einer Seitenstraße seiner Schussacht Ziel lag.

Aber auf der Schwelle stockte sein Fuß. Dort drüben auf seinem Stammsitz da saß ein anderer, ein Fremder.

Er besann sich. Ach so: sein Urlaub war erst in drei Tagen abgelaufen — der Karl hatte ihn wohl noch nicht zurückerwartet.

An einem anderen Tische nahm er Platz.

„Der Herr Baron befehlen?“

Eine mienerisch gefärbte Stimme erklang hinter ihm, und der Obergeheime fuhr herum, sah einen schwarz-befrackten, schwarzgelockten, geschniegelten, langen, devot katzbuckelnden Jüngling und sagte kurz: „Karl — Karl bedient mich.“

„Halten's zu Gnaden, Herr Baron — Karl ist seit vierzehn Tagen ausgeschieden. Ich bin jetzt an seiner Stelle — Herr Baron waren wohl verreist — es hat einen Wechsel hier gegeben, der frühere Besitzer ist vor drei Wochen am Schlag gestorben, aber der gnädige Herr dürfen versichert sein, daß die neue Geschäftsleitung das Etablissement ganz nach altbewährten Grundsätzen weiterführt. Belieben der Herr Baron zu wählen.“

Mechanisch hatte der Obergeheime die Speisekarte genommen. Der Wirt, den er seit zehn Jahren kannte — tot! Karl, der ihn seit zehn Jahren bediente — fort! Und die alten Stammgäste, wie es scheinen wollte — auch fort! — Auch die Karte zeigte nicht mehr die gewohnte Speisenfolge.

Gedankenlos traf er seine Auswahl, aß die Suppe, aß den Fisch, nur als der Devote das Roastbeef vor ihn hinstellte, blickte er eine Weile starr auf die durchsichtig dünne Scheibe und sagte dann nur: „Und der Salat?“

„Ah — halten's zu Gnaden, Herr Baron —“

Fort war der Schwarzgelockte, um alsbald mit dem Vergessenen wieder zu erscheinen.



„So, Herr Baron — da haben wir den Salat!“
Der Obergeheime ignorierte die unpassende Vertraulichkeit, blickte nur, wie zuvor auf das Roßbeef, so jetzt

starr auf die drei bis vier weißlichgrünen Blättchen in dem Kristallschüsselchen, griff langsam zur Speisekarte, las: „Salat — vierzig Pfennig“ — aß, zahlte und ging.

Ging in Sinnen versunken die Straße hinauf, blieb dann in Sinnen versunken vor einem Kellereingang stehen, hatte aus einem der dort aufgestellten Gemüsekörbe einen großen Kopf Salat genommen und drehte den von allen Seiten hin und her.

Da erklang eine ziemlich kurz angebundene Stimme: „Wünschen Sie was?“

Er fuhr zusammen. Was so ein Halsabschneider von Wirt etwa an drei bis vier Salatblättchen für vierzig Pfennig verdiente, das wünschte er allerdings zu wissen. Und so tat er die Frage: „Was kostet der Salat?“

„Zwei Kopf fünf Pfennig.“

„Zwei Kopf fünf — fünf Pfennig!“ Theodor Küchenmeister taumelte beinahe zurück vor Staunen.

Von den Kellerstufen her klang jetzt ein schnödes Spötteln: „Das ist Ihnen wohl noch zu teuer?“

„Zu teuer!“ Er machte eine Gebärde fast entfester Abwehr. „Im Gegenteil, das — das ist ja kaum zu glauben!“

„Na, da riskieren Sie's also wohl, sich zwei Köpfe mitzunehmen?“ Die spöttelnde Stimme klang jetzt dicht neben ihm, und er sah die an, der sie gehörte, und hatte im nächsten Augenblick den Hut gezogen.

„Verzeihung, Fräulein, ich — das heißt, wenn Sie schon —“

Dann stand Theodor Küchenmeister da und hielt zwei Köpfe Salat, die er durchaus nicht willens gewesen war zu kaufen, im Arme, blickte von der Verkäuferin hin auf das große Türschild, las: „Gemüse-

Obst- und Südfruchtthandlung von Carlo Alberto Masfurino“ — und hatte plötzlich eines ihn verblüffenden Rätsels Lösung gefunden.*) Italiener war der Vater! Darum hatte sie diese großen Augen, die wie ein paar schwarze Kohlen brannten, und in dem elfenbeinblaffen Gesicht diese vollen, glutroten Lippen.

Der Obergeheime machte eine Verbeugung und ging in seine Wohnung. Er hatte zwei Zimmer sich selbst möbliert, und zwischen den feinen Möbeln sah er sich jetzt um, auf welches er wohl das Salatpaket legen sollte. Schließlich legte er es in den leeren Kohlenkasten. Dann streckte er sich auf die Chaiselongue, und da er die Nacht zuvor nur mangelhaft geschlafen, ermunterte er sich erst nach Stunden wieder, geweckt von einem Gefühl, das er nach einigem Nachsinnen als Hunger deuten mußte.

Hunger — natürlich, bei solch einem mangelhaften Mittagbrot, bei solch durchsichtiger Fleischportion und bei drei Blatt Salat für vierzig Pfennig!

Die ganze sittliche Empörung, die ihm als Mitglied der öffentlichen Finanzverwaltung betrügerischen Preishochschraubungen gegenüber heilige Pflicht war, hatte sich plötzlich seiner bemächtigt. Aus dem Kohlenkasten holte er den Salat wieder hervor, und auf der polierten Tischplatte drehte er die beiden Köpfe hin und her, wog sie in den Händen, fing dann langsam an, die äußeren grünen Blätter abzubrechen, bis da vor ihm nur noch zwei schneeweiße Kernhäuptchen lagen, aus denen man das Fünffache der ihm zu Mittag servierten Portion hätte machen können. Und während die sittliche Entrüstung flammender noch in ihm emporschlug, kam ihm, der guten Salat so über alles liebte, die

*) Siehe das Titelbild.

Erinnerung an den besten zurück, den er je gegessen. In Karlsbad bei Pupp war das gewesen, da hatten sie ihm so ein schlohweißes Kernhäuptchen vorgesetzt, das war nur einmal kreuzweise halb eingeschnitten, in die Höhlung hinein war das Öl geträufelt und feiner Essig — Estragoneffig hatte der Kellner gesagt — gerade nur so darübergesprengt.

Das Wasser begann dem Obergeheimen im Munde zusammenzulaufen. So ein Salat — jetzt so einen Salat! Die feste Basis hätte er dafür gehabt, nur noch die Öl- und Essigwürze fehlte. Die Hände auf den Rücken gelegt, war er an das Fenster getreten und sah auf die Straße hinab. Gerade gegenüber war das große Schaufenster mit seinem wundervollen Stillleben, das riesenhafte Füllhorn, aus dem sie herausquollen — der Erde köstlichste Gaben, die einen verwöhnten Gaumen zu reizen und zu entzücken vermögen.

Und plötzlich saß auf des Geheimsekretärs straff gebürstetem hellblonden Haar wieder der Zylinder, und er verließ das Zimmer, um nach kurzer Zeit mit einem ziemlich umfangreichen Paket zurückzukehren.

„So,“ sagte er, nachdem er über den Tisch ein weißes Tuch gebreitet, ein paar Teller herbeigeht und voll Sorgfalt die beiden Salatköpfe gewaschen hatte — „so!“

Und dann begann er feierlich und langsam in den eingeschnittenen Salat das Öl zu träufeln, Pfeffer und Salz darüber zu streuen und schließlich leicht einen Löffel von dem Estragoneffig darauf zu sprühen. Dann setzte er sich zum Mahle nieder.

Der feine Aufschnitt und der Mal in Gelee waren vorzüglich, aber das war Nebensache — der Salat — das war ein Salat! Selbst der bei Pupp konnte nicht dagegen an. Und kosten — diese ganze Menge, die

man in seinem Stammlokal jetzt mindestens für fünf Portionen gerechnet hätte, also für runde zwei Mark — die kostete ihm alles in allem etwa zwanzig Pfennig — also bare eine Mark achtzig Pfennig hatte er gespart, sein ganzes opulentes Abendbrot hatte er sozusagen umsonst — bis auf den Wein natürlich. Von dem goß er sich jetzt ein Glas voll ein. Italiener war's, alter Orvieto — wie der duftete und im Glase leuchtete gleich flüssigem Gold! Und wie der die Kehle hinab-rann, in die Adern hinein, daß in das wohltemperierte, in vorschriftsmäßiger Gelassenheit seinen Kreislauf voll-führende Bureaukratenblut plötzlich eine ganz ungewohnte Wärme und Lebhaftigkeit kam, und der Obergeheime schneller noch als das erste sein zweites Glas leerte!

Italienischer Wein — wie er nur darauf verfallen war, gerade den zu nehmen? Eine unbewußte Ideen-verbinding vielleicht.

Das letzte Viertel des herrlichen Salats schnurpste leise unter seinen Zähnen — Carlo Alberto Maffurino — italienischer Salat — haha! Dazu paßte auch ein italienischer Wein. So ein Wein — so ein Salat — für zwanzig Pfennig! — Maffurino — Carlo — nein Carlotta Maffurino —

„Auf dein Wohl, du Dirne im schwarzen Haar!“

Ganz verblüfft saß der Obergeheime plötzlich da und hielt das zum vierten Male geleerte Glas steif in der Hand.

Ja, was — was war denn das? Und wer — wer war denn das? Gesungen — und gelacht, ganz laut für sich selbst gelacht — er, Theodor Küchenmeister, Geheimer Finanzministerialobersekretär! Was fiel ihm denn ein mit seinen nahezu vierzig Jahren, die ihm übrigens noch keiner ansah — keiner ansah! Aber die Würde, die Würde — — —



Ach was, Würde — nein, Wirt, der neue Wirt in
seinem alten Stammlokal — dieser, dieser Halsabschnei-
der, dieser —

Und um den brennenden Groll hinabzuspülen, hatte er mit dem Rest der Flasche sein Glas wiederum gefüllt und geleert und setzte es mit gesteigertem Grimm auf den Tisch zurück —

„Dieser, dieser Gal—“

— wollte es auf den Tisch zurücksetzen, allein die zornige Wucht war für den feinen Kelch zu gewaltig gewesen; es gab ein Klirren, der abgebrochene Fuß fiel zu Boden, der Kelch verblieb in des Obergeheimen Hand, und darauf niederstarrend murmelte er: „So — da haben wir den Salat!“ — —

Es war gewissermaßen ein Akt der Sühne für das, was er vom vergangenen Abend her sich als grobe Ungehörigkeit zur Last legte, daß er am nächsten Vormittag in sein Ministerium ging, seine Dienste wieder zur Verfügung zu stellen, obschon er noch auf zwei Tage hinaus beurlaubt war. Sein Abteilungschef hatte ihn denn auch mit ziemlichem Staunen empfangen und mit viel Wohlwollen auf die Schulter geklopft.

„Ei, lieber Küchenmeister, das nenne ich das Muster eines pflichtgetreuen Beamten und werde nicht verfehlen, Sie Exzellenz noch ganz besonders als solchen zu bezeichnen. Na, da gehen Sie mal wieder an Ihr Geschäft, wir haben gerade Arbeitslast genug und können Sie gut gebrauchen.“

Und Theodor Küchenmeister nahm an seinem Pulte Platz, im erhebenden Bewußtsein, neben persönlicher Vorgesetztenhuld noch einer extra bemessenen Weihnachtsgratifikation sicher zu sein.

Am Mittag ging er nicht wieder in sein ehemaliges Stammlokal. Das war ihm verleidet. In einer Massenfütterungsanstalt aß er in stiller Würde sein Mittagessen herunter und entfernte sich wieder. So trieb er's acht Tage lang.

Da kamen ihm eines Nachmittags die Flaschen mit dem Olivenöl und dem Estragonessig unter die Hände, und er hob sie gegen das Licht. Sie waren noch fast gefüllt. Schade, wenn das nun verdarb.

Aber warum denn das? Einen Salat, den hätte er sich schon noch einmal machen können — auch einen Aufschnitt holen. Drvieto — Drvieto natürlich nie im Leben wieder!

Und hin zu Carlo Massurino nahm der Obergeheime den Weg, da mußte er's nun einmal, daß er gut bedient wurde. Auf die oberste Kellerstufe, wo wieder die Gemüsekörbe standen, war er getreten.

Vom Keller herauf klang eine Stimme: „Na, wat wär' denn jesällig?“

Doch kein elfenbeinblasses Gesicht mit roter Lippen- glut und dunklen Feueraugen war es, das ihm entgegenchaute; er sah vor sich breite, frisch gerötete Züge, über die der Venz schon öfters dahingezogen und seine Furchen gegraben. Fast war's, als müsse sich der Obergeheime erst darauf besinnen, was ihm denn eigentlich gefällig sei. Dann aber gab er kühl und vornehm seinem Wunsche Ausdruck, nahm seinen Salat in Empfang, zögerte ein wenig und sagte: „Hoffentlich ist er ebenso schön wie der, welchen mir neulich Ihre — Ihre Tochter wohl —“

„Unsre Lotte?“ Die Gemüsfrau hatte die Arme untergestemmt und sah den Obergeheimen erstaunt an. „Lotte, die hätt' Sie — nu nee, die verkoost denn doch nich hier in 'n Keller Salat. Daderfor hab'n wir ihr nich Französisch und Klavier lernen lassen. — Wenn wär' denn det jewesen?“

„So vor acht Tagen, glaube ich — gegen zwei Uhr.“ Der Obergeheime war förmlich zusammengeduckt vor dem mütterlichen Inquisitionstone.

„Gegen zweie — na ja, da könnt' et find, daß sie mal in 'n Laden jegangen is, sie isst immer jern 'n Appel nach. Un da hat se Ihnen denn wohl aus Ult wat verkooft.“

„So, so,“ sagte steif der Geheimssekretär und zahlte.

Da sich aber herausstellte, daß er nur größere Münze hatte, nahm Frau Massurino die Zeit wahr, die das Wechseln erforderte, und erläuterte: „Ja, von wejen die Lotte ihre Bildung, da paßt et sich nu ejentlich nich mehr, dat wir hier den Keller haben — dat heeßt, die Wohnung, die is in die zweete Etage oben, aber wir haben nu mal hier in die Jegend die ganze feine Kundschaft, un uf Ostern, da wollen wir uns denn ooch ganz von 's Jeschäft zurückziehn. Et langt ja denn derfor.“

Nach kräftigem Klaps auf die Ledertasche, daraus sie das Wechseln besorgt hatte, ließ Frau Massurino wieder die blaugedruckte Schürze darüber fallen.

Theodor Küchenmeister grüßte und ging.

Am Abend aß er wieder seinen Salat. Derselbe schmeckte gut, doch nicht genau so gut wie das erste Mal. Ob er beim Mischen etwas nicht ganz getroffen hatte, oder ob Lotte, die höchstens mal aus Ult verkaufte, ihm doch ein paar bessere Köpfe ausgesucht? Oder — ob's vielleicht der Drvieto gewesen war, der so den Geschmack erhöht?

Nachdenkend saß der Obergeheime da. Und dann kam ihm ein anderer Gedanke von mehr allgemeiner, sozusagen sozialer Tragweite.

Ob's wirklich nützlich und richtig war, wenn Eltern ihren Kindern eine Bildung angeeiden ließen, die diese über die angestammte Sphäre weit hinaus hob, die Eltern gewissermaßen der eigenen Kinder nicht mehr würdig machte?

Doch auch von diesem Gedanken sprang Theodor

Rüchenmeister wieder auf einen anderen, rein persönlichen über, indem ihm ein dunkles Erinnern an einen alten, längstverstorbenen Mann kam, der zu einer Zeit, da er selber noch ein halbwüchsiger Junge gewesen, mit aufgestreiften Hemdärmeln an der Hobelbank gestanden und zu dem er dazumal „Water“ gesagt hatte.

„Seine Sphäre schafft sich selbst der Mensch.“ Diese tief sinnige Betrachtung ging dem Obergeheimen noch durch den Sinn, als er auf dem Tisch das gebrauchte Geschirr beiseite stellte, damit die Aufwärterin es morgen reinigte. Und dabei dachte er: es machte doch Wirtschaft, Abends daheim zu essen. Er würde es nicht wieder tun.

Er tat's nicht wieder, volle acht Tage lang. Und er dachte an keinen Salat, als er eines Mittags zufällig wieder durch die Straße kam, darin sein Gemüsekeller lag, und ihm entgegen der gemütliche Ruf erklang: „Na, wollen Sie mir heute nicht zu verdienen jeben?“

Am Kellereingang stand Frau Massurino, und er machte gegen sie eine Handbewegung, die besagen sollte: „Ich habe heute keine Zeit.“

„Na, war der Salat nich jut?“ fragte die Geschäftsinhaberin weiter, und nun mußte er doch einen Augenblick den Schritt einhalten.

„Gut war er, wenn auch nicht ganz so gut wie der erste.“

Ein breites Lachen klang auf. „Denn hat die Lotte doch wohl 'nen bessern Griff jehabt. Hätt' ich jar nich jedacht, dat sie sich so uffs Jeschäft versteht. — Denn kannst du ja man weiter den Herrn bedienen, det de Kundschaft nich verloren jeh.“

Und halb vorwärts gezogen, halb freiwillig vortretend stand neben der Mutter plötzlich Fräulein Lotte

Massurino, lachte den Obergeheimen an und fragte: „Also — womit darf ich dienen?“

Er fand nicht sogleich die rechte Antwort. Aber, den Hut vom Kopfe reißend, hatte er auf einmal einen Geschmack, ein Gefühl, als gleite der Drivieto ihm wieder die Kehle hinab, in die Adern hinein, und er stotterte: „Ich — Sie sind sehr freundlich, aber heute bin ich leider außer stande — bin sehr beschäftigt. Ein anderes Mal indessen mit dem größten Vergnügen —“

„Schön,“ sagte Fräulein Lotte, „dann halten wir uns Ihnen für ein andermal bestens empfohlen!“ drehte sich auf dem Absatz herum und war des Obergeheimen Blicken entschwunden.

„Ein andermal!“ — Es klang noch in ihm, als er am Abend in Sinnen verloren wieder die Flasche mit Olivenöl in der Hand hielt, und es klang ihm zurück, als er am Sonntag darauf von seinem Mittagsmahl wieder einmal durch die Straße kam, in der Carlo Massurino wohnte. Sein Schritt ward schneller, je näher er dem Gemüseladen kam. Da traf ein klapperndes Geräusch sein Ohr, seine Augen sahen, wie an den Auslagefenstern soeben die Laden zugemacht wurden, und nun erschien auf der Kellertreppe Frau Massurino, um auch da die Tür zu schließen.

„O —“ sagte der Obergeheime, „da komme ich wohl zu spät.“

Die Frau zog bedauernd die Schultern hoch. „Ja, da is nu heute nischt mehr zu wollen — von wegen die Sonntagsruhe; die Polizei is höllisch hinterher.“

„Schade — schade!“ sagte der Obergeheime, vor der Kellertür zögernd.

Da erscholl es aus unsichtbarem Männermunde: „Avanti, Alte, avanti!“

Diese nickte, den Gurt der Rolljaloufie in der Hand

haltend, dem Geheimssekretär zu: „Water hat's eilig heute, es soll nach Paulsborn 'rausjehn — sein Geburtstag is.“

„Ah so!“ sagte Theodor Küchenmeister, langsam sich ein wenig von der Schwelle zurückbewegend.

Und wieder erklang von unten eine Stimme, diesmal eine silberhelle: „So komm doch nur, Mutter, und mach endlich die Bude zu.“

Und der Stimme nach kam die geeilt, der sie angehörte. Aus der hinter dem Keller belegenen Stube kam sie herausgestürmt, in den Laden hinein und blieb da in der Mitte stehen, gerade in dem Streifen des funkelnden Sonnenlichts, der von der Straße herein über die Kellerdielen fiel.

Der Obergeheime vergaß den Hut zu ziehen, schaute nur in den Keller hinab, drinn etwas stand — kein Engel, obshon ebenso weiß gekleidet wie ein solcher, mehr ein Dämon, ein schöner, gefährlicher Dämon, auf die Erde gesandt, um Unheil zu stiften, wo er erschien.

Fräulein Lotte — Carlotta Massurino, sonntäglich gekleidet zu Waters Geburtstag und zu dem Ausflug nach Paulsborn.

Und auch die Mutter hatte sich herumgewandt, der Tochter zu. „Na ja doch, Lotte — aberst du siehst doch —“

Alein Fräulein Lotte sah nichts mehr. Der Jalousiegurt, von Frau Massurino einen Augenblick loser gehalten, war ihren Händen vollends entglitten, ein krachendes Poltern, und vor der Kellertür war die Kolljalousie herabgefallen.

Und während voll tödlichen Erschreckens der Obergeheime einen höchst unziemlichen Luftsprung zur Seite tat, erscholl hinter der Scheidewand hervor Frau Massurinos ebenfalls erschrockene Stimme: „Jotte doch, nu

nee — so wat! Verzeihen Se man — id konnte ja nischt vor!“

In ihre Stimme hinein mischte sich wieder die andere, hellklingende, spottlachende: „Und beehren Sie uns ein andermal wieder, Herr Geheimrat.“

Er ging die Straße hinauf mit langsamen, dreifach würdevollen Schritten. „Herr Geheimrat —“ Woher mußte sie denn? — Und mußte sie denn wirklich, oder sah sie's ihm nur so an?

Der würdevoll gemessene Gang hatte sich plötzlich ganz seltsam verändert, war elastisch geworden, und seine hohe, elegante, ja ganz ohne allen Zweifel elegante Gestalt drehte sich ordentlich mit jugendlicher Schneid in den Hüften.

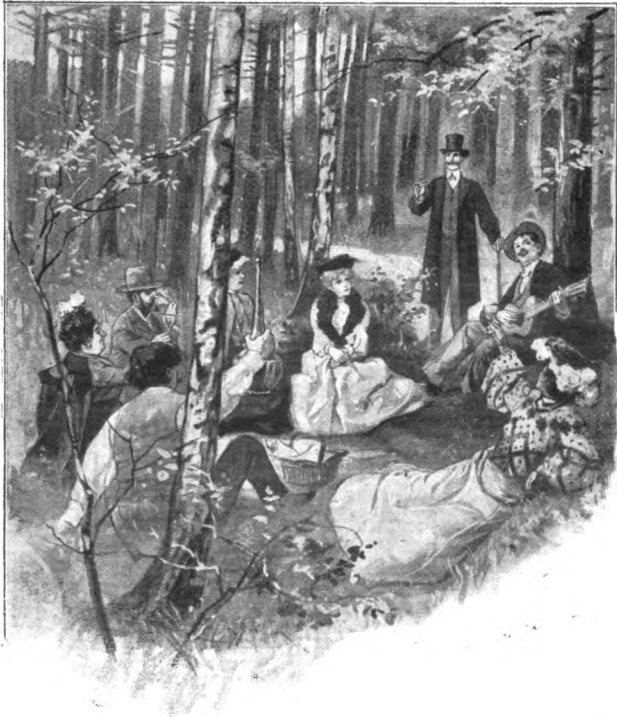
Herr Geheimrat! — Die kleine Titularabweichung, die ihn zunächst nicht im mindesten gestört, hatte plötzlich etwas empfindlich Aufreizendes für ihn. Geheimrat — na, so sah er doch wahrlich noch nicht aus, wie ein alter, steifbeiniger, verknöchertter Geheimrat — er, mit seinen neununddreißigunddreivierteil Jahren!

Nach den Linden zu war er geschlendert, und bei Bauer trank er seinen Kaffee. Und als eine der Blumenverkäuferinnen, denen er sonst schon von weitem abgewinkt, an sein Tischchen trat, suchte er unter allen Rosen sich die schönste, roteste aus.

Und dann mit der roten Rose im Knopfloch trat er wieder auf die Straße heraus und blickte sich um. Was fing er nun mit dem schönen Sonntagnachmittag an? Ob er vielleicht — nach dem Grunewald fuhr?

Ja, nach dem Grunewald fuhr er mit der Elektrischen bis nach Hundefehle. Von da bummelte er zu Fuß einsam weiter, pfadlos durch den lichten Wald dahin — so in der Richtung nach Paulsborn zu. Und plötzlich, ordentlich bestürzt vor Überraschung, blieb er

stehen. Ganz unversehens war er auf eine Gesellschaft von sieben Personen gestoßen, die in einer der grünen Mulden sich hingelagert hatten, und von denen eines



das andere an Fröhlichkeit zu überbieten suchte. In ihrer Mitte war auf weißem Tuche ausgebreitet ein kaltes Mahl, und von dem Inhalt der gewaltigen, bastumflochtenen Flasche war es zweifelsohne, was da goldigbraun in den Gläsern funkelte, die ein jedes der fröhlichen Runde in den Händen hielt.

Und eines dieser Gläser hob sich höher empor, schwenkte sich ihm entgegen, und eine lachende Stimme rief: „Proffit, gnäd'ger Herr! Ist's jefällig — auf den Schreck von heute mittag?“

Frau Massurinos Stimme war es, die also zu dem Obergeheimen sprach, und Herr Carlo Massurino, einladender noch mit Wort und Gebärde, winkte mit der mächtigen Flasche ihm zu: „Ist's gefällig? Vino di Roma — auf mein Geburtstagswohl!“

Es wäre unhöflich gewesen, verletzender Hochmut, da nicht Bescheid zu tun. Langsam, mit seinem vornehmen Lächeln, trat der Obergeheime vollends heran, nahm das gefüllte Glas, das Herr Massurino ihm bot, neigte huldvoll herablassend gegen diesen das Haupt, sprach: „Auf Ihr Geburtstagswohl!“ — hob elegant den Becher an die Lippen und tat einen nippenden Schluck. Tat danach einen zweiten, der kein Nippen mehr war, ein schlürfendes, prüfendes Trinken, während von Herrn Massurino hinweg seine Augen seitwärts gingen, auf Fräulein Lotte Massurino trafen, haften blieben auf ihren rotleuchtenden Lippen, und das flüssige Gold in ihn hineinrieselte wie eitel Sommer-sonnenglut. Das — dieser römische Wein — Orvieto war's ja und ebensogut, nein besser, weit besser noch wie jener —

Die Erinnerung an dessen verhängnisvolle Wirkung war zur rechten Zeit gekommen. Hoch hatte Theodor Küchenmeister sich plötzlich aufgerichtet, lüftete den Hut, sagte: „Besten Dank und noch viel Vergnügen!“ — und wandte sich zum Gehen.

Aber voll eifrigen Nötigens drang Frau Massurino auf ihn ein: „Langen Sie doch 'n bisken mit zu. Genug ist ja da und jern jegeben — ohne alle Umstände!“

Fräulein Lotte sagte nichts. Still saß sie da und sah den Obergeheimen an. In ihren schwarzen Augen war ein Ausdruck, als schauete sie ihm durch das tadellos gesteierte Vorhemd bis hinein in das innerste Herz — und vor dem, was sie da sah, hatte sich um ihre Lippen dieses seltsame hinterhältige Spottlächeln gelegt, aus dem er's wieder heraushörte mit einem Klang, der ihm wie ein Ruck durch Leib und Seele ging: „Herr Geheimrat!“ —

Und zwischen Herrn Carlo und Fräulein Lotte Massurino hatte der Obergeheime sich urplötzlich mit vieler Schneid auf den grünen Waldboden hingestreckt. „Wenn's denn also erlaubt ist. Wo man singt und — trinkt, da laß dich ruhig nieder.“

„Om —“ sagte Fräulein Lotte, „machen Sie sich nur keine Flecken auf Ihren feinen Sommerrock, wenn Sie sich so herablassen.“

Jetzt begegnete der Obergeheime ohne Wimperzucken dem spottenden Lächeln. „Auf ein paar grüne Streifen kommt's mir nicht an. Sie wissen's ja, wie ich das Grüne liebe — grünen Salat —“

„Ich — sieh mal einer an!“ sagte Fräulein Lotte nur ganz langsam und drehte sich wieder den anderen zu, die durch den neuen Gast sich im fröhlichen Schmausen und Lachen nur ganz vorübergehend hatten unterbrechen lassen.

Diese anderen waren ein behäbiges Ehepaar, ungefähr in der Art des Massurinoschen, deren Tochter, eine zarte Blondine, welche gleich Fräulein Lotte „höhere Bildung“ gelernt zu haben schien, und ein schlanker junger Mann in brauner Samtjoppe, der an Schwarzgelocktheit und Schwarzgeaugtheit Fräulein Massurino kaum nachstand, aber doch nicht deren Bruder schien, obgleich die beiden sich du nannten und Lotte und Tonio.

Und was in des Obergeheimen Hirn zu rätseln begann, wer dieser Tonio wohl sein möge, darüber gab dieser selbst ihm Auskunft, indem er mit einer etwas übertrieben tiefen Verbeugung und einem Spitzbubenlächeln sich vorstellte: „Tonio Bellucci, Bildhauer.“

„Aber nix Gipsfiguri,“ erläuterte stolz Carlo Maffurino, „Marmorkünstler!“

„Na na,“ lachte der Marmorkünstler, „ich ginge wohl noch heutigentages mit Figuri haufieren, wenn du mich nicht aus dem Gips herausgehauen hättest, Onkelchen. — Dein Wohl!“

Neffe und Onkel stießen an miteinander.

Der Obergeheime aber war emporgefahren, denn etwas, das er bisher nicht für nötig gehalten, fiel ihm jetzt als schwere Unterlassungssünde ein. „Rüchenmeister — Geheimsekretär im Finanzministerium.“

Mit voller Stimme hatte er es nunmehr verkündet, und allseitiges hochachtungsvolles Verneigen quittierte die Enthüllung.

Nur Fräulein Lotte hielt das Köpfchen zurückgebogen, und um ihre Lippen spielte wieder ein Lächeln, das deutlich sprach: „Natürlich, Geheimer —“

Da kam ihm der Ärger, und um den hinabzuzwingen, nahm er sein wiedergefülltes Glas und leerte es mit einem Zuge.

Während er es leerte, klang Saitenspiel auf, Carlo Maffurino hielt die Gitarre im Arm und rief: „Carlotta, Tonio, avanti — Tarantella!“

Tonio und Carlotta schauten sich an, lachten sich an, sprangen auf und begannen zu tanzen.

Und Theodor Rüchenmeister schaute ihnen zu. Er hatte schon öfter die Tarantella im Ballett gesehen, aber was da die beiden tanzten, das war noch etwas anderes, ganz etwas anderes. Wie jetzt Carlotta vor dem

vor ihr knieenden Tonio hin und her schwebte, lockend und lächelnd, sich neigend und beugend und, plötzlich die Arme emporwerfend, in wilder Leidenschaft ihn umkreiste, das dünkte dem Obergeheimen ein Tanzen ähnlich dem, wie es einst Johannes dem Täufer das Haupt gekostet.

„Bravo, bravo!“ klatschten voll Begeisterung die Zuschauer.

„Bravo,“ sagte ein wenig leiser auch der Obergeheime zu Fräulein Lotte, als diese mit heißen Wangen und leuchtenden Augen wieder neben ihm ihren Platz eingenommen. Und was in ihm rätselte, zwang sich gewaltsam über seine Lippen: „Ihr Herr Bräutigam?“

Sie sprach nicht ja und sprach nicht nein, aber gegen den Marmorkünstler sich verbeugend, lachte sie: „Du, Tonio, der Herr Geheime will wissen, ob du mein Bräutigam bist!“

Auch Tonio sagte nicht ja noch nein, aber er langte von des Dunkels Seite sich die Gitarre herüber und begann zu ihren Klängen ein Lied zu singen, von dem der Obergeheime nur zwei Worte verstand, die in schmelzendem Refrain immer wiederkehrten — „D Carlotta“ — und „amore“ — und als bei dem letzten Wort Tonios Blick von Fräulein Lotte einmal wie von ungefähr hinübergesprungen war zu der hellen Blondine, die sie Grete nannten, da war diese röter noch geworden wie der Flattermohn auf ihrem Gute, und Theodor Küchenmeister, der es mit einem Male mußte, daß Tonio Bellucci nicht Lotte Massurinos Bräutigam war, hatte plötzlich die noch tadellos frische Rose aus seinem Knopfloch genommen und bot sie Fräulein Lotte dar.

„Gleich zu gleich!“ sagte er galant.

Langsam streckte sie die Hand aus, drehte die Rose

ein paarmal hin und her, steckte sie dann halb zögernd in den Gürtel und sagte dabei: „Aber nun ist ja Ihr Knopfloch ganz leer!“ -

Wieder ging ihm ihr lächelnder Blick durch und durch. War er denn von Glas, daß sie in seine tiefsten Tiefen hinabsehen konnte und darin gewahrte, was seines Lebens höchstes, geheimstes Sehnen war — das heißt bis jetzt gewesen war: im Knopfloch so ein buntes Bändchen.

Abermals, wie um etwas hinabzuzwingen, hatte er sein Glas ergriffen, und über das Glas hinweg sprach er sodann langsam, wie sie gesprochen: „Sie können mich ja dekorieren, Fräulein Lotte.“

Es funkelte in ihren Augen, und plötzlich hielt sie in den Händen eines der Salatblätter, die zwischen die gebratenen Hühner gelegt waren, rollte es hurtig zusammen und steckte es in das Knopfloch, das der Obergeheime mit spitzen Fingern ihr entgegenbog. „Da — weil Sie ja doch das Grüne lieben!“

Und dann war sie aufgesprungen und hatte die blonde Grete mit sich emporgezogen.

„Komm, du — nicht so wie angenagelt dastehen! Kämmerchen vermieten wird jetzt gespielt!“

Und dann — dann hatte wirklich der Obergeheime zwischen den Kiefernstämmen Kämmerchen vermieten mitgespielt, bis Frau Massurinos Stimme zur Heimkehr mahnte.

Herr Carlo Alberto Massurino nahm die bis zum letzten Tropfen geleerte gewaltige Flasche und rief, sie gegen einen Baumstamm schmetternd: „Evviva l'Italia — evviva la Roma — vino di Roma!“

Wieder mit so einem Seitenblick und einem hinterhältigen Lächeln sah Fräulein Lotte den Obergeheimen an und sagte: „Sie haben jetzt gewiß einen anderen Heimweg wie wir, Herr Geheimrat.“

Er hatte nicht sofort Antwort gegeben. Von Fräulein Lotte hinweg ging sein Blick zu Herrn und Frau Maffurino und von diesen wieder zu Fräulein Lotte



zurück — seine Brauen zuckten auf und nieder, er schluckte ein paarmal und sagte dann kurz: „Geheimsekretär bin ich, nicht Geheimrat, und überhaupt — ich -- mein Vater ist Tischler gewesen, und meine Mutter

hat Werkeltags blaue Leinwandshürzen getragen so gut wie die Ihre."

Da war etwas Merkwürdiges geschehen. Um seine Hand, die den Zylinder hielt, hatten sich plötzlich zwei kleine, weiche, warme Hände mit festem Druck gelegt. „Das ist nett von Ihnen — nein, wirklich, das ist sehr nett von Ihnen! Das hätt' ich Ihnen gar nicht zugetraut!“

Und wieder hatte der Obergeheime Fräulein Lottes Blick verstanden und warum sie ihm so warm die Hand gedrückt. Und obgleich er rot wurde darüber, wie nur einer rot werden kann, der sich all seiner kleinen und großen Eitelkeiten schämt, so sah er ihr doch frei ins Gesicht und sagte leise: „Mir ist einmal — vor langen Jahren etwas quer gegangen, und da — seitdem hab' ich für nichts anderes mehr Sinn gehabt, als im Amte vorwärts zu kommen.“

„So was Ähnliches hab' ich mir beinahe gedacht,“ entgegnete Fräulein Lotte. „Na, da war's auch die höchste Zeit!“

Wozu es die höchste Zeit gewesen war? Er hatte sie nicht gefragt, und sie hatte es ihm nicht weiter auseinandergesetzt.

Im Halbdunkel waren sie allesamt zu Fuß bis nach Hubertus gegangen. Erst waren Tonio Bellucci und die blonde Grete die letzten gewesen, dann hatte sich's so gemacht, daß der Obergeheime und Fräulein Lotte ganz hintendrein gingen.

In Hubertus, bevor sie völlig an die anderen herankommen waren, die singend dastanden und die Straßenbahn erwarteten, da sagte Fräulein Lotte: „Nun bleiben Sie noch eine Weile hier und fahren nachher allein nach Haus. Was sich für Sie paßt und nicht paßt, das seh' ich schon selber ein.“

Er hatte gezügert, und zögernd waren sie beide stehen geblieben im Dunkel hinter dem Taxusbaum, und dann —

Und dann — — — —

Er war allein heimgefahren, stand in seiner Stube, und weil's ihm sehr heiß war, hatte er den Rock ausgezogen, blickte tief sinnig darauf nieder, zog langsam aus dem Knopfloch die zusammengerollte grüne Dekoration, nickte vor sich hin und sprach: „Da haben wir also den Salat!“

Und dann hatte er plötzlich beide Fensterflügel aufgerissen und bog sich weit hinaus. Herrgott, war das noch eine Wärme, und es wollte doch schon auf den Herbst zugehen!

„Na, da war's auch die höchste Zeit!“ — —

Jawohl, jawohl, die höchste Zeit! Und wenn die ungewohnte Hitze einem auch zunächst vielleicht ein bißchen zusetzen würde — man gewöhnte sich schon daran — o, man gewöhnte sich daran! Er fühlte es ja schon jetzt, wie er sich daran gewöhnte, wie er ordentlich danach verlangte, daß es ihm noch heißer werde, wieder so heiß wie in dem Augenblicke, da er hinterm Taxusbaum auf zwei junge Lippen ganz fest die feinigsten gepreßt hatte.

Jung — noch nicht einmal zwanzig war sie! Tief erschrocken war er, als sie's ihm gesagt. Aber dann hatte sie hinzugesetzt: „Ich hab' schon als Backfisch die jungen Laffen nicht gemocht. Freilich verknöchert und verknackst darf einer auch nicht sein!“

Verknackst — verknöchert! — Das Erschrecken kam dem Obergeheimen plötzlich wieder. Er fühlte eine ungewohnte Mattigkeit und — er konnte sich's nicht ableugnen — er war müde, sehr müde.

Aber — wie hatte sie doch gleich gesagt, da er ihr gute Nacht gewünscht? „Schlafen werd' ich heute un-

gewiegt. Ich bin zum Umfallen müde. Wir sind aber auch 'rumgetollt!" —

'rumgetollt — das war's! — Und er, der Obergeheime, der mitgetollt hatte und — ja, jetzt entsann er sich wieder ganz genau — plötzlich beim Haschspiel statt Fräulein Lottes schlank geschmeidiger Gestalt Frau Massurinos schwarzseidene Stattlichkeit einen Augenblick gefangen hielt, und diese, wie er seinen Fehlgriff entschuldigen wollte, lachte: „Na, schadet nicht — et bleibt ja in der Familie.“

In der Familie! —

Vom Fenster her strich's jetzt doch wie ein kühler Luftzug. Schwiegermama — Schwiegerpapa —

„Später, wenn sich die Lotte erst mal verheiratet hat, da kaufen wir uns denn so in 'n Vorort ein Häuschen mit Garten und setzen uns da zur Ruhe“ — hatte er so nicht Frau Massurino sagen hören?

Und Lotte selbst, die es ja einsah, was sich für ihn paßte und nicht paßte! — —

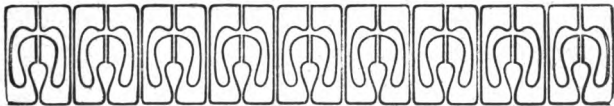
Ja, seine Lotte, die wußte es und die würde es auch künftig wissen.

Jetzt aber wollte er zur Ruhe gehen und ausschlafen.

Dann morgen früh würde er sich's überlegen, ob man gleich ins Ministerium den neuen schwarzen Gehrockanzug, oder ob man aus dem Bureau erst noch mal nach Hause ging und sich umkleidete, bevor man sich danach erkundigte, wie Fräulein Lotte Massurino die Geburtstagsfeier bekommen war.

Lächelnd, fast ein wenig mit Fräulein Lottes hinterhältigem Lächeln atmete der Obergeheime noch einmal tief die Sommerwärme in sich hinein, und dann nahm er das grüne Salatblättchen und — küßte es.





Die französischen Strafkompanien.

Düstere Bilder aus dem Soldatenleben.

Von E. Appenzeller.

Mit 12 Illustrationen.

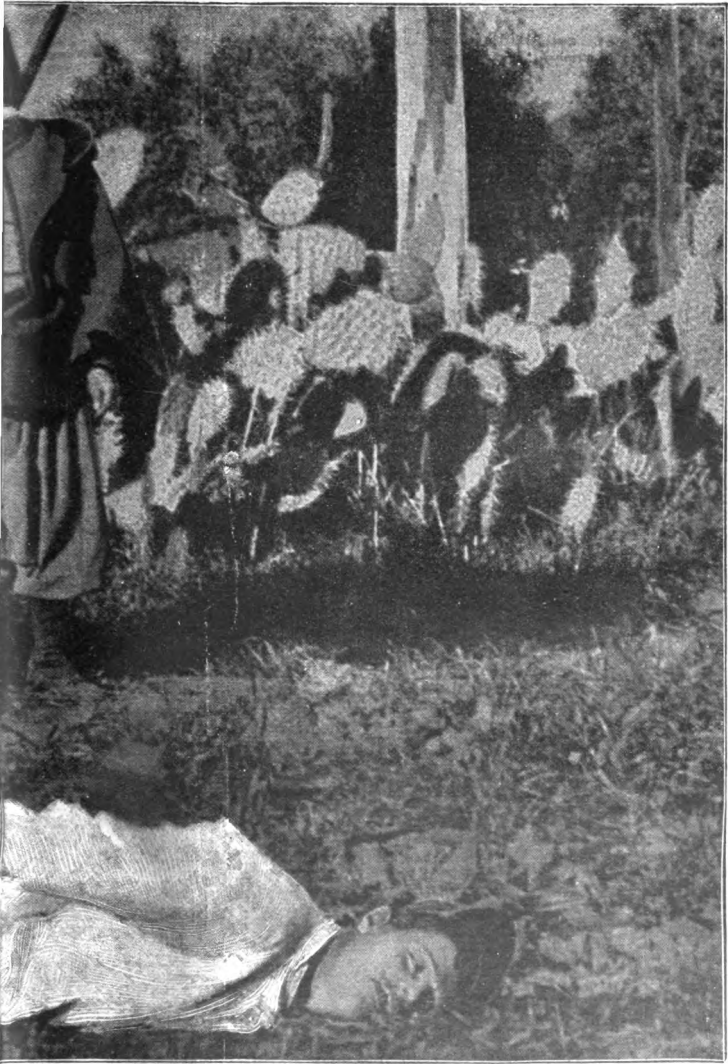


(Nachdruck verboten.)

In den letzten Jahren sind wiederholt, sowohl in deutschen Zeitungen als auch in besonderen Veröffentlichungen, Schilderungen von Erlebnissen in der Fremdenlegion in Algerien erschienen, die hauptsächlich dazu dienen sollen, junge Deutsche vor dem Eintritt in dieselbe zu warnen. In der That geben diese Schilderungen ein abschreckendes Bild des Lebens in der Fremdenlegion, welche zum größten Theil aus Abenteurern und sogar aus verbrecherischem Gesindel aller Nationen besteht. Daß aber nicht nur die Fremdenlegionäre ein trauriges Dasein fristen, sondern daß auch die französischen Soldaten selbst, die in die algerischen Strafkompanien versetzt worden sind, ähnliche Leiden durchzumachen haben, geht aus einem Berichte hervor, welchen der mit den dortigen Verhältnissen vertraute ehemalige Zahlmeisteramtssekretär Charles Vallier kürzlich veröffentlicht hat. Wir entnehmen demselben im nachstehenden einige der interessantesten Angaben, die



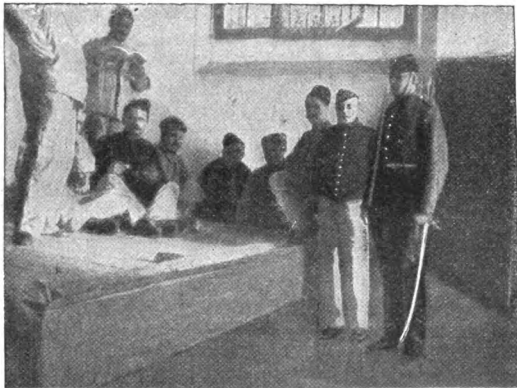
Die „Crapaudine“. Eine grausame Strafe bei den



Strafkompanien des französischen Heeres in Algerien.

wir nach Bedürfnis durch Auszüge aus den Erlebnissen deutscher Fremdenlegionäre ergänzen werden.

Die Disziplinarstrafen, welche im französischen Heere ohne kriegsgerichtliches Urteil verhängt werden können, sind Kasernenarrest, Arrest, Gefängnis, Einzelhaft und Versezung in eine Strafkompagnie. Der Antrag auf eine solche Versezung kann von einem Hauptmann oder Rittmeister bei dem Regimentskommandeur gestellt

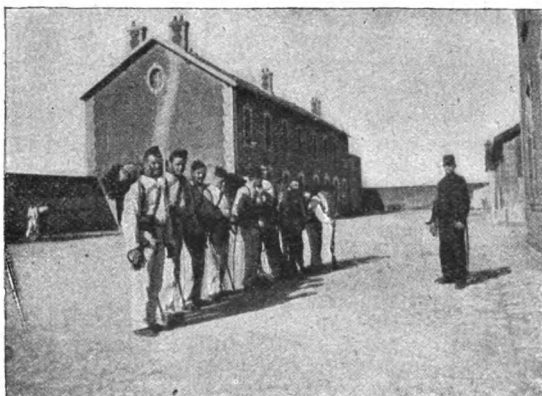


Erste Stufe: Im Arrest.

werden, wird alsdann von einem Disziplinargericht begutachtet und in letzter Instanz von dem Brigadegeneral entschieden. Gleich nach der Stellung des Antrags kommt der Soldat in Einzelhaft, in welcher er bis zur endgültigen Entscheidung, die manchmal wochenlang auf sich warten läßt, verbleibt. Alsdann wird er unter Gendarmeriebegleitung nach dem Einschiffungs-orte, gewöhnlich Marseille oder Port Vendres, gebracht und mit anderen Schicksalsgenossen im Militärgefängnis bis zum Tage der Abfahrt eingesperrt. An letzterem werden sie gruppenweise, je zwei durch Handfesseln an-

einander gebunden, auf ein Schiff geführt und im Zwischendeck in einem unter dem Namen „Hühnerkäfig“ bekannten Verschlag untergebracht. Nach der Abfahrt werden sie unter Aufsicht der Gendarmen auf Deck gelassen, bis sie den Boden Afrikas betreten, wo sie einer schweren Dienstzeit entgegengehen.

Es bestehen zur Zeit in Algerien vier Füsilier-Strafkompanien, nämlich je eine in den Provinzen Algier,



Zweite Stufe: Die Arbeiterabteilung.

Oran und Constantine und in der Regentschaft Tunis; außerdem haben auch die einheimischen Regimenter (Turkos), die Fremdenlegion und in anderen französischen Kolonien die daselbst stehenden Truppen ihre besonderen Strafteilungen.

Die Straffüsilier dürfen weder Backenbart noch Schnurrbart tragen. Ihre Uniform unterscheidet sich von derjenigen der Linieninfanterie durch die graue Farbe des Tuches und die auffallende Größe des Kappenschirms. Ihre Waffen werden ihnen, wenn sie ihrer zum Dienst nicht bedürfen, abgenommen und in einem besonderen

Magazin verwahrt. Außer zu dem eigentlichen Militärdienst werden die Straßsoldaten auch häufig zu öffentlichen Arbeiten und Privatunternehmungen wie Straßen-, Kanal- und Eisenbahnbauten, Bergwerksbetrieb, landwirtschaftlichen Arbeiten und dergleichen verwendet.

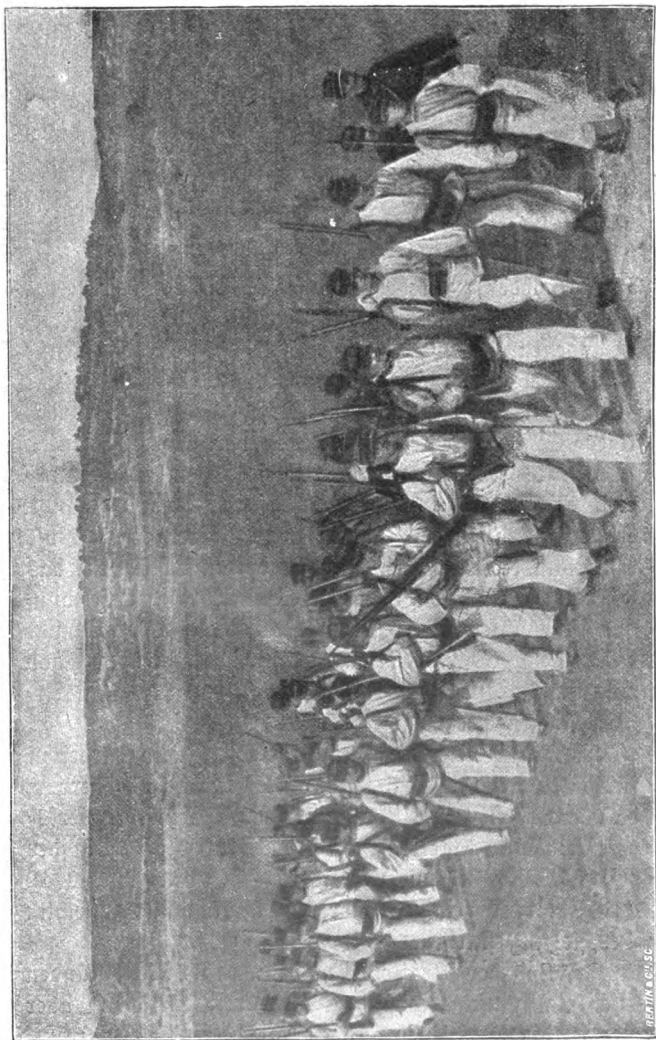
Die bei den Strafkompagnien zulässigen vorschriftsmäßigen Disziplinarstrafen sind im allgemeinen dieselben



Dritte Stufe: In Einzelhaft.

wie bei den regulären Truppen, nämlich Arrest, Gefängnis und Einzelhaft; jedoch kommen häufig auch vorschriftswidrige Bestrafungen, ja sogar grausame Mißhandlungen der Gefangenen vor, wie folgende Beispiele zeigen werden.

Ein großer Mißstand liegt in der häufig eintretenden Überfüllung der Arrest- und Gefängnisräume, die dazu noch schmutzig und voll Ungeziefer sind und nur ungenügend gelüftet werden. Es kommt vor, daß nicht einmal alle Gefangenen auf den Britischen liegen oder sitzen können und insolgedessen auf dem feuchten Stein-



Eine Strafkompanie auf dem Marsche.

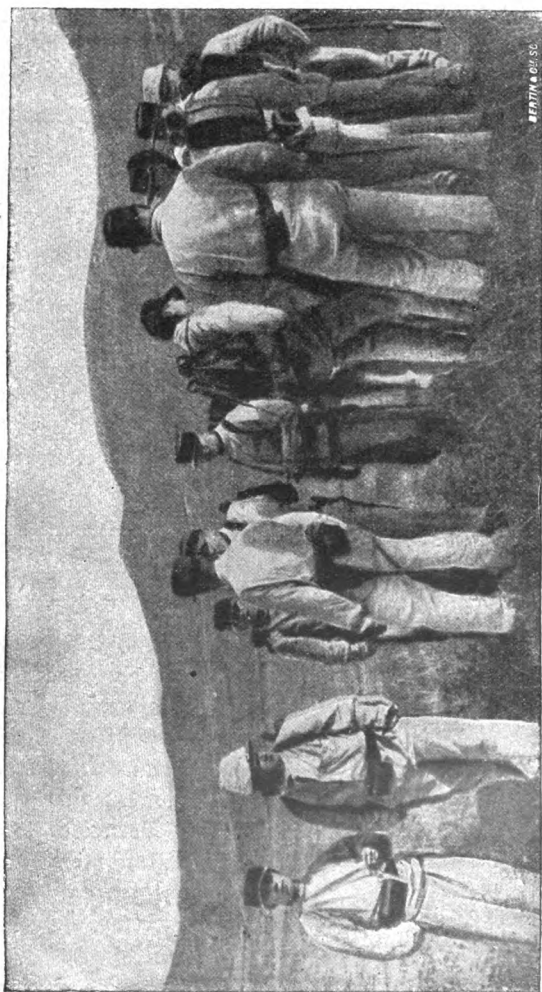
BRATIA & CO. SC.

boden liegen oder lauern müssen; ja sogar die Einzelzellen werden bisweilen in ähnlicher Weise überfüllt.

In den Arbeiterabteilungen wird die Strafe dadurch erschwert, daß sie auch bei der größten Hitze den ganzen Tag lang angestrengt arbeiten müssen und dabei oft von den Unternehmern in rücksichtslosester Weise ausgebeutet werden. Von einer solchen Abteilung schreibt der ehemalige Fremdenlegionär W. Füge in seinen kürzlich veröffentlichten Erlebnissen: „Unser Bataillon mußte wiederum drei Züge zur Beaufsichtigung von 300 bis 400 zu öffentlichen Arbeiten verurteilten Militärgefangenen stellen, welche letztere Handlangerdienste beim Bau einer Eisenbahn verrichten mußten. Das größte Elend tritt hier zu Tage. Es ist ein richtiges System der Ausbeutung der Menschenkräfte. Wegen der lächerlichsten Vergehen hat man jung und alt auf 5 bis 10, auch noch mehr Jahre hierher gesandt. Unter Zelten liegen die Bedauernswerten zu 12 bis 16 Mann. Mit dem Morgengrauen müssen sie auf das Arbeitsfeld, und bis der letzte Sonnenstrahl verschwunden ist, müssen sie angestrengt arbeiten. Eine Stunde Mittagspause gewährt man den Armsten, wovon schon eine halbe Stunde für den Marsch von und zum Arbeitsfeld abgerechnet werden muß.“

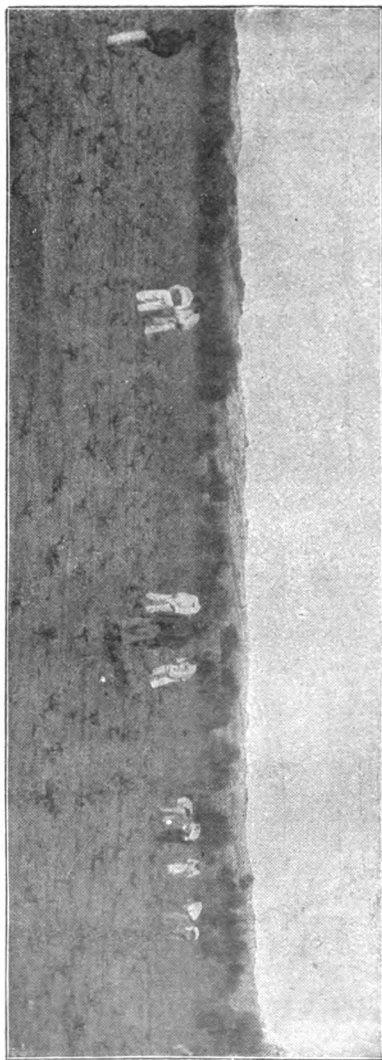
Wie nachteilig diese und ähnliche Zwangsarbeiten für die Gesundheit sind, geht aus der Tatsache hervor, daß von den im Dienste einer englischen Bergwerksgesellschaft in Algerien stehenden Strassoldaten in der ersten Hälfte des Jahres 1901 nicht weniger als 42 am Fieber oder infolge Überanstrengung und schlechter Verpflegung starben.

Das Los der Strassoldaten kann ja unter Umständen auch ein günstigeres sein, in den meisten Fällen aber werden die Sträflinge äußerst hart behandelt, nament-



REDFIN G. & CO.

Eine Strafkompagnie während einer Manöverpause.



Im Weinberg beschäftigte Strafruppen.

lich weil ihre unmittelbaren Vorgesetzten, die in Bezug auf Bildung, Menschlichkeit und Gerechtigkeitsliebe sehr viel zu wünschen übrig lassen, sie aus Eigennutz, Mutwillen oder Grausamkeit schlecht behandeln. Während der Arbeit werden sie von Soldaten mit geladenem Gewehr bewacht, die den Befehl haben, bei jedem Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch zu machen. Das letztere geschieht gelegentlich, namentlich wenn es sich um einen Racheakt handelt, auch unter dem Vorwande eines Fluchtversuchs, wie folgender Vorfall zeigt: Ein beim Straßenbau beschäftigter Sträfling mußte auf

Befehl des ihm übelwollenden Sergeanten die Mächte in einem besonderen, unter dem Namen „Grab“ bekannten Zelt von nur 1,50 Meter Länge, 60 Zentimeter Breite und 50 Zentimeter Höhe auf bloßer Erde liegend zubringen. Als der wachhabende Turko eines Abends an die übrigen Gefangenen Decken austeilte, warf er auch dem im „Grabe“ Liegenden eine solche mit den



In einer Baumschule arbeitende Strafgefangene.

Worten zu: „Da nimm, das ist für dich!“ Hierauf kroch der Sträfling aus seinem kleinen Zelt heraus, um die Decke zu holen, wurde jedoch in demselben Augenblicke von dem Turko niedergeschossen. Der in der Nähe lauende Sergeant, welcher den heimlichen Befehl zu diesem Mord gegeben hatte, eilte hinzu und rief laut aus: „Dummkopf, warum hast du fliehen wollen?“ um so den Glauben zu erwecken, daß der Unglückliche wegen eines Fluchtversuchs erschossen worden sei.

Fluchtversuche kommen bei den Strafkompagnien und

der Fremdenlegion zwar nicht selten vor, haben aber, namentlich im Innern der Kolonie, wenig Aussicht auf Erfolg.

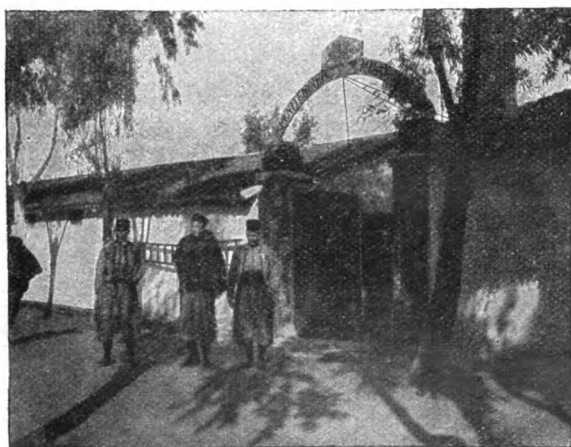
Ein Fahnenflüchtiger muß nicht nur beständig befürchten, wieder eingefangen zu werden, sondern er kann auch, was für ihn viel schlimmer ist, in die Hände der eingeborenen Araber fallen, die ihn zunächst ausplün-



Ein Streit im Lager der Strafgefangenen.

dern und dann entweder ermorden oder verkaufen oder gegen die vorgeschriebene Belohnung von 25 Franken an die französischen Behörden ausliefern. Entgeht er diesen Gefahren dadurch, daß er auf seiner Flucht alle menschlichen Wohnstätten meidet, so setzt er sich in den öden Gegenden infolge von Anstrengungen und Entbehrungen unsäglichen Qualen aus, und selbst wenn er die Grenze des Nachbarlandes Marokko überschritten hat, so ist er noch nicht vor der Auslieferung durch die Grenzstämme sicher.

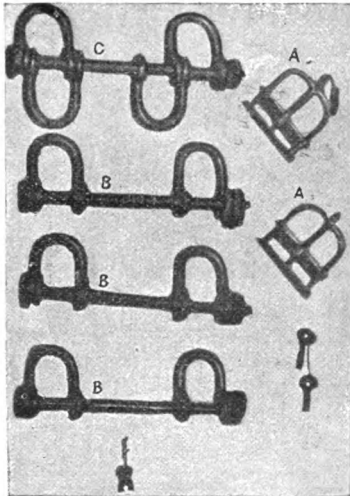
Ein wieder eingefangener oder eingelieferter Deserteur kommt zuerst in Untersuchungshaft und wird dann vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn je nach der Schwere seines Vergehens zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, die er im Militärgefängnis abzubüßen hat, sofern er nicht zu Zwangsarbeiten im Freien verwendet wird. Zur Verschärfung der Strafe werden die Gefangenen bis-



Eingang zum Militärgefängnis in Douera.

weilen in Eisen gelegt, trotzdem die Dienstvorschriften es ausdrücklich verbieten. Der schon erwähnte ehemalige Sekretär Vallier versichert, daß während seiner Dienstzeit fast jeden Tag Fesselungen vorkamen, und als Beweis dafür, daß das auch jetzt noch der Fall ist, nahm er bei seinem letzten Aufenthalt in Algerien im Dezember 1901 eine in nachstehendem Bilde wiedergegebene Photographie der bei den Strafgefangenen in Stauéli trotz des Verbotes zur Verwendung kommenden Hand- und Fußfesseln. Noch schlimmer als die einfache Fesse-

lung ist die in unserem Bilde auf S. 104/105 dargestellte, unter dem Namen Crapaudine bekannte Strafe, die natürlich ebenfalls verboten ist und nichtsdestoweniger angewandt wird. Das Wort ist von crapaud (Kröte) abgeleitet, weil die auf dem Rücken mit den Händen kreuzweise zusammengeschnürten Beine wie Krötenschenkel zurückgebogen sind.



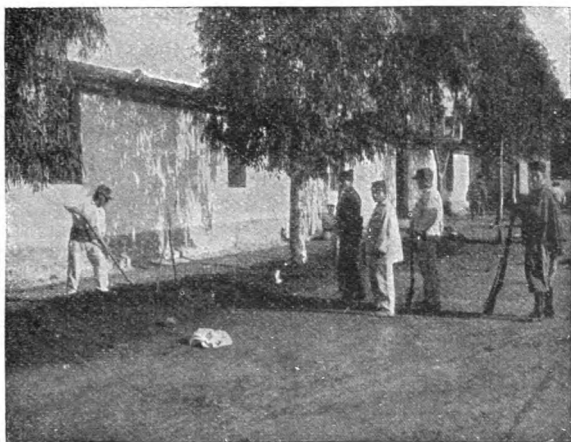
Vorschriftswidrige Hand- und Fußfesseln.

Die zur Fesselung gebrauchten Stricke werden oft angefeuchtet, um die Spannung und dadurch die Schmerzen zu vergrößern. Bisweilen wird dem Gefangenen auch noch ein Knebel in den Mund gesteckt und durch Schnüre mit den Hand- und Fußgelenken verbunden, so daß der Unglückliche sich nicht mehr rühren kann und stunden-, ja tage-

lang, selbst in der afrikanischen Sonnenglut, hilflos liegen bleiben muß, bis er durch seine Peiniger oder auch durch den Tod von seinen Qualen befreit wird. Diese fürchterliche Strafe beweist zur Genüge die Grausamkeit derjenigen, die sie verhängen; daß letztere aber bisweilen sogar bis zur Unmenschlichkeit gesteigert wird, zeigen zahlreiche Beispiele, von denen hier nur einige wenige angeführt seien. Zwei Gefangene wurden einst so fest gebunden, daß die tief ins Fleisch ein-

schneidenden Handfesseln nicht ohne ärztliche Hilfe abgenommen werden konnten, und die beiden Bedauernswerten noch monatelang ihre Arme in der Schlinge tragen mußten.

Ein Wachtmeister machte sich ein Vergnügen daraus, seine brennende Zigarre auf der nackten Haut eines wehrlos Gefesselten auszulöschen; ein anderer ließ



Arbeitsdienst im Hofe des Militärgefängnisses.

den in Eisen geschlagenen Gefangenen nach zwei Fasttagen eine absichtlich stark versalzene Suppe, dazu aber trotz der großen Hitze und des quälenden Durstes einen Tag lang nichts zu trinken geben.

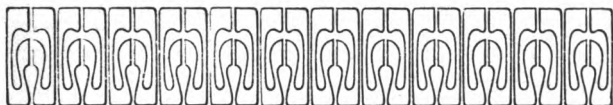
Ein Leutnant benützte die hilflose Lage der gefesselten Gefangenen, um sie mit seinem Stocke zu schlagen.

Ein Wachtmeister ließ mitten im Winter seine Gefangenen entkleiden und die ganze Nacht an die Räder eines Wagens gebunden zubringen; ein anderer befahl einem sich krank meldenden Sträfling, sich zu entkleiden,

und ließ ihn alsdann an Händen und Füßen fesseln und in einen Ameisenhaufen werfen, wo er längere Zeit hilflos liegen blieb.

Aus diesen Enthüllungen geht deutlich hervor, daß trotz der bestehenden Vorschriften, die von Zeit zu Zeit durch Erlasse neu eingeschränkt werden, die Behandlung der Strafabteilungen in Algerien oft eine grausame ist, und da die dortigen Franzosen von ihren eigenen Landsleuten so behandelt werden, so können die in französischen Diensten stehenden Ausländer, darunter namentlich die Deutschen, auch nicht auf größere Schonung rechnen, weshalb ein jeder es sich angelegen sein lassen sollte, junge Leute, welche in die Fremdenlegion einzutreten beabsichtigen, vor einem so gewagten, meist ins Elend und Verderben führenden Schritte eindringlich zu warnen.





Cesina de Falco.

Römische Novelle von Woldemar Urban.



1. (Nachdruck verboten.)

Was? Sie wollen bei dem Wetter in die Campagna?" fragte mich ein bekannter Maler auf der Piazza Termini in Rom. „Ist ja gar keine Campagnastimmung in der Luft.“

„Was nennen Sie denn Campagnastimmung in der Luft?“ entgegnete ich.

„Schirocco! Wenn graue, tiefhängende Wolken, mit stahlblauen Lichtern durchsetzt, über das Hügelgelände der römischen Campagna dahinziehen, Gewitterstimmung mit dick zusammengeballten Wolkenmassen und plötzlich sich öffnenden Fernsichten, als ob man einen Vorhang wegzöge, ein weißer Sonnenstrahl, mehr ein Gespenst als ein Licht, flüchtig über die Felder hinhuschend — das ist richtige Campagnastimmung, richtige Illustration zu dem „Dunst der Weltgeschichte“, den die römische Campagna mit ihren vieltausendjährigen Trümmern, mit ihren Schlössern und Burgen, ihren Bergen und Seen, mit ihren wilden Büffelherden und räubermäßigen Campagnaleuten aushaucht. Das ist der Schatten des finsternen Mittelalters, der wie ein

grauer Schleier über dem mächtigen und malerischen Rund liegt, das die Welt die römische Campagna zu nennen beliebt, das ist — — —“

„Daß mich in Ruhe mit deinen Redensarten!“ dachte ich und ließ den Mann stehen. Wozu braucht man so abenteuerliche Phrasen zu machen? Die Welt ist abenteuerlich genug, auch ohnedies.

Es war ein hübscher Herbsttag, etwas heiß, aber klar, mit wolkenlosem, tiefblauem Himmel. Das genügte mir, und ich fuhr mit dem Neunuhrzug von Rom weg nach Albano, wo ich kurz vor elf Uhr ankam.

Albano ist ein poesieloses, langweiliges Nest mit einer Menge Hotels und keiner vernünftigen Kneipe. Es gehört gar nicht in die römische Campagna. Ich ging also — ganz allein, wie ich war — durch die Stadt und auf der Straße nach Genzano weiter.

Genzano, oberhalb des Nemisees, ist schon anders. Ach, wenn ich daran dachte, wie ich vor etwa dreißig Jahren zum ersten Male nach Genzano kam, dann wird mir weich ums Herz — und um den Magen. Das Artischockenfritto, das mir damals Donna Olympia im Lepre gemacht, schmeckt mir heute noch, so duftig, so herz- und magenerquickend war es. Nie in der Welt habe ich so zarten und so rosigen Schinken gegessen, so prickelnd-reinen, herzhaften Frascati getrunken wie bei Donna Olympia.

Donna Olympia war ein Segen für die ganze Gegend. *Tempi passati!* Donna Olympia ist lange tot, und ihr Strolch von einem Sohn macht den vornehmen Mann, den Hotelier, der von der edlen Kochkunst fast nichts mehr weiß und nur darauf bedacht ist, die Fremden zu schröpfen.

„Wo werde ich nun frühstücken, wenn ich nach Genzano komme?“ dachte ich ärgerlich. Die Straße war

heiß und staubig und stieg ziemlich steil an. Denn wenn Genzano auch wie eine Perle der Landschaft, wie eine Laune der Kulturgeschichte malerisch und poetisch auf der Höhe, am Berge hingekleckt, liegt, wie ein historischer Traum, so liegt es eben doch hoch, und es war mühsam, dahin zu gelangen.

Da sah ich wenige Schritte vor mir auf der Straße einen Mönch gehen, einen Kapuziner. Langsam tappte er mit in der Kutte zusammengefalteten Händen durch den Staub der Straße, und als ich näher kam und sein Gesicht sehen konnte, fragte ich mich überrascht: „Wo habe ich dieses bleiche, ernste Gesicht mit dem spärlichen schwarzen Bart schon gesehen?“ Es war gewiß schon lange her, aber es mußte häufig gesehen sein, denn ich hatte das Gesicht nicht vergessen.

„Ah, Don Carlo,“ sagte er plötzlich, mir grüßend zurückend und in seiner eigentümlichen wehmütigen Art lächelnd, „kommen Sie auch einmal wieder in unsere Gegend? Sie waren lange Zeit nicht hier.“

Da erkannte ich auch ihn wieder. Da er mich Don Carlo nannte, wußte ich, daß er aus dem Kapuzinerkloster oberhalb des Nemisees stammte, wo man mich so nannte, weil mein anderer Name den Leuten so fremd und ungeläufig war.

„Fra Domenico,“ rief ich, ihm die Hand reichend, „wie geht's?“

„Oh, wie soll's gehen? Man wird älter. Sie haben auch schon graue Haare im Bart, Don Carlo. Sie werden auch nicht jünger.“

„Auch nicht besser. Das ist in der Welt nicht anders. Sie wird immer älter und abgenüchter und verschlagener und schlechter.“

„Um,“ machte Fra Domenico in seiner ruhigen philosophischen Art, „sagen Sie das nicht. Die Welt

wird nicht schlechter, Don Carlo, wenn wir auch älter werden. Ich will's Ihnen beweisen. Sie werden uns doch einmal im Kloster besuchen? Ich habe was für Sie gefunden."

"Sie haben etwas für mich gefunden, Fra Domenico?" fragte ich neugierig.

"Ich weiß, Sie sind ein nachdenklicher Herr und haben gern alte Bücher und Geschichten."

"Ah, in der Klosterbibliothek?"

"Nicht in unserer. Ich habe es mitgebracht aus Balmontone, und wenn Sie uns besuchen — Sie haben doch sonst so manche Stunde in unserem Garten ge-
essen — —"

"Manch schöne Stunde, Fra Domenico."

"— — und haben in den Nemisee geschaut wie in ein Wunder. Kommen Sie auch heute! Ich zeige Ihnen das alte Manuskript."

"Ein altes Manuskript?"

Fra Domenico hatte mich ganz richtig eingeschätzt. Alte Manuskripte, alte wurmstichige Schartelen waren schon immer meine Leidenschaft gewesen. Aber ich fühlte auch Hunger und dachte daran, wie man wohl in diesem Fall das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden könne.

"Wissen Sie, was wir machen, Fra Domenico?" sagte ich nach kurzer Überlegung.

"Was wollen Sie sagen?"

"Wir gehen jetzt zum Zi' Pippo*) in Genzano, holen uns etwas Salami, Schinken, Käse, Brot und frühstücken dann zusammen in Ihrem Garten. Wie? Ein guter Fiasco wird sich schon irgendwo finden."

Fra Domenico machte ein bedenkliches Gesicht. "Zi'

*) Eigentlich Zio Filippo, das heißt Onkel Philipp.

Bippo ist ein Gauner," sagte er dann. „Er wiegt knapp, mißt schlecht und verkauft auch manchmal Salami, die nicht mehr zu verkaufen ist. Er betrügt die Leute. Alle haben ihn auf dem Korn. Er ist geizig und filzig wie die schwere Not. Kein Pizzicagnolo *) in der ganzen Gegend schneidet so dünne Salamischeibchen wie er.“

Ich ließ mich aber nicht abschrecken. Das Frühstück im Freien, im Klostergarten der Kapuziner am Nemisee, und das alte Manuskript waren mir zu verlockend, als daß ich mich durch einen betrügerischen Pizzicagnolo davon abbringen lassen sollte. Ich wollte schon mit ihm fertig werden und zog Fra Domenico mit mir fort.

Als wir in Genzano und gleich darauf vor dem Laden des Zi' Bippo anlangten, bot sich uns eine Szene, wie man sie nicht selten in den kleinen italienischen Ortschaften findet, wo die Leute nicht recht wissen, wie sie die Zeit totschiagen sollen, und ihnen jede Art der Unterhaltung recht ist. Vor dem Laden auf der Gasse saß die dicke, etwas schlampige Ehehälfte des Zi' Bippo mit ihren drei Buben. Um sie herum eine Anzahl Leute, unter denen ein kleiner, pudiger und buckliger Herr war, wie ich später hörte, der Farmacista, der Apotheker von Genzano. Er galt für einen geschickten Mann und hatte studiert. Aber er war ein böser Christ, trank viel Wein und blieb gern schuldig, was er nicht bezahlen konnte.

„Es sind noch über sechs Lire, Don Pietro," bemerkte soeben die Frau des Zi' Bippo.

„Das ist gleichgültig. Ihr Mann hat mich betrogen, wie er alle Welt betrügt, Donna Lucia," verteidigte sich der Farmacista lebhaft. „Für einen Popf

*) Krämer, die mit allerlei Gewaren handeln.

Zwiebeln fünf Soldi! Ist das erhört? Das ist Betrug, Donna Lucia!"

„Aber —“

„Nein, Ihr habt mich nicht auf der Gasse zu mahnen, Donna Lucia, ich werde —“

„Aber es fällt mir ja gar nicht ein, mein lieber Don Pietro. Es wird sich ja alles machen. Ich wollte Euch nur bitten, einmal meine drei Jungen anzusehen. Sie haben alle drei den Husten, und ich bin in großer Sorge, was daraus wird.“

„Ihre drei Jungen, Donna Lucia?“ fragte der Apotheker etwas versöhnlicher und mit einer gewissen Wichtigkeit. Er kannte seine Bedeutung sehr gut und mußte wohl, daß die Leute bei ihren körperlichen Unbehagen immer zunächst zu ihm kamen und zum Arzt erst gingen, wenn sie schon halbtot waren.

„Kommt einmal her, ihr Stöpsel. Ich will euch sagen, was aus euch wird,“ rief er den Jungen zu und gab sich ein wichtiges Ansehen. Er setzte mit großer Umständlichkeit die Brille auf und sah den Kindern lange und aufmerksam in die Hand, als ob da etwas ganz Besonderes zu sehen wäre. Die Umstehenden wurden neugierig und traten näher herzu, und Donna Lucia hielt gespannt den Atem an. Ihr wurde bei der gelehrten Untersuchung angst und bange um ihre Kinder.

„Das ist eine faule Geschichte, Donna Lucia!“ sagte der Eisenbart von Genzano endlich nach einer langen Pause.

„Madonna santissima, Don Pietro,“ rief die Frau erschrocken, „was wollt Ihr damit sagen?“

„Was ich sagen will? Ich will sagen, was aus Euren Kindern wird.“

„Nun also! Sagen Sie, Don Pietro, sagen Sie es.“

„Der eine wird ein Mörder, der andere wird gemordet, und der dritte wird ein Dieb!“ jagte Don Pietro streng und fürchterlich.

Die arme Donna Lucia kreischte laut auf und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

„O, ewiger Vater da droben, Don Pietro, was sagt Ihr da?“ schrie sie laut auf. „Meine armen, armen Kinder —“

„Nur Ruhe, Donna Lucia,“ fuhr Don Pietro großartig fort, „es gibt für alles ein Mittel, ausgenommen für den Tod.“

„Was soll ich tun, Don Pietro, was soll ich tun?“ jammerte die dicke Donna Lucia.

„Also: der, der ein Mörder werden muß, den laßt Ihr studieren und macht ihn zum Arzt. Den anderen, der ermordet wird, den laßt Ihr Soldat werden, und der dritte, der ein Dieb wird, den macht Ihr zum — Pizzicagnolo!“

Damit wandte sich Don Pietro ab und schritt gravitatisch die Gasse weiter. Die Umstehenden lachten, und Donna Lucia, die sich gefoppt fühlte, schwur Stein und Bein, daß der Farmacista seine sechs Lire nun doch bezahlen müsse.

Als wir unsere Lederbissen bei Zi' Pippo eingekauft hatten, nicht ohne ihm dabei scharf auf die Finger gesehen zu haben, gingen wir weiter, nach der Anhöhe hinauf, wo das Kloster in stiller Einsamkeit lag.

„Haben Sie gehört, Don Carlo?“ fragte mich Fra Domenico nach einer Pause.

„Natürlich,“ antwortete ich. „Harmlose Leute, die sich mit etwas gepfefferten Wizen, aber doch in echt römischer Art unterhalten.“

„Sie waren nicht immer so. Die römische Art hat sich sehr geändert. Die Welt ist wohl alt geworden,

Don Carlo, aber auch besser. Lesen Sie das Manuscript.“

Kurze Zeit darauf zogen wir den Strick an der Klostertür, eine Glocke hallte laut und vernehmlich durch das stille Haus, und ein jüngerer Bruder kam, uns zu öffnen. Wir schritten durch das Haus in den Hof und den Kreuzgang entlang. Dann traten wir in den herrlichen, hoch und frei liegenden Klostergarten, wo wir ganz plötzlich und unvermittelt vor einem Zauberbild, vor dem See von Nemi standen. Tiefblau und in einer idyllischen Ruhe, die nie durch raube Winde oder Stürme gestört wird, geschützt von den kraterförmig aufsteigenden, hübsch bewaldeten Ufern, blickte der See wie ein großes, unergründliches Auge zu uns herauf.

Klosterfrieden, heilige Stille rings um uns her. Leises Raunen und Rauschen in den uralten Ulmen und Buchen des Klostergartens, heller Sonnenglanz auf der weiten Umgebung, die das Auge erblickt — ein Ort, wie geschaffen zum Träumen und Sinnen. Wie klug die Mönche waren, die gerade hier ihre Niederlassung gründeten.

„Kennen Sie die Örtlichkeiten noch, Don Carlo?“ fragte Fra Domenico. „Die Geschichte, die das alte Manuscript erzählt, spielt zum Teil in der Gegend, die Sie hier übersehen. Das dort drüben, unserem Kloster gegenüber am anderen Ufer des Sees, ist der kleine Ort Nemi, und das finstere, trogige Gebäude dort ist die Burg, die, ich glaube heute noch, der Familie Ursini gehört. Der große Berg, der sich rechts von uns erhebt, ist der Monte Cavo, die höchste Erhebung des Albaner Gebirges. Es ist ein heiliger Ort, dieser Berg. Früher stand ein Jupitertempel oben und jetzt ein Dominikanerkloster. Aber Sie wissen ja das wohl alles und haben die Ruinen des alten Heidentempels selbst

untersucht. Nur muß damals, als die Geschichte sich hier zutrug, der Berg viel mehr bewaldet gewesen sein als jetzt. Die Güter der Colonna, Balmontone, Olevano, Petrella und wie sie alle heißen, liegen oder lagen mehr nach dem Osten zu und erstrecken sich bis ins Neapolitanische hinein, wo auch der berühmte Wald von Faggiola lag, der heute ebenfalls verschwunden ist. Man hat ja alles niedergeschlagen. Wenn Sie hier etwas am Seeufer entlang herumgehen, sehen Sie sogar Rocca di Papa und weit, weit im Westen einen hellen, glitzernden Streifen — das ist das Meer. Und die große, dunkle, staubige Masse dort unten, aus der die Kuppel von Sankt Peter wie ein Wahrzeichen inmitten der wüsten, leidenschaftlichen Welt herausragt, ist Rom. Nur müssen Sie sich, wenn Sie die Geschichte lesen, das mittelalterliche Rom mit den Hunderten von Backsteintürmen vorstellen, in denen die trotzigsten, wilden Adelsgeschlechter von Rom ihren Raub, ihre Schätze und sich selbst bargen während der unaufhörlichen Kämpfe und Fehden, die sie untereinander führten.“

„Die Geschichte spielt im Mittelalter, Fra Domenico?“

„Sie sollen sie gleich selbst lesen. Einen Augenblick. Sie strecken sich dann ins Gras, wenn Sie gegessen haben, und lesen, während ich meine Gebete und Übungen verrichte.“

Er ging und brachte mir nach einigen Minuten das Manuskript. Es war ein großer, sorgfältig in Schweinsleder gebundener Folioband mit sehr klarer, deutlicher Schrift und hübschen bunt gemalten Initialen. Der Klosterbruder, der das geschrieben, mußte viel Zeit und viel Geduld gehabt haben und war jedenfalls weniger nervös als ein moderner Schriftsteller. Das Papier war fest und derb, aber vergilbt und teilweise mit

Brandspuren bedeckt. Die Sprache war das mittelalterliche Mönchsitalienisch, das heißt ein Italienisch, das mit allerhand herkömmlichen Floskeln und Latinismen durchsetzt war. Bei der Übersetzung gab ich mir Mühe, den manchmal allzu kräftigen Ausdruck zu mildern und durch freie Übersetzung dem Sinne nach heute unverständliche Worte und Beziehungen verständlich zu machen.

Ich schob mein Frühstück beiseite und steckte mir eine Zigarre an. Ich bot auch, schon aus Höflichkeit, Fra Domenico eine an, der aber darob sitzsam errötete.

„Nur Mut, Fra Domenico,“ sagte ich, „wir sind alle lasterhafte Menschen.“

„Es soll nicht sein,“ erwiderte er leise, „aber ich rauche manchmal ein paar Züge, wenn die Sonne am Untergehen ist.“

Damit steckte er verstohlen die Zigarre in den Ärmelausschlag und schlurste langsam davon, während ich mich mit meinem Manuskript unter den alten Bäumen des Klostergartens ins Gras legte und las, was folgt.

2.

„Wahrhaftige Geschichte der Jungfrau Cesina de Falco da Nemi, den Tatsachen nach erzählt vom Bruder Girolamo da Balmontone im Jahre des Herrn 1589, im vierten Jahre der Regierung unseres allerheiligsten Vaters, des Papstes Sixtus V.“

— — — Vor etwa dreißig Jahren tauchte in dieser Gegend ein Mann auf, der sich Geraldo de Falco nannte und aus dem Neapolitanischen stammte. Es war ein sehr kräftiger und tapferer Mann, aber es verbreitete sich bald das Gerücht, daß er auch sehr gewalttätig und rücksichtslos sei und aus seiner Heimat wegen vielfacher Räubereien und Mordtaten hatte entfliehen müssen.

Gleichwohl, oder vielleicht auch deshalb *) fand Geraldo de Falco bei unserem Herrn, dem Fürsten Vittorio Ursini, Dienst. Er machte ihn sogar im Laufe der Jahre zum Anführer, weil er sich in den unaufhörlichen Kämpfen und Fehden der Ursini mit ihren Nachbarn und Rivalen als tapferer Soldat und schlauer, erfahrener Kriegsmann erwies. Als solcher vermählte sich Geraldo de Falco mit Beatrice Ubaldi, die ihm die Burg von Nemi mit einigen Weinbergen in die Ehe brachte, und er nannte sich nun Geraldo de Falco da Nemi, wiewohl die Burg von Nemi weitab an den Abhängen des Monte Cavo liegt. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Pietro de Falco mit Namen, der unter dem Einfluß seines Vaters ein schlauer, verschlagener und habgieriger Mensch wurde, und eine Tochter, Cesina de Falco, die Heldin dieser Erzählung.

Bruder Hieronymo hat, vom Liebreiz dieses Kindes hingerissen, ein Bild von ihm gemalt, das noch heute in der Burg von Nemi zu sehen ist. Darauf ist Cesina de Falco etwa sieben oder acht Jahre alt, von zarter Gesichtsfarbe und mit schüchternen, fast ängstlichen Kinderaugen, als ob sie das Geschick geahnt hätte, das ihr in dieser Welt bevorstand. Das reiche, schöne, tief-schwarze Haar ist seitwärts gescheitelt und in lange Locken zusammengedreht, der Hals blendend weiß, von vornehmer, echt römischer Eleganz. Ein roter Mantel mit golddurchwirktem Kragen liegt um die Schultern.

Später kam Cesina zu den Nonnen der heiligsten Maria von Sora, wo sie lesen und schreiben, auch

*) Das italienische Brigantenwesen erhielt sich im Mittelalter und bis spät in die neuere Zeit hinein gerade deshalb, weil die Großen und Mächtigen solche Leute gern in ihre Dienste nahmen und, einmal zu ihnen gehörig, sie vor Verfolgung schützten.

Griechisch und Lateinisch lernte, und die Nonnen der heiligsten Maria von Sora konnten den Verneifer, die Begabung, die schnelle Auffassung und den geweckten Geist des Mädchens nicht genug rühmen. Das zarte Kind versprach eine wahre Blume ihres Geschlechts, ein Muster von Bildung und reinen Sitten, eine wahrhaft vornehme und glückliche Frau zu werden, aber es war, als ob in dieser Welt kein Raum für solches Glück sei.

Eines Nachts brachen die Wölfe in das Kloster ein, um Vieh zu stehlen. Die Nonnen waren zum Tode erschrocken und suchten sich der gefräßigen Gäste, so gut es ging, zu erwehren. Mit Knütteln und Schaufeln, mit Sensen und Sichelu gingen sie auf sie los, um ihr Vieh zu retten und die Wölfe in die Flucht zu bringen. Dabei erhielt Cesina eine Wunde am Fuß. Man legte gekochte Lattuga (Lattich) auf, um die Hitze zu mildern, und suchte sich mit den gewöhnlichen Hausmitteln zu behelfen. Aber die Wunde wurde rasch schlimmer und nahm ein bedrohliches Aussehen an, so daß die Nonnen in ihrer Angst und Sorge nach einem Arzt schicken mußten, der Vincenzo Zappi hieß. Dieser, ein noch junger Mann, hatte in Salerno die Heilwissenschaft studiert und stammte aus einer angesehenen Familie im Neapolitanischen, war aber arm, weil er der dritte Sohn war.

Die Heilung der Wunde zog sich bedenklich in die Länge, so daß die Oberin aufmerksam wurde. Cesina ging ja längst wieder herum, klagte aber noch immer über Schmerzen im Fuß, und der Arzt kam jeden Tag, auch ungerufen. Das wurde der Oberin verdächtig. Cesina war damals sechzehn Jahre, und der junge Arzt wohl kaum sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre.

Eines Abends, kurz nach Sonnenuntergang, als die Oberin oben über die Galerie ging, sah sie Vincenzo

Zappi mit Cesina de Falco im Klostergarten und blieb hinter einer der Säulen lauschend stehen.

„Cesina,“ hörte die Oberin die leidenschaftliche Stimme des jungen Mannes, „bei allem, was dir lieb und heilig ist, nur noch dies eine Mal — —“

„Nein, nein, Vincenzo,“ unterbrach ihn Cesina ängstlich, „ich kann es nicht verantworten. Ich sterbe vor Angst, wenn ich daran denke, daß du in Gefahr kommen könntest, wenn — —“

„Cesina!“ rief er innig, indem er sie zu umfassen und zu küssen suchte.

Cesina wehrte sich, so gut sie konnte, aber schließlich konnte sie eben nicht mehr.

„Du weißt, Vincenzo,“ fuhr sie endlich fort, „wie gern ich dir in die Augen sehe und wie glücklich ich bin, wenn du zu mir sprichst, und doch muß ich dich bitten, herzlich und dringend bitten, mich nicht mehr zu besuchen. Ich stürbe vor Angst, wenn jemand uns sähe und merkte, wie alles steht. Hast du keine Gewissensbisse, Vincenzo, weil wir die Leute so täuschen, um ihnen unsere Liebe zu verhüllen?“

„Nicht die geringsten. Wozu denn auch die Angst, Cesina? Sind wir Verbrecher? Ist es eine Sünde, wenn wir uns lieben? Warum uns verwehren, was Tausenden erlaubt ist?“

„Das sagst du so leicht hin. Aber es ist doch schrecklich, und ich zittere, wenn ich daran denke, wenn mein Vater oder mein Bruder davon erführe.“

„Ich hätte es ihnen schon längst gesagt, wenn du es mir nicht verboten.“

„Uns Himmels willen! Es wäre dein Tod und der meine.“

„Weshalb?“

„Du kennst sie nicht. Sie wollen mich an den jungen

Clemente Ursini verheiraten, an den zweiten Sohn unseres Herrn —“

„Des Fürsten?“

„Ja. Sie haben es freilich nicht mit klaren, einfachen Worten gesagt, aber ich habe es doch gemerkt. Bei jeder Gelegenheit ist davon die Rede, wie erwünscht und nützlich es für unsere ganze Familie sei, wenn diese Heirat zu stande käme. Deshalb müssen wir sehr vorsichtig sein.“

„Du liebst den Clemente Ursini?“

„O!“ machte sie erschrocken.

„Nun also! Dann werde ich mit deinem Vater reden, trotz aller Söhne des Fürsten Ursini.“

„Dann ist alles aus!“ schluchzte Cesina.

„Weine nicht, nur nicht weinen, Cesina! Ich vergieße mein Blut Tropfen für Tropfen für dich, um ein Lächeln von dir, und mir bricht das Herz bei deinen Tränen — —!“

„Vincenzo, Vincenzo!“

Die Oberin wußte genug, auch wenn sie die neue stürmische Umarmung nicht gesehen hätte. Sie ließ absichtlich einen Stuhl zu Boden fallen. Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander.

„Auf morgen, Cesina. Um dieselbe Stunde!“ rief Vincenzo Zappi eilig und flüchtig.

„O, nie, nie wieder, Vincenzo!“

„Dann gehe ich zu deinem Vater.“

„Vincenzo!“

„Ich kann nicht anders.“

„Also gut. So komm zu mir.“

Dann sprang der Arzt durch das Gebüsch den Abhang hinunter, und Cesina lehrte ins Kloster zurück.

Was war zu tun? fragte sich die Oberin. Jrgend etwas mußte geschehen, um den guten Ruf des Klosters

nicht zu gefährden. So konnte das auf keinen Fall weitergehen. Am einfachsten erschien es der Oberin, der Mutter Cesinas einen wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten und Cesina auf kürzere oder längere Zeit zu entfernen.

Schon am nächsten Tag kam die Mutter Cesinas mit ihrem Sohn Petro und einer Bedeckung von zwanzig Leuten in Sorra an. Cesina freute sich sehr, ihre Mutter so unverhofft wiederzusehen, wieweil sie etwas beunruhigt war, daß sie Vincenzo nicht benachrichtigen konnte, was sie daran hinderte, ihr Wort zu halten. Aber sie hoffte, daß Vincenzo, der nicht weit vom Kloster wohnte, die Ankunft ihrer Mutter bemerkt haben würde und daraus die nötigen Schlüsse zog.

Donna Beatrice de Falco blieb die Nacht über im Kloster und rief ihrer Tochter, nach einer langen Unterredung mit der Oberin, sehr unwillig zu: „Unglückliche! Wie kannst du deinen Ruf und deine Ehre so leichtfertig aufs Spiel setzen und uns alle so beunruhigen? Weißt du nicht, welche Gefahren du heraufbeschwörst, für dich und für uns alle, welchen Kummer und welche Sorge du uns verursachst, wenn du so wenig auf deine Tugend achtest?“

Cesina weinte und warf sich ihrer Mutter zu Füßen. Sie beschwor sie bei allen Heiligen des Himmels, ihr zu vergeben, da sie sich nicht bewußt sei, ihre Ehre oder ihre Tugend irgendwie verletzt zu haben. Es sei richtig, bekannte sie reumütig, daß sie den jungen Arzt liebe, wie dieser auch sie liebe, aber sie könne dieses Gefühl, das Gott selbst in ihre Seele gelegt, nicht für sündhaft halten. Sündhaft sei es, die Menschen zu hassen und zu verfolgen, nicht aber, sie zu lieben.

Beatrice de Falco verstand das weibliche Herz und besonders das ihrer Tochter sehr wohl und erkannte

aus den naiven Reden Cesinas bald, daß sie kein Recht hatte, ihr Vorwürfe zu machen. Die unschuldige Unrichtigkeit Cesinas war der beste Beweis ihrer Unverdorbtheit. Freilich war damit die Schwierigkeit der Sachlage noch nicht behoben, und Beatrice de Falco verhehlte das ihrer Tochter nicht.

„Mein Kind, das Herz hat eine sehr schwache Stimme im lauten Lärm der Welt,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „und ich bezweifle sehr, ob du dies deinem Vater oder deinem Bruder verständlich machen kannst. Ich kenne sie besser wie du, deshalb rechne ich auf dein volles Vertrauen und deinen ganzen Gehorsam. Wenn du dein Glück in der rauhen Welt nicht zerschellen sehen willst wie ein Boot, das der allmächtige Sturm in den Klippen zersplittert, so genügt es nicht, unschuldig zu sein, sondern du mußt auch klug und vorsichtig sein.“

„Was soll ich tun, Mutter?“ fragte Cesina mit Tränen im Auge. „Ich bin dein Kind.“

„Vor allem vorsichtig sein. Laß dir nichts merken vor deinem Bruder und deinem Vater, bis ich dir sage: Jetzt ist die Zeit da. Jetzt ist Hoffnung vorhanden!“

„Ich will ja alles tun, was du willst,“ sagte Cesina eingeschüchtert, „nur hilf mir in meiner Not. Wer soll mir helfen, wenn nicht du?“

„Es handelt sich zunächst darum,“ fuhr Beatrice leiser fort, „deinem Vater die Heirat zwischen dir und Clemente Ursini aus dem Sinn zu bringen. Verstehst du mich, mein Kind? Wenn dein Vater sieht, daß in dieser Richtung nichts zu hoffen ist, dann wird er leichter zu einer anderen Heirat zu bestimmen sein. Wenn er aber sieht, daß deine Liebe zu Vincenzo ein Hindernis seiner Pläne zwischen dir und Clemente Ursini ist, so ist Vincenzo verloren und dein Glück auch. Hast du mich verstanden, Cesina?“

„O mein Gott,“ schluchzte diese, „wie soll ich das machen?“

„Sei nur still. Wir reden noch davon. Deine Mutter steht dir bei, mein Kind, solange du dich dessen würdig zeigst.“

Am nächsten Morgen mit dem frühesten, als noch der blaue Nebel auf dem Tal des Tiris lag, verließ Beatrice de Falco mit ihrer Tochter und ihrer Begleitung Sora wieder, um nach der Burg von Nemi zurückzukehren. Cesina fand keine Gelegenheit, dem jungen Arzt über das Vorgefallene Nachricht zukommen zu lassen.

3.

Es waren unruhige Zeiten, als Cesina de Falco wieder nach der väterlichen Burg zurückkehrte. Es sind ja, Gott sei's geklagt, jetzt immer unruhige Zeiten, und Krieg und Fehde, Raub und Mord hören nicht auf. Unser Leben ist Angst und Bittern. Aber besonders in den Tagen, als Cesina in der Burg von Nemi wieder eintraf, war eine Unternehmung im Gange, die ihren Vater oft tagelang unterwegs hielt.

Die Sache war kurz die: In Olevano, einem kleinen Ort in den Sabiner Bergen, der dem Fürsten Colonna gehört, war des Nachts aus dem Hinterhalt ein Kinderhirt erschossen worden, wie man sagte aus Eifersucht um eines Mädchens willen, eigentlich aber wohl, um Vieh zu stehlen.*) Als der Tat verdächtig war ein

*) Viehdiebstähle scheinen damals etwas häufig Vorkommendes und Alltägliches gewesen zu sein. Sie wurden von gewissen Leuten wie ein Handwerk betrieben. Das wird auch erklärlich aus den Zuständen, in denen sich heute noch die römische Campagna befindet. Viehzucht ist der Haupterwerb auf den unermesslichen Feldern, die sonst keinen Ertrag liefern, und da für die ungeheuren Kinder-, Pferde- und

Mann aus Nemi abgefaßt worden, namens Albertuccio, der zu den Leuten des Fürsten Ursini zählte. Dabei lag die Gefahr nahe, daß dieser Albertuccio, der seine That nicht eingestand, nach Rom gebracht und gefoltert wurde, wobei er dann, um den wahnsinnigen Schmerzen des Augenblicks zu entgehen, alles auszusagen würde, was man von ihm verlangte. Wer konnte wissen, was da alles zu Tage kam? Fürst Ursini, der sich durch die Verhaftung seines Mannes durch die Colonna beleidigt fühlte, wollte diesen unter allen Umständen auf dem Transport von Nevano nach Rom mit Gewalt befreien, und da er sich doch nicht selbst um solche kleine Scharmügel kümmern konnte, so gab er seinem Anführer Geraldo de Falco Befehl, die Sache auszuführen.

Nun lag dieser mit seinen Leuten Tag und Nacht in den Bergfalten von Palestrina auf der Lauer, um den Leuten der Colonna, die mit dem Transport Albertuccios beauftragt waren, die Straße nach Rom zu verlegen und den Gefangenen zu befreien.

Das war im Frühjahr. Schwer und schwül lag die Luft auf den dunklen Feldern der Campagna, dicke, graue Gewitterwolken zogen mit Blitz und Donner am Himmel hin. Warme, feuchte Winde fuhren pfauchend und stoßweise um das graue, trohige Gemäuer der Burg von Nemi, wie ein übermütiges Gespensterheer, die

Schafherden in den Burgen selbst kein Platz war, blieben sie unter Bewachung berittener Hirten — wie heute noch — im freien Felde. Wenn man diese Butteri — wie man diese Hirten jetzt nennt — mit ihren spitzen, schwarzen Filzhüten und weiten dunklen Mänteln, den struppigen Bärten und dem wilden Aussehen auf den kleinen, ungemein zähen Pferdchen durch die Campagna jagen sieht, räubermäßig und romantisch, so hat man ein deutliches Bild von dem, was Fra Girolamo da Balmontone hier schildert.

Menschen zu schrecken und zu necken. Die Mandelbäume blühten und zogen ihre blaßroten und weißen Blütenschleier über die finsternen Ruinen und den von Rinderherden zerstampften Grund der Campagna, wie die schüchternen Wünsche des menschlichen Herzens in wüster Zeit.

Cesina saß auf dem Söller der Burg und schaute sehnsüchtig und wehmütig-träumerisch über das Land. Still und unbewegt, wie ein tiefes Geheimniß lag der See von Nemi unter ihr. Sein blaues Auge sah heraus aus dem zarten, leuchtenden Frühlingsgrün der Ufer, ruhig und sinnend auf der Menschen Tun gerichtet, wie seit Tausenden von Jahren und wie wohl viele Tausende von Jahren noch.

Da schritt auf der Straße von Lugano daher am See entlang ein junger Mann, die Feder auf dem Hut, die Gitarre auf dem Rücken, den Degen an der Seite — Vincenzo Zappi!

Ein Zittern befiel Cesina. War es Freude, war es Schreck? Furcht oder Liebe? Sie wußte es nicht. Sie sah nur ihn, wie er auf der Straße daherschritt, stolz und leicht, als ob die Welt ihm gehöre, und er nur zu befehlen brauche. Ihr Atem stockte, und unwillkürlich machte sie mit der Hand eine Bewegung, wie um ihn zu warnen, zurückzuhalten. Als er sie erblickte, jauchzte er laut auf, so daß sein Jubelschrei bis zu ihr drang, und sie schlug die Hände ineinander und weinte, als ob ein fürchterliches Unglück sie betroffen habe. Rasch sah sie sich um, ob nicht etwa ein verräterischer Laufher in der Nähe sei. Sie sah niemand, obwohl ihr Bruder über ihr am Turmfenster stand und unbemerkt von ihm und von ihr Auslug hielt.

„Cesina, meine Welt!“ klang es von unten herauf. „Sehe ich dich endlich wieder? Ich muß dich sprechen.“

„Das geht nicht, Vincenzo,“ antwortete sie, sich über den Balkon herabbeugend, „verlasse schnell diesen Ort. Du bist des Todes, wenn man dich sieht.“

„Was kümmert mich das? Wer kann mir etwas anhaben, wo ich nichts Böses tue? Ich kann nur leben, wo du bist — —“

„Geh, geh! Siehst du nicht meine Angst? Tue es mir zuliebe.“

Damit wollte sie sich vom Balkon zurückziehen in der Hoffnung, daß dann auch Vincenzo Zappi seine Straße weitergehen würde.

Das geschah aber nicht.

„So komme ich heute abend, wenn es finster wird, zurück,“ hörte sie seine Stimme nochmals. Sie beugte sich wieder über den Balkon, und mit dem Finger auf dem Munde bedeutete sie ihn zu schweigen. Dann trat sie vom Balkon zurück in ihr Zimmer.

Nach einer Weile, während der sie mit klopfendem Herzen hinter dem Fenster lauschte, hörte sie einen Stein auf den Balkon fallen, und als sie sich umsah, bemerkte sie, daß ein Brief daran befestigt war. Er konnte natürlich nur von Vincenzo sein, und sie trat deshalb heraus, um den Brief aufzuheben. Sie fühlte dabei eine zitternde Angst, entdeckt zu werden, als sie aber den Brief in den Händen hielt und die Schriftzüge Vincenzos erkannte, leuchteten ihre Augen in glücklicher Freude auf. Sie küßte das empfindungslose Papier mit inniger Glut, dann brach sie es auf und las in atemloser Spannung ihren ersten Liebesbrief, der lautete:

„Teuerste Cesina! Was ist geschehen? Wo bist Du? Warum sehe ich Dich nicht mehr? Seit drei Tagen habe ich das Kloster umschlichen, im Garten, auf der Galerie, an allen Fenstern und Säulern Dein

Gesicht gesucht, ohne eine Spur von Dir zu entdecken, bis ich endlich gestern abend vom Klostergärtner erfuhr, daß Deine Mutter Dich von Sorra fortgeholt. Ich schloß sofort, daß man Dich nach Nemi zurückgebracht, und heute bin ich hier in der Locanda della Stemma zu Genzano, von wo ich die Burg von Nemi sehen kann. Ich schreibe diesen Brief, ohne zu wissen, wie ich ihn Dir zukommen lassen kann, und ob Du ihn je erhältst; wenn Du ihn aber liest, so denke an Deinen armen Vincenzo, der nicht leben kann ohne Dich und der sich in Sehnsucht verzehrt nach einem Wort von Dir, nach einem Blick aus Deinen Augen. Schreibe mir, was ich tun soll, wo ich Dich sprechen kann, und was geschehen muß zu unserem Glück. Ich bin zu allem bereit, und sollte ich Dich mit der Gefahr des Todes aus dem Rachen des Löwen befreien, ich würde es mit jauchzender Freude tun. Befiehl! Du weißt, wie ich Dich liebe, Du kennst also mein Leiden fern von Dir. Schreibe mir hierher, wenn Du kannst, oder schicke mir eine Botschaft, wann und wo ich Dich sprechen kann. Verbrenne den Brief. Ewig Dein Vincenzo."

Sie las den Brief wieder und immer wieder. Ihre Tränen fielen darauf, und sie küßte sie wieder fort. Im Sturm der Gefühle, im tosenden Brausen ihres jungen Herzens vergaß sie die Vorsicht; die zitternde Angst vor Entdeckung verschwand in dem rosigem Liebeszauber, der sie wie ein Traum gefangen hielt.

Plötzlich rief ihre Mutter sie zu sich. Rasch verbarg sie den Brief unter dem Sockel eines schwarzen Kreuzfixes, an dem das Bild des Erlösers in getriebenem Silber hing. Dann lief sie fort zu ihrer Mutter.

Als sie zurückkam, war der Brief fort. Sie war in Verzweiflung. Sie suchte und forschte stundenlang, aber vergeblich. Auch nicht den Schatten einer Er-

klärung dieses räthelhaften Verschwindens fand sie. Was sollte sie nun tun? Eines schien ihr sicher: sie mußte Vincenzo aufklären, damit größeres Unheil vermieden würde. Sie mußte ihm alles schreiben, damit er sich gedulde und auf eine bessere Zeit hoffe, wie sie es ja auch tun mußte, und wie es ihre Mutter wünschte.

Das Brieffschreiben aber ist eine Kunst, die nicht so rasch vorwärts ging. Sie besaß weder Pergament, noch Griffel, noch Tusch, und wenn es ihr auch schließlich gelang, alles herbeizuschaffen, so vergingen über diesen Vorbereitungen und dem Schreiben des Briefes doch viele Stunden, und es wurde Abend und finster, ehe der Brief fertig wurde.

Auch die Beförderung war nicht so einfach. Wo sollte sie in der Burg einen zuverlässigen und verschwiegenen Boten finden? Die meisten Leute waren mit ihrem Vater auf der Streife, und die zurückgebliebenen durften ohne Erlaubnis nicht aus der Burg heraus. Da sah sie, als sie im Finstern über den Burghof ging, im inneren Thor einen Burjchen von etwa zehn Jahren in einem Winkel liegen, wo er schlief. Sie kannte ihn. Es war der Sohn des Pförtners und hieß Bernardo, man nannte ihn aber allgemein den Storto wegen seiner etwas schiefen Beinstellung.

„Storto,“ rief sie ihn an, „willst du zwei Zechinen verdienen?“

Rasch fuhr der Junge in die Höhe. „Was soll ich tun, Madonna?“ fragte er.

„Weißt du die Locanda della Stemma in Genzano?“

„Natürlich. Ich weiß im Umkreis von zwanzig Miglien jedes Haus.“

„Dort wohnt ein Mann aus Sora. Der heißt Vincenzo Zappi. Dem gibst du diesen Brief, aber ihm selbst und ohne dich von irgend jemand, wer es auch

sei, ausfragen zu lassen. Hier ist eine Fehine. Die andere bekommst du von dem Empfänger des Briefes. Wenn du aber schlau bist, Bernardo, und anhänglich, und bringst mir eine Antwort zurück, ohne daß irgend jemand etwas merkt, so bekommst du von mir außerdem noch zwei Piafter. Verstanden?"

„Ich will mir eher die Hand abhacken lassen, Madonna, als den Brief hergeben. Habt keine Sorge. Ich bringe die Antwort und hole meine zwei Piafter,“ sagte der Junge und trabte fort.

Cesina überzeugte sich noch, daß er die Burg verließ, und ging erst wieder nach ihrem Zimmer zurück, als er im Dunkel verschwunden war. Er konnte in einer kleinen halben Stunde in Genzano und, wenn alles glatt abging, noch vor Eintritt der Nacht in der Burg zurück sein.

In aufgeregter Erwartung saß sie im Dunkel auf ihrem Balkon, als im Burghof Pferdegetrappel und Stimmengewirr laut wurde. Bald unterschied sie, daß ihr Vater mit seinen Leuten von der Streife zurückgekehrt war, und ging, um ihn zu begrüßen, hinab in den mit Riensternen erleuchteten großen Saal. Als sie dort eintrat, kamen die Männer, voran ihr Vater mit ihrem Bruder und mit ihnen noch etwa zwölf oder sechzehn Leute, alle gerüstet mit Arkebussen, Schwertern und unter dem Wams das Eisenhemd, durch die entgegengesetzte Thür. Ihre Kleidung war naß und schmutzig, die Helme zerhauen, die Gesichter wild und erhitzt, als ob sie einen harten Kampf zu bestehen gehabt und dabei nicht zum besten abgesehen hätten. Es gab Lärm und grobe Worte.

Geraldo de Falco trug einen Brief in der Hand, den ihm sein Sohn gegeben und den er jetzt las. Cesina glaubte vor Angst und Schreck zu vergehen — sie er-

kannte ihren Brief, den sie am Morgen von Vincenzo erhalten und der auf so räthelhafte Weise aus ihrem Zimmer verschwunden war. Nun war ihr alles klar. Petro hatte sie belauscht und den Brief entwendet. Ein Zittern überflog sie.

„Bleichsüchtiges Ding!“ lärmte ihr Vater roh und grob, als er sie erblickte, und warf ihr in jähzorniger Wut den schweren eisernen Handschuh, den er lose in der Hand trug, ins Gesicht, daß ihr sofort das Blut aus dem Munde schoß. „Spinnst du mir auch noch solche Ränke? Fort! Laß dich nicht vor mir erblicken, sonst ist es um dich geschehen. Ah! Ist es nicht genug, daß man sich um solchen Jammerlappen, um solche winzelnde Puppe sorgt und müht, um ihr eine anständige Position zu verschaffen? Fährst du mir auch noch mit solchen verrückten Hirngespinnsten durch die Rechnung? Nimm dich in acht, wenn dir dein Leben lieb ist. Du kennst mich. Schafft sie fort, das langhaarige Ding, damit ich mich nicht vergesse.“

Dabei schlug er sie mehrere Male in rücksichtslofester Roheit ins Gesicht und stieß sie mit dem Fuß in die Seite. Der große Sporn an dem schweren Reiterstiefel verwickelte sich in ihr Kleid. Schreiend fiel sie auf den Steinboden des Saales nieder, in Todesangst zitternd hob sie den Blick zu ihm auf, weinend und flehend um ein bißchen Mitleid und Liebe.

„Fort mit ihr,“ lärmte ihr Vater zornig weiter, „und wehe dir, wenn du mir etwa Streiche machst, wenn Don Clemente kommt! Es wäre dein Letztes. Fort!“

„Laß doch, laß doch!“ hörte sie ihren Bruder Petro noch begütigend zu seinem Vater sagen. „Das wird ja noch ganz anders. Mache doch nicht solchen Lärm!“

Dann trug man sie fort. — —

Es war schon alles ruhig in der Burg. Alles lag im tiefen Schlaf, nur Gesina lehnte schwach und seufzend an der Mauer ihres Balkons und sah erwartungsvoll über das Land unter ihr. Über den riesigen Flächen der Campagna lag geheimnisvolles Dunkel. Wie ein schwarzer Schleier lag es auf dem Gesicht der Erde. Einige Hirtenfeuer flammten wie verloren in der ungeheuren Weite funkenprühend auf, und in ihrem Geleucht erschienen im flackernden Ungewiß die trotzigen Räubergestalten der Hirten, oder die dunklen Umrisse einer Burg, oder eines Klosters, oder eines einsamen Casale. Gespenstisch und überwuchert von wildem Gerank zeichneten sich die Ruinen der alten Wasserleitung vom Horizont ab, die in meilenweiten Trümmern ihre Bögen über die Campagna spannen, umflossen von der Wehmut des Gewesenen, kaum zu unterscheiden im Dunkel der Nacht. Und unter ihr lag der See von Nemi, in dessen ruhiger Fläche sich die Sterne spiegelten.

Sah er ihre Not? Fühlte er in seiner Ewigkeit das zitternde Weh der Menschenbrust? Wer half ihr im Kampf um das Liebe und Beste der lebendigen Welt? Gingen denn die schönsten Blüten des menschlichen Herzens im Sturm der Leidenschaften zu Grunde?

Tiefes Schweigen ringsum war ihre einzige Antwort. Still und unbewegt lag der See zu ihren Füßen, kalt und ruhig sah er ihr Leid, wie das Leid von Jahrtausenden, den Schmerz ungezählter Generationen, die wie Wellen des Weltmeeres an seinen Ufern vorüberzogen, bald in wüstem Ungestüm, in donnerndem Gebraus, bald spielend und glitzernd, wie dünnelfhaft und wichtig und immer vergänglich, wieder in sich selbst zusammenfallend und nichtig — wie die Wellen — —

4.

Clemente Ursini war durchaus kein häßlicher Mensch. Er war jung und wohlgebaut, kräftig und gesund. Was Cesina von ihm abstieß, war der lüsterne, begehrlische Blick seiner Augen, der wie berauscht alles verschlang, statt zu genießen. Dieser Blick machte sie ängstlich und unglücklich. Sie hätte Clemente nicht angehören mögen, auch wenn sie Vincenzo Zappi nie gesehen, und wenn sie in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit auch nicht klar sah und nicht deutlich die ganze Schwere des ihr drohenden Unglücks erfaßte, so fühlte sie sich doch bedroht und entwürdigt, mehr Sklavin als Frau, wenn dieser Blick sie traf.

Welch ein Unterschied zwischen Mann und Mann! dachte Cesina. Wenn Vincenzo sie ansah, war es ihr, als ob ein Sonnenstrahl in ihr Herz fiel, und wenn seine Lippen die ihren berührten, fühlte sie ein inniges Erschauern, eine Hingabe, die sie mit neuem Leben durchströmte. In seiner Art lag eine Verehrung ihrer Person, die es ihr zweifelhaft machte, ob und wie sie am besten seiner würdig sei, und was sie dem einen mit der ganzen Kraft ihres Körpers und ihrer Seele verweigerte, das machte sie glücklich, dem anderen gewähren zu können.

Es scheint, daß sich Cesina und Vincenzo in jener Zeit trotz der drohenden Sachlage häufig trafen, bald in einer kleinen Kapelle, die am Wege nach Rocca di Papa stand, bald aber auch in der Burg von Nemi selbst. Ihr Bruder Petro sagte später aus, daß er selbst den Arzt als Mönch verkleidet mit seiner Schwester unter dem Torbogen der Burg gesehen habe, und wenn das auch kein Beweis ist, denn Petro war ein verlogener Schuft, so ist doch anzunehmen, daß sich Cesina

und Vincenzo um so enger und inniger aneinander angeschlossen, je rauher und drohender ihnen die Welt gegenüberstand. Daß Vincenzo Zappi, wahrscheinlich weil Cefina ihm erzählt hatte, welcher rohen Behandlung sie von seiten ihres Vaters ausgesetzt gewesen, entschlossen war, sie gewaltsam zu entführen und mit ihr ins Neapolitanische zu fliehen, ist als sicher anzunehmen, und nur der Umstand, daß ihr Vater sich im weiteren Verlauf mehr beherrschte, daß auch Clemente weniger aufdringlich wurde, und vor allem, daß die Mutter Cefinas zur Besonnenheit und Geduld mahnte, hielt die Ausführung des Planes hintan. Cefina hoffte aus diesen Umständen noch immer das Beste. Es war aber nur die Stille vor dem Sturm.

Eines Abends standen Cefina und Vincenzo, der wieder als Mönch verkleidet war, unweit der Burg am See unter einer uralten Buche. Es war ein wunderbarer Frühlingsabend. Die Mondsichel hing schwach leuchtend, wie eine verstohlene Verheißung am Abendhimmel, der wie ein Spiegel glänzte, der Duft der Mandelblüten wob zart und herb seine keuschen Träume durch die Luft, ein Zittern, ein Wonneschauer glitt über das Seeufer hin, ein wollüstiges Weh des Werdens und Wachsens ringsum.

„Wie schön ist die Welt!“ flüsterte Vincenzo leise.

„Sag das nicht, Vincenzo,“ erwiderte Cefina sinnig.

„Das ist, wie wenn man einen Stein hier ins Wasser wirft. Er fällt in unergründliche Tiefen, wo kein Stern, kein Sonnenstrahl hindringt, hilflos und wehrlos dem Untergang preisgegeben. So geht es uns Menschen in unserer Zeit. Wir versinken im Unglück, in Nacht und Tod, ohnmächtig gegen Haß und Niedertracht, gegen Schmach und Gewalttat, gegen Unrecht und Sünde, die uns wie eine abgrundtiefe Flut umgeben. Was

kann der einzelne gegen die Nacht der Gefühllosigkeit und Roheit der Menschen?"

"So will ich sagen: Wie schön wäre die Welt, wenn die Menschen sich liebten wie wir uns!"

"Ein Paradies. Aber die Menschen sind seiner nicht würdig, und so verzehren und zerstören sie sich ihr Glück durch Neid und Haß, durch Dummheit und Roheit, durch Lüge und Gewalt. Ihr Trachten ist das Unglück der Menschen, und das ist der Fluch der Welt. Du glaubst nicht, wie ich manchmal zittere vor Angst, wie ich auffahre in der Nacht aus schreckensvollen Träumen, wie das Auge erstarrt vor den blutigen Bildern, die meine Seele erfüllen. O, nur ein wenig Liebe in dieser Welt, Vincenzo, wie sie unser Heiland gepredigt, und wir wären alle erlöst, und die Welt wäre wirklich ein Paradies!"

"Die Liebe ist das Schönste, das Herrlichste — — das einzige Glück."

Tiefes Schweigen. Ein schwacher Seufzer, ein leiser Fuß — und das Rauschen der Bäume im Abendwind.

Da schreckte sie Pferdegetrappel, rauhes Stimmengewirr, lautes Fluchen auseinander, und ehe sie noch recht wußten, was geschah oder geschehen sollte, standen sie inmitten einer Schar verummter Reiter, die, in gewöhnlicher Weise bewaffnet, über Helm und Kopf weiße oder schwarze Hauben gestülpt hatten nach Art der Mitglieder einer Begräbniskongregation, so daß von ihren Köpfen nur die zornfunkelnden Augen zu sehen waren, mit denen sie durch die Augenlöcher der Hauben blickten.

"Das ist er!" sagte jemand, und im Nu griffen mehr als ein halbes Duzend Arme nach Vincenzo. Dieser hatte nichts als einen kurzen Dolch, den er aus seiner Kutte zog. In weniger als einer Minute war er

überwältigt und entwaffnet. Aus einer Stirnwunde blutend, zog man ihn an den Haaren auf ein Pferd, band ihm die Hände auf den Rücken und jagte mit ihm davon.

Dieser Vorgang spielte sich mit einer solchen Raschheit ab, daß Gesina, wie vor Schreck erstarrt, erst aus ihrer Betäubung erwachte, als die Reiter schon wieder verschwunden waren. Sie stieß ein lautes Geschrei aus und verfolgte die Reiter einige Schritte auf der Straße nach Rocca di Papa, aber sie sah bald ein, daß sie nichts ausrichten konnte. Was konnte sie, das schwache Mädchen, gegen so viele bewaffnete Männer, die gewiß nicht ausfahen, als ob sie ihren Bitten und Tränen zugänglich wären, tun? Das war wie der Stein, den man ins Wasser warf. Er sank rettungslos in die Tiefe.

Dann stand sie wieder an der Stelle, wo sie noch vor wenig Minuten so glücklich, wie in einem süßen Zauber versunken gewesen war. Sie konnte die Bedeutung, den Zusammenhang der Tatsachen noch nicht fassen und fragte sich vergebens, wer ihr das wohl getan und warum man das Glück aus ihren Armen nahm, um es in roher Wut zu vernichten. Wie verstört glitt ihr Blick über die spiegelglatte Flut des Sees, aber es war wieder alles ruhig wie vorher, und nur der Abendwind flüsterte leise in den Bäumen.

Da fiel ihr ihr Bruder Petro ein. Sie wußte selbst nicht weshalb. Sie hatte keinen der Reiter erkannt, und das Stimmengewirr, das minutenlang an ihr Ohr geschlagen, war ihr im Schreck verhallt, ohne ihr ein Merkmal zu hinterlassen. Aber ein instinktives Gefühl sagte ihr, daß ihr Bruder Petro bei der Sache beteiligt sei. Hundert kleine Zufälligkeiten im Verkehr, die Worte, die sie Petro zu ihrem Vater sagen hörte: „Daß

doch. Das wird ja noch ganz anders. Mach doch keinen Lärm!" — die vorher bedeutungslos oder verständnislos an ihr vorübergezogen waren, bekamen jetzt Bedeutung für sie. Es wurde klar um sie, und alles rief ihr zu: Pietro hat den Raub vollbracht, dir das Glück deines Lebens vernichtet.

Ihr Atem wurde lebhafter, als ob sie um einen Entschluß gerungen hätte, ihr Auge glitt suchend durch das Dunkel. Da blitzte der Dolch Vincenzos, den dieser im Ringen verloren hatte, vom Boden auf. Mit einer raschen Bewegung nahm sie ihn an sich und hielt ihn einen Augenblick leuchtend in der Hand. Es war eine auffallend schwere Waffe, mit starker Klinge und großem groben Holzgriff, den ihre kleine, zarte Kinderhand kaum umfassen konnte. Was wollte sie tun? Was sollte nun geschehen? Nahm sie den Dolch als ein Andenken an Vincenzo? Oder wollte sie ihn — und sich rächen, oder sich wehren, wenn man versuchen sollte, ihr Gewalt anzutun?

Sie mußte es nicht. Instinktiv nahm sie die Waffe auf, verbarg sie in ihrem Gurt und schritt langsam, mit gesenktem Haupte der Burg zu.

Sie hatte mit dem Storto ein Zeichen verabredet, auf das hin ihr dieser die kleine Pforte neben dem Tor öffnete und sie über den Burghof nach ihrem Schlafzimmer gehen konnte, aber in demselben Augenblick, als sie den Burghof betrat, hörte sie die Stimme ihres Vaters, der mit zwei fremden Männern aus der Burg herauskam. Sie blieb einen Augenblick an der Mauer im Dunkel stehen.

„Ein Quacksalber, ein Wunderdoktor,“ hörte sie ihren Vater zu den Männern sagen, „der die Leute betrügt, indem er ihnen vorspiegelt, Krankheiten heilen zu können. Wie gesagt, die Sache ist zweifellos. Zwei

meiner Leute können beschwören, ihn in jener Nacht in Olevano gesehen zu haben.“

„Und das Vieh — —“ fiel einer der Männer ein.

„Das ist's ja eben,“ unterbrach ihn ihr Vater, „was den Verdacht erregt hat und ihn bestätigt. Das bei Euch weggetriebene Vieh ist in einem versteckten Gehege in der Nähe von Sora aufgefunden worden. Ihr könnt es jederzeit dort holen.“

„Und Ihr wollt uns den Mann ausliefern?“

„Ich tausche ihn gegen Albertuccio aus. Es ist eine Sache der Gerechtigkeit. Warum wollt Ihr Albertuccio, der offenbar unschuldig ist, noch länger gefangen halten? Gebt uns unseren Mann aus guter Nachbarschaft zurück, Stefincoro, und nehmt dafür den fremden Strauchdieb. Je eher er hängt, desto besser ist es für uns alle.“

Die Männer gingen vorüber, und Cesina lehnte sich einen Augenblick an die Mauer, als ob sie ohnmächtig würde. Dann ging auch sie weiter. Ihre Zähne klapperten wie vor Frost.

Schon von dieser Zeit an hat wohl Cesinas Gesundheit sehr gelitten. Obwohl sie noch keinen Beweis hatte, daß ihr Vater mit dem Quacksalber den Arzt Vincenzo Zappi meine, so waren die Vorstellungen und Befürchtungen, man könne Vincenzo als Mörder und Dieb für Verbrechen verantwortlich machen, die andere begangen, doch von so grausamer Art, daß sie mit erdrückender Wucht auf ihrem Seelenleben lasteten. Sie fuhr Nachts schreiend aus dem Schlaf auf, gefoltert von ihren beängstigenden Träumen, ging am Tage scheu und verschüchtert herum, überall horchend, ob sie aus zufälligen Äußerungen etwas Bestimmtes über Vincenzos Schicksal erfahren könne. Zu fragen oder sich zu beklagen wagte sie nicht — es verstand sie ja

doch niemand. Ihre Mutter war zu dieser Zeit krank, und von ihrem Vater und Bruder mußte sie bei der geringsten Veranlassung die roheste Behandlung befürchten. Freilich suchte sie noch manchmal Trost in der Zuversicht, daß man doch niemand wegen Verbrechen, die er nicht begangen, bestrafen könne. Vincenzo brauchte ja nur zu sagen, daß er unschuldig war, und das Lügengewebe, das sich über seinem Haupte zusammenzog, zu zerreißen. Dann aber kamen die Träume, diese unwillkürlichen Äußerungen ihres inneren Zustandes, die sie peinigten, die sie wahnsinnig zu machen drohten. Sie sah Vincenzo von den vermummten Richtern gefoltert, sah, wie sein Körper gestreckt wurde, seine Glieder gepreßt wurden, daß das Blut hervorspritzte, sie sah, wie — — — — —

— — — — —*)
und er schließlich unter der Folter dieser Qualen bekannte, auch was er nicht gethan.

Bei ruhiger Überlegung mußte sie sich ja freilich wieder sagen, daß das doch vorläufig alles nur Vermutungen waren, daß Vincenzo vielleicht schon längst wieder in Freiheit war, daß es ihm gelungen sei, zu entkommen oder seine Unschuld zu erweisen. Nur begriff sie nicht, daß sie dann nicht Nachricht von ihm erhielt, und dieser Zweifel, diese Ratlosigkeit und wahnsinnige Angst raubte ihr die ruhige Überlegung schließlich immer mehr. Mehrere Male sandte sie den Storto um Erkundigungen nach Genzano und Sora, aber immer vergeblich. Niemand konnte oder wollte über das Schicksal Vincenzos Auskunft geben. Was sollte sie tun?

*) Ich lasse hier einiges aus, was wohl den Vorstellungen damaliger Zeit geläufig war, der Phantasie unserer Zeit aber doch zu fern liegt, als daß es hier wiederholt werden könnte.

Sie besaß niemand auf der Welt, zu dem sie Zutrauen hatte.

Eines Tages saß sie wieder auf ihrem Balkon und schaute mit Tränen im Auge über die Frühlingslandschaft, über den stillen Nemisee hinweg, als ihr Bruder Petro mit dem jungen Clemente Ursini in ihr Zimmer eintrat. Sie waren beide sehr erheitert, und ihr Bruder trug eine kostbare golddurchwirkte Robe aus schwarzem und rotem Samt auf dem Arm, wie sie die Edeldamen tragen.

„Kleide dich an, Cesina,“ rief er laut und übermütig, „wir reiten alle nach Rom, und du kommst mit — zum Karneval!“

Sie sah ihn einen Augenblick lang stumm an. Ein Bittern und Frösteln überflog ihre zarten Glieder, als ob sie wieder vor etwas Furchtbarem und Schrecklichem stünde. Es war freilich die Karnevalszeit, aber ihr war nicht so zu Sinn.

„Ich ziehe vor, hier zu bleiben, Petro,“ sagte sie endlich.

Auch Clemente schien sich zu ihren Gunsten ins Mittel zu legen und sagte verstohlen zu Petro: „Laß sie doch! Du bist wohl toll.“

„Was denn?“ fuhr Petro lachend fort. „Hast du ihr ein so teures Kleid geschenkt, Clemente, damit sie vor den Büffelherden der Campagna darin paradiert? Sie soll mit nach Rom, sage ich.“

„Ich will nicht!“ antwortete Cesina fest.

Petro lachte nur um so stärker. Er warf das Kleid auf den Tisch und sagte: „Du sollst!“ Dann ging er wie zufällig ganz dicht an ihr vorbei und flüsterte ihr dabei ins Ohr: „Du wirst Vincenzo sehen!“

Damit ging er noch immer lachend mit Clemente wieder fort, der ihm im Weggehen noch leise in vor-

wurfsvollem Tone sagte: „Du bist des Teufels, Petro. Das ist doch nicht nötig.“

„Sei nur still, Clemente,“ erwiderte ihr Bruder entschlossen, „es ist besser, sie weiß, als sie weiß nicht.“

Cesina war noch nie in Rom gewesen und hatte von den wilden Volksbelustigungen, die man dort mit dem Karneval verband, keine Idee. Vielleicht war sie sogar der Meinung, daß sie im Maskengedränge ein heimliches Wort mit Vincenzo wechseln oder auch nur einen süßen Blick mit ihm austauschen könne. Welche Aussicht eröffnete sich ihr da! Ihn sehen oder gar sprechen!

Das Wort ihres Bruders fuhr ihr wie ein Blitz durch die Glieder. „Du wirst Vincenzo sehen!“ war ein Zauber, der sie voll Erwartung, voll Liebe und Hoffnung nach Rom zog.

Roms Name ist in unserer Zeit, anno Domini 1589, fast das einzige, was von seiner Größe und Bedeutung übrig geblieben ist. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts weit über hunderttausend Einwohner umfassend, haben unaufhörliche Kriege und Plünderungen, die vaterlandslosen Zwistigkeiten der wilden, räuberischen Adelsfamilien untereinander die Stadt auf noch nicht vierzigtausend Einwohner zurückgebracht. Die Geißel Gottes liegt auf der Stadt in der Gestalt von allerlei Roheit und Grausamkeit. Ganze Stadtviertel stehen leer oder liegen in Ruinen, und die neuen Straßen, die unser heiliger Vater, Papst Sixtus V., in seiner Güte hat anlegen lassen, sind weniger Örtlichkeiten, wo Menschen wohnen, als vielmehr Abgrenzungen der Trümmersfelder, die der Fleiß der Mönche in Klostersgärten zu verwandeln bestrebt ist. Nicht bevölkert ist heutigentags diesseits des Tibers nur die Via Lata, die Via

Flaminia *) und die Straßen, die auf dem alten Marsfeld stehen, jenseits des Tibers die leoninische Stadt und einiges von Trastevere bis zu den Abhängen des Janiculus hin.

Wohin ist es mit Rom gekommen! Auf dem berühmten Forum weiden die Ochsenherden, das Kolosseum ist wie ein Steinbruch, aus dem jeder nimmt, was er brauchen kann, und unter den alten Triumphbögen des Konstantin und Titus haben sich die Fleischhändler eingenistet. Die Häuser des gemeinen Volkes sind dumpfe, finstere Löcher, die Paläste der Großen mit trotzigen Backsteintürmen bewehrt, wenige und elende Läden, maßloser Luxus und Brutalität der Reichen und die Verkommenheit des Hungers bei den Armen, Unsicherheit in den Straßen, Gewalttätigkeit, Mord und alle Verbrechen in der Stadt.

Als Geraldo de Falco mit seinem Gefolge ankam, war es Nacht. In tiefer Finsternis lag die Stadt, und als die Pferde durch die vernachlässigten, mit Trümmern und allem Unrat überfüllten Straßen stolperten, glaubte Gesina nicht in die Hauptstadt der Christenheit, sondern in eine Gespensterstadt zu kommen. Hohe Türme, gewaltige Ruinen ragten wie dunkle Schatten aus dem Chaos hervor, hungerndes Volk lag in den Winkeln herum, auf den Stufen der Kirchen, in den verlassenen und verfallenen Häusern, einzelne Bürger gingen auf den Straßen mit Fackeln, bis an die Zähne bewaffnet, und nur selten leuchtete ein winziges Öl-lämpchen unter den Bildern unserer allerheiligsten

*) Gemeint ist der heutige Corso bis etwa zu San Carlo. Die leoninische Stadt, von Leo IV. (847—855) angelegt, war die eigentliche Festung des Papstes und in allen Kriegen seine letzte Zuflucht.

Madonna durch die Finsternis, wie ein Stern in der Nacht, wie eine Verheißung, ein Trost im Elend.

War das die Stadt, die sich rüstete, den Carneval zu feiern? fragte sich Cesina. Sie stimmte ihre Hoffnung auf lustigen Mummenschanz und harmlose Fröhlichkeit sehr herab, wenn sie auch noch keine Ahnung des Fürchterlichen hatte, das ihr bevorstand.

Endlich langten sie im Gasthaus del Orso an, das unten am Tiberufer steht, nicht weit von der Engelsbrücke. Cesina war sterbensmüde. Die Eindrücke des Tages und der Nacht lagen ihr wie Traumbilder in den Sinnen, ihr Kindergemüt war unfähig, die Formen einer rauhen Wirklichkeit zu erfassen und zu verstehen, und so versank sie bei dem eintönigen Murmeln und Rauschen des mächtigen Flusses in tiefen Schlaf.

Als sie wieder erwachte, war heller Sonnenschein. Vieltausendstimmiges Kreischen und Schreien schlug an ihr Ohr, und als sie zum Fenster hinuntersah in die Straßen, die sich am Fluß hinzogen, hatte sie, noch immer in einer sonderbaren Traumstimmung befangen, den Eindruck, als ob die Gespensterstadt wach geworden, und nun der graufige Schreck sich am hellen Tageslicht fortsetze. Die ganze Stadt schien in den wenigen Straßen, die sie übersehen konnte, zusammengelaufen zu sein. Männer und Weiber, Junge und Alte, Arme und Reiche zu Pferd und zu Fuß trieben sich straßauf, straßab herum, ein buntes Gewühl von Soldaten und Bürgern, Vermummten und Maskierten — und fortwährend dieses wahn sinnige Geschrei, das frech und aufdringlich in die Ohren gellte!

Wie sollte sie in diesem wüsten Durcheinander Vincenzo finden? Sie fühlte sich so verlassen in all dem Lärm, so hilflos und abhängig, daß ihr die Tränen in die Augen traten, und sie schüchtern zu

ihrem Bruder hinblickte, als ob sie von diesem Hilfe erwarte.

„Du hast mir's versprochen, Petro,“ sagte sie leise und bittend.

„Was denn?“ fragte dieser zurück, weil er nicht gleich verstand, was sie meinte. Dann aber lachte er laut auf und begriff. „Was ich gesagt habe, gilt,“ antwortete er, „du wirst ihn sehen.“

Sie kam sich vor wie verdammt. All dieses rohe, plumpe, oft lebensgefährliche Treiben um sie her widerte sie an. Die derben Späße, in denen sich Männer und Frauen gefielen, diese platten Gemeinheiten, diese rücksichtslose robuste Lebenslust entsetzte sie, und doch mußte sie immer aufpassen und Umschau halten, weil sie meinte, Vincenzo in dem Gewühl zu sehen.

Geraldo de Falco ritt langsam die Via Ripetta hinunter nach der Piazza del Popolo. Man kam nur langsam vorwärts, da das Volk die Straße sperrte, und je näher man dem Platz kam, um so dichter wurde das Gewühl. Offenbar war hier etwas Apartes zu sehen, das die wilde Schaulust der Massen anzog. Cesina ritt abgestumpft unter den Leuten ihres Vaters weiter. Der Tumult glitt wie traumhaft an ihrem Empfinden vorüber. Nichts und niemand hätte sie veranlassen können, sich in ein solch wahnwitziges Abenteuer zu wagen, wenn nicht eben das Wort ihres Bruders: „Du wirst Vincenzo sehen!“ Mit diesem Wort wäre sie in die Hölle gelaufen.

Und sie sah ihn.

Auf der großen und schönen Piazza del Popolo harrte eine Kopf an Kopf gedrängte, lustig und karnevalistisch aufgeregte Menge der Dinge, die da kommen sollten. In der Mitte des Platzes sah Cesina ein Gerüst, dessen Zweck ihr anfangs nicht klar wurde, zu fragen wagte sie nicht. Ein fiebriges Zittern überflog

sie von Zeit zu Zeit. Jeder rohe Scherz, den sie in ihrer näheren oder weiteren Umgebung sah, traf sie wie ein Peitschenschlag. Plötzlich, während noch die Glocken Mittag läuteten, nahte sich dem Gerüst ein kleiner Maskenzug. Ein Mann in einem Pulcinella-Kostüm führte einen armen Sünder in einem roten Hemd, dem schon der Strick um den Hals lag, auf das Gerüst hinauf. Andere im Pulcinellakostüm folgten. Das Volk jauchzte und jubelte, warf die Mützen in die Höhe und rief dem Pulcinellahenker Worte zu, die Cesina glücklicherweise nicht verstand. Sie starrte wie versteinert auf den Mann im roten Hemd. Atemlos, ganz Auge vor Aufregung sah sie zu, wie der Mann mühsam, bei jedem Schritt entkräftet zusammenbrechend, von den Henkern immer wieder aufgerissen, förmlich auf das Gerüst hinaufgeschleift wurde. Bleich wie das leibhaftige Entsetzen, mehr tot als lebendig, stand er endlich oben, um die Stirn wie ein Kranz noch die blutige Spur der Folter, mit der man ihm das Geständnis abgepreßt.

„Vincenzo!“ schrie Cesina plötzlich auf und glitt ohnmächtig vom Pferde herab. Das Gräßlichste wurde ihr erspart, ihr Schrei aber, der Schrei einer tief verwundeten Menschenbrust, verhallte in dem Toben und Gejohle der Menschenmenge, unter dem die lustig verummten Henker den armen Vincenzo Zappi vom Leben zum Tode am Galgen brachten.

Das war die Eröffnung des Karnevals von Rom im Jahre 1587, für die arme Cesina de Falco aber war es der Schluß.*)

*) Die sogenannte Giustizia di Carnevale ist ein uralter Karnevalsgebrauch, der sich noch lange in Rom erhalten hat. Noch 1719 wurde ein junger Mensch auf diese Weise hingerichtet. (Siehe Ademollo, Giustizia di Roma vol. IV p. 434.)

5.

Kurz nach diesen Vorfällen, wohl schon am nächsten Tag, scheint es zwischen Cesina und ihrem Vater zu heftigen Zusammenstößen gekommen zu sein. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, alles zu erfahren, was zur Darstellung der Geschichte Cesina de Falcos nötig war, aber es war sehr schwer, sich über die Familienzwistigkeiten der Falco zu unterrichten. Indessen hoffe ich, alles zur Erklärung der Tatsachen Nötige berichten zu können.

Cesina lehrte noch an demselben Tag, an dem sie in so grausamer Weise zur Hinrichtung Vincenzo Zappis geführt worden war, nach Burg Nemi zurück. Sie wollte und konnte wohl auch nicht weiteres vom römischen Karneval wissen, fühlte sich vielmehr an Leib und Seele gebrochen und sprach den dringenden Wunsch aus, zu den frommen Schwestern nach Sora zurückkehren zu dürfen. Dagegen war Geraldo de Falco über die Absicht seiner Tochter, Nonne zu werden, so aufgebracht, oder gab doch wenigstens das als Grund an, daß er heftiger als je auf der sofortigen Verheiratung Cesinas mit Clemente Ursini bestand.

Man war an einem Sonntag aus Rom zurückgekehrt, und am gleichen Tage müssen auch schon die Auftritte zwischen Cesina und ihrem Vater erfolgt sein, denn die Hochzeit wurde schon auf den nächsten Sonntag festgesetzt. Geraldo de Falco schwur die gräßlichsten Eide, daß an diesem Tage die Hochzeit stattfinden müsse, und sie hätte wohl auch stattgefunden, wenn nicht andere Ereignisse dazwischen getreten wären.

Es muß hier erwähnt werden, daß Geraldo de Falco mit einem Nachbarn in Streit geraten war wegen einer Bigna, die hart an die Burg von Nemi grenzte.

Geraldo de Falco warf seinem Nachbarn vor, er habe heimlicherweise die Grenzsteine verrückt, um ihn zu betrogen. Merkwürdigerweise behauptete der Nachbar, ein gewisser Tommaso Muri, von Geraldo de Falco dasselbe und hatte damit wohl auch recht, denn der alte neapolitanische Brigant, der de Falco doch ursprünglich war, war mit allen Wassern gewaschen. Um nun in diesem Streit, der schließlich der Entscheidung des Fürsten Vittorio Ursini unterlag, diesen auf seine Seite zu bringen, betrieb Geraldo de Falco die Heirat seiner Tochter mit dem Sohn des Fürsten mit einer solchen Entschiedenheit — immer mit dem Vorwand, er wolle nicht, daß Cesina Nonne werde —, daß diese zuletzt vor Verzweiflung nicht mehr wußte, was sie tun sollte. Nur eines war für sie sicher: eher den Tod als eine verabscheute Heirat. Und daraus machte sie auch kein Hehl.

Da geschah etwas, was weder in der Zeit, in der wir leben, noch unter den obwaltenden Umständen besonders überraschen konnte, was aber doch der Entwicklung der Dinge eine unvorhergesehene Wendung gab. Geraldo de Falco wurde am Morgen des Aschermittwoch, kaum hundert Schritte von seiner Burg entfernt, ermordet aufgefunden.

Die Bestürzung in der Burg von Nemi über diese Greneltat war groß, und der neue Herr, Petro de Falco, ließ nichts unversucht, um den Mord an seinem Vater zu rächen. Da die Leiche Geraldo de Falcos nicht weit von der umstrittenen Bigna lag, so ging Petro zunächst gegen Tommaso Muri vor, aber zum Glück für diesen war er gerade in jener Nacht in Albano gewesen und konnte somit, wenigstens persönlich, nicht an dem Überfall beteiligt sein. Nun hatte Petro unter den vielen persönlichen Feinden seines Vaters, die zum

Teil noch vor seiner Niederlassung in der Burg Nemi herührten, die Auswahl. Die Meinung war, daß ein Alt der Blutrache vorlag, und so entstand allmählich das Gerücht, Geraldo de Falco sei als ein Opfer der Familie Vincenzo Zappis gefallen. Ein Kinderhirt de Falcos, namens Jonarone, trat auf, der behauptete, die beiden Brüder Vincenzo Zappis, Arnaldo und Aldo Zappi, auf der Straße zwischen Genzano und der Burg Nemi gesehen zu haben, und zwar sei das am Tag nach dem Tode Vincenzo Zappis in Rom gewesen.

Cesina stand diesen fürchterlichen Begebenheiten wie gelähmt gegenüber. Der Tod Vincenzos schien ihr jede aktive Lebenstätigkeit vernichtet zu haben, und sie dachte an weiter nichts, als ihre Tage in dem stillen Kloster von Sora beschließen zu können. Sie sprach davon zu ihrem Bruder, in der Hoffnung, daß sich unter den veränderten Umständen ihr Vorhaben leichter ausführen ließe. Seit dem Tode ihres Vaters trat sie nicht nur in ein recht bedeutendes Erbe ein, sondern sie war auch Herrin ihrer selbst. Niemand, auch ihr Bruder nicht, hatte das Recht, sie auf die Länge der Zeit an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern. Gleichwohl wurde ihr Bruder bei der Anfrage sehr aufgereggt und antwortete hitzig, daß er auf keinen Fall auf derartiges eingehe. Er wolle sich nicht mit der Abtissin von Sora auseinandersetzen. Das Erbe ging ihm offenbar mehr im Kopfe herum als seine Schwester oder irgend etwas anderes.

Schon am nächsten Tage hatte er wieder eine Unterredung mit ihr. Cesina saß auf ihrem Balkon und schaute über das Land. Sie war vollständig weiß gekleidet wie die frommen Schwestern von Sora auch. Nur um ihren zartweißen, schönen, schlanken Hals lag eine dünne rote Korallenkette. Petro sah sie einen Augenblick prüfend, wie überrascht an, als er bei ihr eintrat.

„Du hast die beiden gesehen?“ sagte er dann.

„Wen?“ fragte sie zurück.

„Uldo und Arnaldo Zappi, die Brüder deines Liebhabers.“

„Ich habe sie nicht gesehen. Auch war Vincenzo Zappi nicht mein Liebhaber, sondern mein Bräutigam!“ erklärte sie erregt.

„Das wird sich finden,“ erwiderte ihr Bruder laut und drohend. „Du bist am Dienstag abend mit den beiden an der Burgmauer gesehen worden.“

„Das ist nicht wahr.“

„Nur du kannst ihnen gesagt haben, daß der Vater auswärts war und in der Nacht zurück erwartet wurde,“ fuhr ihr Bruder immer heftiger fort.

Cesina stand erregt auf. „Weshalb sollte ich denn so Ungeheuerliches getan haben?“ fragte sie empört.

„Aus Rache. Du hast auch gegen mich Ränke angezettelt um meines Erbes willen, und wenn sie bisher noch nicht geglückt sind, so ist es nicht deine Schuld. Aber nimm dich in acht, Cesina, es kommt alles an den Tag!“

Damit stürmte er hinaus und ließ Cesina allein.

Zwei Tage später wurde Cesina auf Betrieb ihres Bruders verhaftet und nach Rom in das Gefängnis von Tor-dinona gebracht. Die Anklage lautete auf Beihilfe zum Mord an ihrem Vater und auf Bedrohung ihres Bruders.

Wir leben in einer schrecklichen Zeit. Die verworfensten Verbrechen werden fast täglich begangen, und nur selten gelingt es, den Täter den rächenden Armen der Justiz zuzuführen. So ist es erklärlich, wenn die Richter zur unnachsichtlichen Strenge angewiesen waren, und auch Cesina de Falco hatte vor ihren Richtern, wie aus den vorhandenen Prozeßakten ersichtlich, einen schweren Stand. Der Prozeß zog sich in die Länge, und die Zeugen widersprachen sich. Cesina

de Falco, die im Anfang sich sehr tapfer hielt und trotz mancher Qualen ihre Unschuld an dem ihr zur Last gelegten Verbrechen beteuerte, wollte die Hoffnung lange nicht aufgeben, und ihr Verteidiger, der Advokat de Simone, gab sehr geschickt den Vorwurf ihres Bruders, Gesina habe sich an ihm vergangen aus Habsucht nach seinem Erbe, an diesen zurück, als habe Petro den Prozeß angezettelt, um sich die unbequeme Miterbin vom Hals zu schaffen. Die Richter selbst waren offenbar in einer schlimmen Lage. Es war ein Verbrechen geschehen. Ein Mensch war ermordet worden, und man verlangte nach Sühne. So griff man denn nach dem in solchen Fällen gewöhnlichen Verfahren, die Wahrheit zu ermitteln, nämlich zur Folter.

Am 14. Juli 1588 führte man das zarte junge Mädchen in die unterirdischen Keller des Gefängnisses, wo Gesina schon zitterte und schrie, als sie nur die noch vom Blut der vorhergegangenen Opfer triefenden Werkzeuge sah, mit denen hier die Gerechtigkeit gemacht wurde. Rohe, mitleidlose und halb vertierte Knechte faßten sie und legten sie zuerst in die spanischen Binden, die sie immer schärfer anzogen, so daß sie vor Schmerzen bald nicht mehr hörte, was der Richter sie fragte. Dann ging man weiter — — — — —

*)

*) Ich muß hier wieder einiges auslassen. Der mittelalterliche Schreiber gibt eine solche Fülle haarsträubender Einzelheiten des damaligen Gerichtsverfahrens, das unter der Herrschaft der Folter total verwildert war, daß dadurch weniger unser Mitleid, als vielmehr Ekel und Schrecken erregt wird. Es genüge zu wissen, daß Gesina schließlich an ihren Haaren aufgehängt wurde und so frei schwebend alles bekannte, was der Richter sie fragte. Sie widerrief freilich später das so von ihr erpreßte Geständnis wieder, aber sie konnte dadurch

Schon am 18. Juli wurde das Urteil vollstreckt. Auf Cesinas Wunsch begleiteten sie die frommen Schwestern von Sora auf ihrem Todesgang. Es war ein schrecklich heißer Tag, und die Straßen, die der Zug von Tordinona bis zu dem kleinen Platz vor der Engelsburg zurücklegen mußte, waren angefüllt mit einer Kopf an Kopf gedrängten Menge Neugieriger. Viele hielten sie für unschuldig und wollten sie den Soldaten, die den Trupp eskortierten, entreißen. Weiber und Kinder weinten und schrieten laut auf, als Cesina an ihnen vorübergeführt wurde. Einige fielen auf die Kniee und beteten für das Heil ihrer Seele, andere fluchten.

Als der Zug auf der Engelsbrücke ankam, entstand auf der Brücke selber ein so furchtbares Gedränge, daß viele totgedrückt wurden, andere über die Brücke hinausgedrängt wurden und in den Fluß fielen, wo sie ertranken.

Cesina schritt langsam und mit gesenktem Haupte inmitten der frommen Nonnen dahin, die ihre Gebete murmelten. Ihr Kopf war mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Ihr Hals war frei und leuchtete in der Sonne wie Schnee so weiß. Ihren Körper umgab eine schwarze Kutte mit weiten Ärmeln, um die Taille mit einem weißen Strick geschnürt. An den Füßen trug sie hakenlose Luchschuhe. In ihren Händen, die zusammengebunden waren, hielt sie ein Kreuzifix.

Sie gab sich offenbar die größte Mühe, ihre Leiden bis zum Ende standhaft und mit Ergebenheit zu tragen. Von Zeit zu Zeit drückte sie das Kreuzifix an ihre Lippen,

das über sie wegen Beihilfe zum Vaternord verhängte Todesurteil nicht mehr rückgängig machen. Sie wurde zum Tode auf dem „Cavalletto“ verurteilt, das heißt zum Tode durch das Schwert. Der Ausdruck „Cavalletto“ (Pferdchen) rührt daher, weil die Delinquenten rittlings auf einem Holzbock Platz nehmen mußten, um den Todesstreich zu empfangen.

wie zu ihrer Stärkung, und murmelte mit leiser Stimme:
„Gib mir Mut, Christus und Heiland unser aller!“

Nur als sie, am Ende der Brücke angelangt, plötzlich das Gerüst erblickte, das man zu ihrer Hinrichtung erbaut, wurde sie so schwach, daß sie einer der Nonnen in die Arme fiel.

„Madonna santissima,“ seufzte sie unwillkürlich erschrocken auf, „noch so jung und dem Tode schon so nah!“

Sie war noch nicht achtzehn Jahre.

Dann stieg sie, von zwei Nonnen geführt, die Stufen hinauf. Oben schnitt ihr der Henker den Strick, der ihre Hände fesselte, durch. Gesina hob die Hände hoch empor, faltete sie und betete mit lauter Stimme. Ein Brausen und Schreien ertönte rings um sie her. Tausende und Tausende, die teils auf dem kleinen Platz vor der Engelsburg, teils auf der Brücke oder in den engen Straßen der leoninischen Stadt standen, umgaben sie wie ein wildes Meer, aber sie vernahm nicht, was sie schrienen.

Da sie nicht wußte, welchen Platz und welche Stellung sie einnehmen mußte, so unterwies sie der Henker. Er zeigte ihr, wie sie sich setzen und wohin sie den Kopf legen müsse.

„Herr und mein Gott,“ rief sie in ihrer letzten Not, „der du mein Leiden siehst, nimm mich auf in deine bessere Welt!“

Damit legte sie den Kopf auf den Block. Ihre letzte Qual war kurz. Mit einem Streich hieb ihr der Henker den Kopf ab. Wie es der Brauch erfordert, wurde ihr Körper Nachmittags drei Stunden lang öffentlich ausgestellt, damit jeder sich selbst überzeugen konnte, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen sei. Unter dem Standbild des heiligen Petrus auf der Engelsbrücke lag sie mit einem roten Mantel bedeckt auf einer hölzernen Bahre, und ich habe sie selbst so liegen sehen. Sie war

in ihrem Tode rührend schön, wie sie vielleicht nie im Leben war, so daß viele Leute, die sie so sahen, weinten und betend an ihrer Bahre niederfielen. Ein kindlicher, unschuldiger Zauber umschwebte ihr Gesicht wie der Heiligenschein einer Märtyrerin.

Wie sie es bei ihren Lebzeiten gewünscht, wurde ihre Leiche nach Sora gebracht und im Klostergarten der frommen Schwestern von Sora beigesetzt. Dort befindet sich ihr Grab noch."

So weit das alte Manuskript.

Von einer anderen Hand befand sich noch beigefügt auf demselben Blatt:

„Die Burg von Nemi, von welcher in dieser Erzählung so viel die Rede ist, wurde bereits im Jahre 1592 durch bourbonische Bandenführer erobert und von Grund aus zerstört. Petro de Falco geriet dabei in Gefangenschaft und wurde wegen seiner vielen Räubereien und Verbrechen zu Alatri erhängt. Frau Beatrice de Falco zog sich in das Nonnenkloster von Sora zurück, wo sie noch lange Jahre das Grab ihrer Tochter pflegte. Sie starb hochbetagt im vorigen Sommer und wurde neben ihrer Tochter begraben.“

Wer und wann das geschrieben, war nicht zu ermitteln.

6.

Ich stand auf und sah, mit dem Auge suchend, um mich. Die Sonne war am Untergehen. Aus den Tal-falten und ausgetrockneten Wasserläufen der weiten Campagnafelder stiegen schon die bläulichen Nebel. Nur auf den höher gelegenen Stellen lag noch der volle sattbräunliche Glanz der Abendsonne. Wo mag wohl die Burg Nemi gestanden haben? fragte ich mich. Wenn nur ein Turm oder eine alte Mauer noch vorhanden

wäre, so hätte ich den Ort, den ich ja sah, wohl bestimmen können. Es war aber nichts mehr da. So weit der Blick über den stillen dunkelblauen Nemisee auch schweifte über die jenseitigen Ufer und die Abhänge des Monte Cavo hinauf — nichts als die Schuttfelder der Weltgeschichte, die verwitterten Ablagerungen der Jahrhunderte. Und wenn man auch Nachgrabungen veranstaltet und da oder dort ein Gewölbe, ein altes Verließ gefunden hätte, wer konnte sagen, ob es zur Burg Nemi gehörte? Es war ja alles, was ich überblickte, ein einziges Trümmerfeld. Auch wenn ich hinunter nach Sora gegangen wäre und unter den Zeichensteinen der Klosterruinen nach einer verwaschenen Inschrift, einem Merkmal, einem stummen Zeugen von Cefinas letzter Ruhe gesucht hätte, war das nicht auch hoffnungslos? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß auch die folgenden Geschlechter von Sora, wie anderwärts, die schönen glattbehauenen Zeichensteine benützt hatten, um sich neue Häuser zu bauen, in denen sie wohnen?

Die Zeit liegt wie eine tiefe, undurchdringliche Nacht auf der römischen Campagna, die Jahrhunderte und Jahrtausende, die über diese Felder in unerschöpflicher Tatkraft hinweggestürmt, Stadt auf Stadt, Trümmer auf Trümmer, Ereignis auf Ereignis häufend, die Weltgeschichte geformt haben, sind wie ein Schleier, durch den wir wohl mit dem geschärftsten Auge der historischen Forschung die Umrisse der großen Figuren und Thatfachen erkennen, wie wir etwa die Inseln aus dem Meer hervorragen sehen, der aber die unermesslichen Weiten und Tiefen des Meeres, das eigentliche Bild der Welt, verbirgt.

Mein römischer Maler hatte recht. Das stimmungs-vollste, richtige Kleid der römischen Campagna ist wilder Gewittersturm, mit tiefhängenden drohenden Wolken-

massen, dazwischen ein plöglicher weißer Sonnenstrahl, mehr ein Gespenst als ein Licht — wie die Geschichte der armen Cesina de Falco, die uns Bruder Girolamo da Balmontone erzählt. —

„Sie werden den Zug versäumen, Don Carlo,“ sagte eine Stimme hinter mir, und als ich mich umsah, bemerkte ich Fra Domenico, der behaglich im Fenster seiner Zelle saß und kleine Rauchwolken in die Luft blies.

Ich drohte ihm mit dem Finger und sagte leise: „Man sieht's, Fra Domenico. Geben Sie acht!“

Er zuckte die Achseln und lächelte. „Es ist nicht alles ein Verbrechen, was dafür angesehen wird,“ tröstete er sich und mich.

„Wie sich die Zeiten ändern!“ dachte ich und ging fort. Wie viele wurden früher zu Verbrechern, die keine waren.

Als ich wieder durch Genzano kam, saß Zi' Pippo vor seinem Laden und unterhielt sich in hausväterlicher Würde mit seiner Frau.

„Das ist Unsinn,“ hörte ich ihn sicher und überlegen sagen, „ein Pizzicagnolo ist noch lange kein Dieb, wenigstens wird er nicht dafür gehängt, ebensowenig wie ein Arzt ein Mörder ist und ein Soldat gemordet werden muß. Du hast dich von dem Pflasterkasten ins Bockshorn jagen lassen. So leicht wird heutzutage niemand mehr gehängt.“

Wie zuversichtlich, wie fest vertrauend auf die Sicherheit der Zeit saß der Mann vor seinem Hause! Und er war doch ein Pizzicagnolo.

Aber die Zeiten haben sich seit dem sechzehnten Jahrhundert in der That geändert. Die Welt ist besser geworden, und Zi' Pippo wurde nicht gehängt.





Durch den bayrischen Wald.

Eine Wanderfahrt von R. Hendrichs.

Mit 8 Illustrationen.

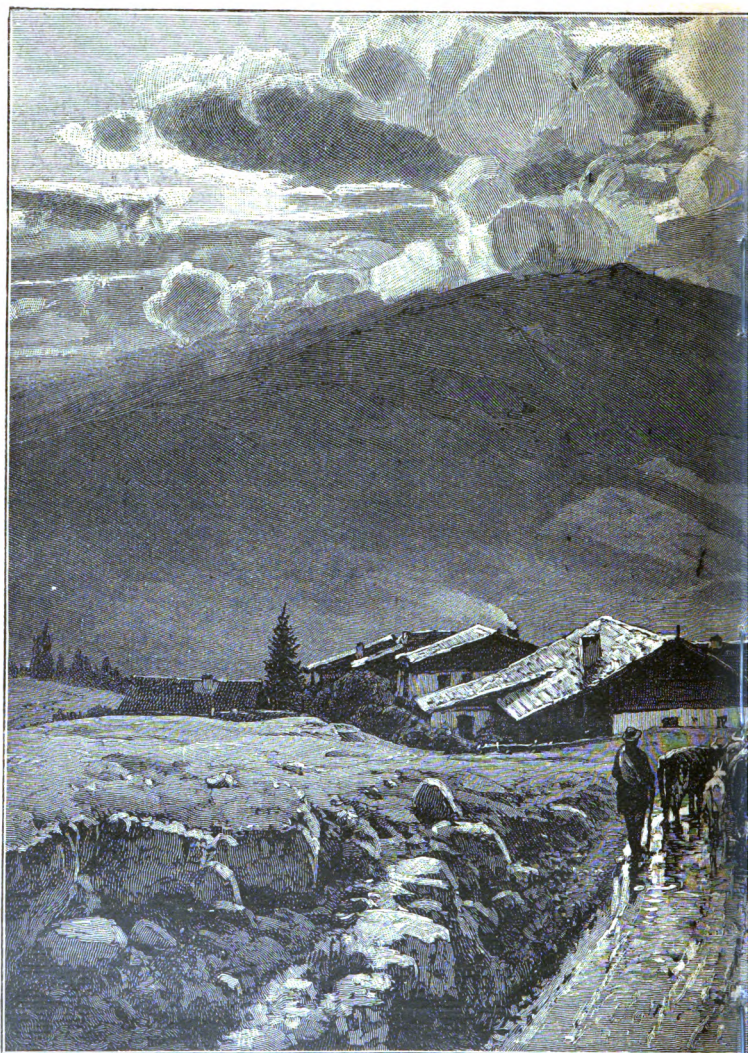


(Nachdruck verboten.)

In einer Breite von 6 und einer Länge von 25 Meilen erhebt sich zwischen dem böhmischen und dem bayrischen Lande ein Gebirgszug, der seit undenklichen Zeiten die natürliche Grenzscheide gebildet hat zwischen dem slawischen und dem deutschen Volksstamm.

Unwirtlich und rauh wie wenige andere der mitteleuropäischen Waldgebirge, wird er von anspruchsvollen, an den Luxus moderner Bades- und Luftkurorte gewöhnten Touristen nur selten zum Wanderziel erkoren. Seine eigenartigen Schönheiten und landschaftlichen Reize sind bei weitem nicht so bekannt als die vielgepriesenen Naturszenerien anderer, von Sommerfrischlern überschwemmter deutscher Gebirge, und die Namen seiner Berge, Seen und Ortschaften mögen gar vielen unserer Leser zum ersten Male an das Ohr klingen.

Aber der bayrische oder — wie er in Oesterreich heißt — der böhmische Wald verdient diese Zurücksetzung nicht. Was seinen Ortschaften und Ansiedlungen an Bornehmheit des äußeren Anstrichs, seinen Gasthäusern an modischem Komfort abgehen mag, das ersetzt er dem Naturfreund überreich durch die düstere Majestät seiner



Der Raj

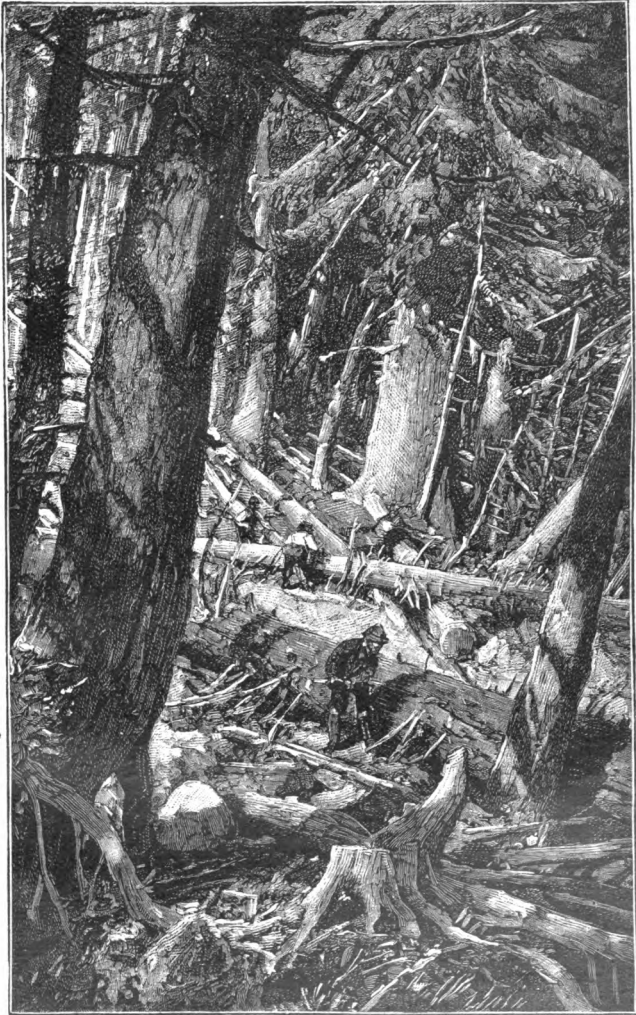


bel.

uralten Wälder, derengleichen man wohl kaum irgendwo auf deutscher Erde finden mag.

Wohl hat die stetig wachsende Industrie, die erklärte Feindin der unberührten Natur, während der letzten Jahrzehnte gewaltig aufgeräumt in den Forsten des bayrischen Waldes. Aber es gibt doch noch immer Strecken, die einen unverfälschten und unverkümmerten Urwaldcharakter tragen, weite Gebiete, auf die noch heute buchstäblich zutrifft, was M. Haushofer in der Erinnerung an eine vor Jahren unternommene Wanderung von der Vegetation dieses Waldgebirges sagt:

„Urwald ist nur jener Wald, in welchem nie des Holzschlägers Axt erklingen ist, jener Wald, in welchem seit Jahrtausenden die Bäume so alt werden, bis ihr eigenes Alter oder der Sturm sie niederwirft. Wo das Holz gewachsen ist, vermodert es wieder. Da ist ein Wirrsal von Felsen und Gestrüpp, von Laub- und Nadelholz aller Art. Nicht wie Bäume mehr, sondern wie Türme ragen die Riesenstämme der ältesten empor, anderthalb bis zwei Meter dick. Erst häuserhoch über uns verzweigen sie sich; zauberhaft schimmert ein grünes Licht durch ihr Netzgewölbe. Der Boden aber, auf dem wir wandern, ist keine Erde mehr wie in anderen Wäldern, sondern ein Labyrinth von gestürzten Baumleichen, die seit undenklichen Zeiten da verfaulen. Und über diesem Labyrinth wuchern Moos und gigantische Farnkräuter; ab und zu zeigt ein von Grün überwuchertes Felskloß fein graues Steingeficht. Wenn wir pfadlos durch solchen Wald hinirren, treten wir auf einen vieltausendjährigen Kirchhof von Bäumen; aber nirgends sehen wir so wie hier das frischeste Leben unmittelbar aus dem Toten, Verwesenden sprossen. Der Boden bietet keinen Weg, sondern nur eine Kette von Hindernissen, von gestürzten Bäumen aller Größen, von sump-

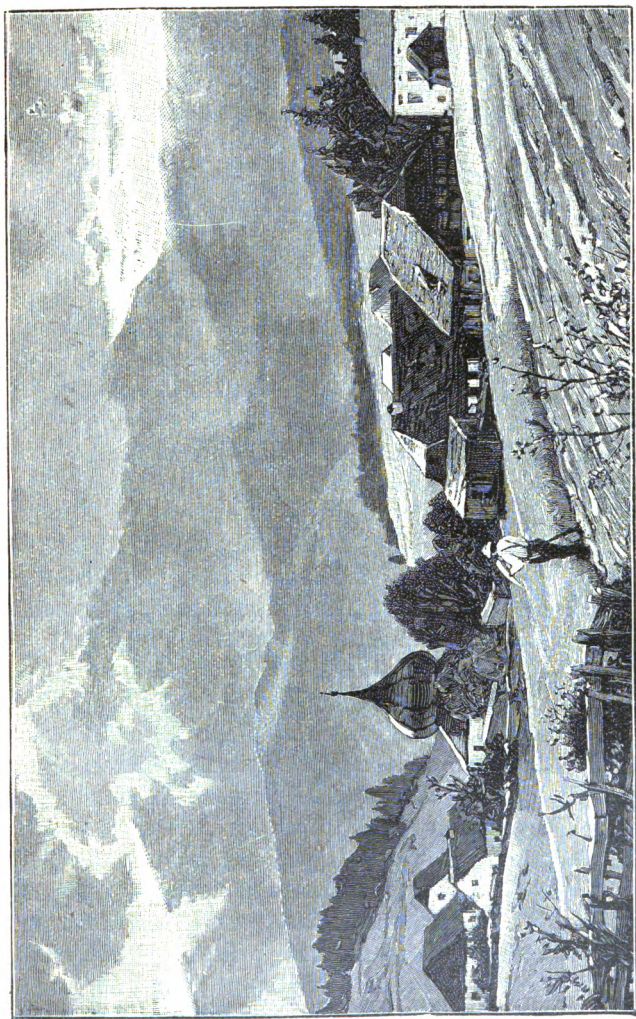


Ein Urwaldbild.

figen Böchern, von Strünken und übermoosten Felsen. Eine Zeitlang meinen wir auf diesen gestürzten Riesenstämmen fortwandern zu können, von einem zum anderen springend. Auf einmal, während wir uns auf eine solche meterdicke goldgrün überwachsene Walze hinüberschwingen, treten wir durch das vermeintliche Holz hindurch — es war nichts mehr als schwarzbrauner Moder. Mühsam arbeiten wir uns aus dem Baume heraus und meinen mit dem nächsten Schritte in den Moosboden zu treten. Aber dieser Boden hat wie ein ungeheurer Schwamm das Maß unvordenklicher Niederschläge eingefogen und wird auch in den heißesten Sommern nicht trocken; bis ans Knie versinken wir in einer Mischung von Wasser, Moos und Moder. Und so geht die Wanderung fort, unbeschreiblich mühsam; denn selbst wo wir stellenweise auf trockenem Boden wandern, liegen die gestürzten Stämme — Ranen nennt man sie dort — als schweigsame Gegner bald so tief, daß sie übersprungen werden können, dann wieder in solcher Höhe, daß man weder unter ihnen durchkriechen, noch über sie hinwegsetzen kann. Wer in solchen Wäldern ohne wegweisende Magnetnadel vom Pfad abweicht, könnte tagelang umherirren.“

Mag auch der bayrische Wald diese unwegsame Wildheit nur noch in seinen abgelegensten Theilen bewahrt haben, so ist er doch auch da, wo säubernde Menschenhand eingegriffen hat, noch immer von einer großartigen Erhabenheit. Seine Tannen stehen an imponirender Höhe hinter denen des Schwarzwaldes nicht zurück, und die in den oberen Regionen vorwiegenden Ahorne und Fichten sind durchweg mächtige, kraftvolle Exemplare.

Wenn man von der böhmischen Seite her in den bayrischen Wald eindringt, beginnt man seine Wan-



Böhmisch-Eifenstein mit Arber

derung am besten bei dem Dorfe Eisenstein, bis wohin man heute schon mit der Bahn gelangen kann. Es besteht aus zwei scharf getrennten Teilen, von denen der eine, auch Elisental genannt, rein böhmisch, der andere, das eigentliche Eisenstein, aber rein bayrisch ist.

In der böhmischen Hälfte stoßen wir auf eine der vielen großen Glashütten, die dem Waldgebirge sein ganz besonderes industrielles Gepräge geben. Die Glasindustrie ist hier schon sehr alt. Seit dem 15. Jahrhundert bereits wird im bayrischen Wald Glas aus Quarzsand geschmolzen. Konnte man doch viele Menschenalter hindurch den Überfluß an Holz nicht anders verwerten als zum Heizen der Schmelzöfen und zum Brennen von Pottasche.

Auch in Bayrisch-Eisenstein fehlt es nicht an reger gewerblicher Tätigkeit. Die ragenden Schloten einer Bretterfabrik und einer Papiermühle senden unablässig ihre dunklen Rauchwolken zum Himmel empor.

Ein mächtiger, langgestreckter Berggrücken beherrscht das Dorf und seine Umgebung. Aus einem dichten grünen Waldmantel ragt sein kahles Felsenhaupt empor. Es ist der große Arber, mit seiner Höhe von 1475 Meter die bedeutendste Erhebung des ganzen Gebirgszuges. Seine Besteigung verursacht geringe Mühe und belohnt sich reich durch die prächtige Fernsicht, die man vom Gipfel aus genießt. Weit nach Böhmen hinein schweift der Blick, während das malerische Panorama nach Westen hin durch die Höhenzüge der Oberpfalz und des Fichtelgebirges abgeschlossen wird, und während sich südwärts die weite, schimmernde Donauebene vor uns aufzut, in blauer Ferne begrenzt durch die bei klarem Wetter deutlich erkennbare, zackige Kette der Alpen.

Auf gut gehaltenen Waldwegen steigen wir dann bergab, bis es sich vor uns zwischen den Stämmen lichtet und bis uns eine weite, waldbumhegte Wasser-

fläche entgegenschimmert: der Urbersee, eine der Perlen des Grenzgebirges. Er ist nicht ganz so düster wie die anderen, kleineren Wasserbecken des bayrischen Waldes, wie der Schwarze See bei Eisensträß, der



Mühle bei Bayrisch-Eisenstein.

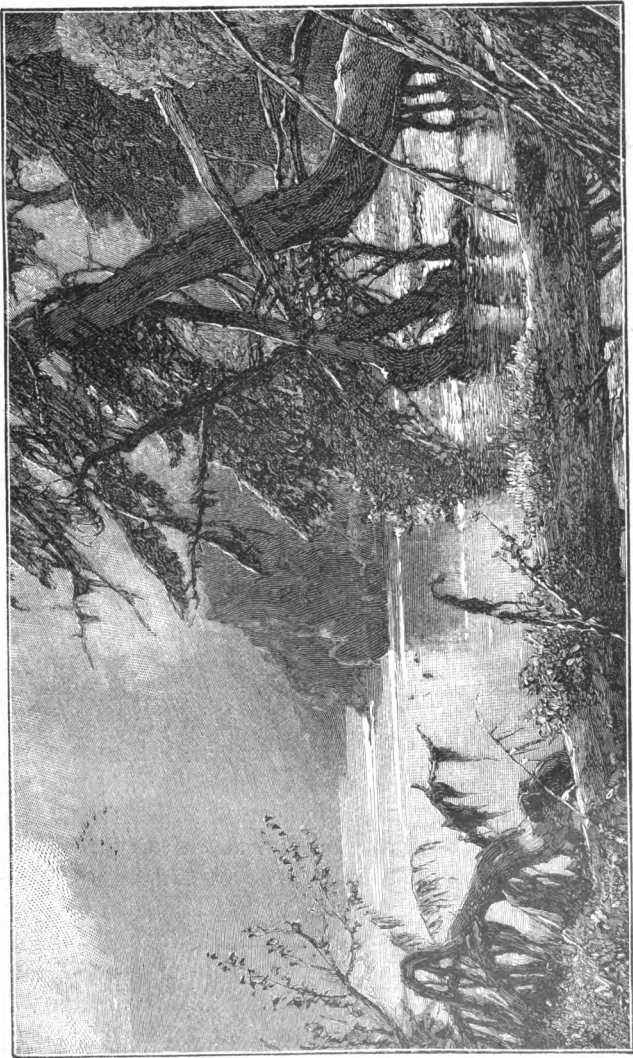
Teufelssee und der Rachelsee, dessen dunkle Gewässer der Aberglaube des Volkes ebenfalls mit allerlei Teufelsputz in Verbindung bringt. Die Gesteinstrümmer an seinen Ufern erheben sich aus hellem Buschwerk und fastig grünem Rasen, und nur wenn über der Landschaft jene Gewitterstimmung liegt, die unser Künstler

in seiner Zeichnung festgehalten hat, mag auch der Arbersee mit den vielen gestürzten Baumriesen an



Der große Arber.

seinem Gestade mehr melancholisch und bedrückend als heiter und herzerfreuend auf den Beschauer wirken.

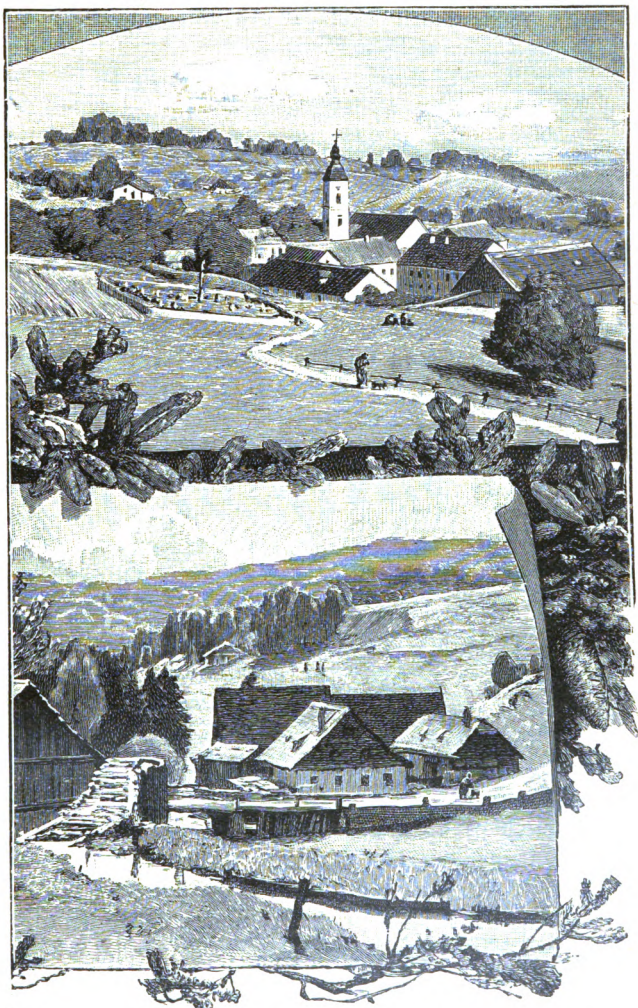


Am Arbersee.

An den einsamen Ufern des Regensflusses entlang führt der Weg des Wanderers weiter nach dem freundlichen Städtchen Zwiesel, dem Hauptstapelplatz für alle Produkte des bayrischen Waldes. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß alle Wasserläufe des Gebirges dieselbe charakteristische bräunliche Färbung aufweisen. Dieselbe erklärt sich aus ihrem starken Gehalt an Alkalien und der dadurch bedingten ständigen Auflösung zahlreicher pflanzlicher Organismen.

Bei Zwiesel, wo sich die beiden Quellflüsse des Regen vereinigen, mündet in die den Wald durchschneidende Hauptbahn eine Seitenlinie, die aufwärts in die vom Rachel und vom Lusen beherrschten Waldbandschaften führt.

Hier ist ein Hauptsitz der schon erwähnten Glasindustrie, der ein großer Teil der Bevölkerung seinen Lebensunterhalt verdankt. Reichtümer allerdings pflegt der Bewohner des bayrischen Waldes nicht zu gewinnen. Je tiefer in die Berge hinein der Weg uns führt, desto deutlicher tritt uns in der Beschaffenheit der Häuser und in der äußeren Erscheinung ihrer Bewohner die Armut der Waldler entgegen. Über eine kümmerliche Fristung ihres Daseins kommen die meisten von ihnen nie hinaus. Aber da es seit vielen, vielen Generationen nicht anders gewesen ist als jetzt, sind diese hageren, sehnigen Männer und Frauen zu einem Menschenschlage von äußerster Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit geworden. Ihre Wünsche erheben sich längst nicht mehr zu unerreichbaren Genüssen, und sie blicken neidlos auf die Wohlhabenheit ihrer Stammesgenossen in der nahen, fruchtbaren Ebene, hinter denen sie allerdings auch an Beweglichkeit des Geistes weit zurückstehen. In immer gleichem, ruhigem Geleise geht ihr Leben hin, erfüllt von einer schlichten Frömmigkeit, die den einzelnen



St. Oswald und Spiegelau.

auch die härtesten Schläge als eine unabwendbare Schickung geduldig hinnehmen läßt.

Der Rachel, der an Höhe nur wenig hinter dem Arber zurücksteht, ist lang gestreckt wie jener und bis zum Rücken hinauf dicht bewaldet. Des unheimlich düsteren kleinen Sees, der in diesem uralten Hochwalde versteckt liegt, haben wir bereits gedacht.

Zwei der anmutigsten Ortschaften in seinem Gebiet sind die Dörfer St. Oswald und Spiegelau, in denen ebenfalls eine lebhaftere Tätigkeit auf dem Gebiete der Glaserzeugung betrieben wird. St. Oswald ist außerdem bemerkenswert durch den Oswaldsbrunnen, eine Heilquelle, die zwar keinen Weltruf genießt, sich aber schon in Dokumenten des 14. Jahrhunderts erwähnt findet. Der Ort war, wie schon sein Name erraten läßt, ursprünglich eine mönchliche Ansiedlung, und die Bistzerzienser hatten hier ein recht stattliches Kloster errichtet, an das heute allerdings nur noch die ehemals von Mönchen betriebene, jetzt in weltlichen Besitz übergegangene Brauerei erinnert.

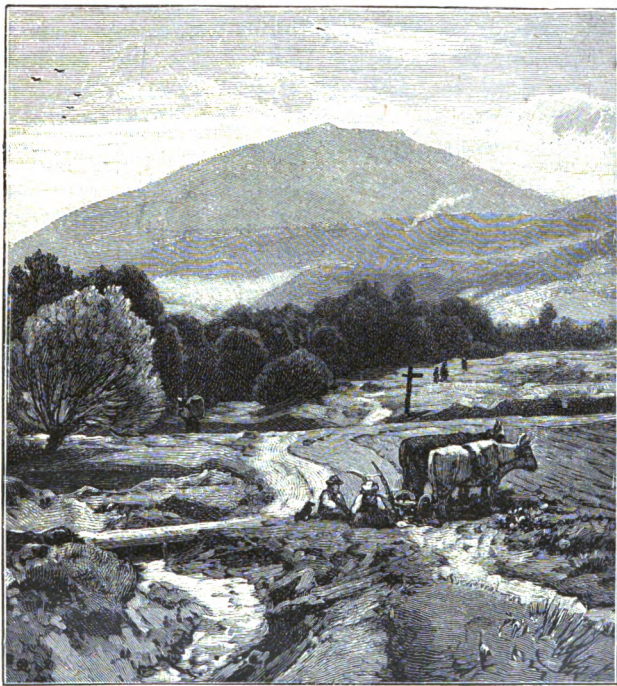
Weiter abwärts am Regenflusse liegt das Städtchen Regen, ein weltverlorenes kleines Nest, in dem sich's gut leben muß für jemand, den das Bedürfnis nach Ruhe und Frieden aus dem lauten Getriebe der Großstadt in die Einsamkeit und Stille führt.

Einsam und still ist es auch in den Tälern ringsumher, ob sie sich nun zu anmutigen Kesseln mit grünen Matten und in zahlreichen Farbennüancen abgetöntem Buschwerk weiten, oder ob die bewaldeten Hänge so dicht zusammenrücken, daß nur noch enge, romantische Schluchten zwischen ihnen bleiben.

Zu den ersteren gehört das Tal bei Rößting, wo ein, wenn auch kümmerlicher Ackerbau betrieben wird, und über dem sich wie ein ernster Wächter der hohe

Bogen, der dritte nennenswerte Berg des bayrischen Waldes, erhebt.

Der Ort Kögting selbst ist gleich den meisten Ansiedlungen des Gebirges sehr alt, und in seiner Ge-



Der hohe Bogen.

schichte gibt es viele mit Blut beschriebene Blätter. Die Hufsitzen haben in diesem freundlichen Tale einst fürchterlich gehaust, und nicht besser trieben es einige Jahrhunderte später, während des Dreißigjährigen Krieges, die Schweden, die sich's nicht daran genügen ließen, die armseligen Hütten der Talbewohner niederzubrennen,

sondern auch noch eine Art von grausamem Sport daraus machten, die Fliehenden in die Flammen zurückzutreiben.

Wer sich nicht Zeit lassen kann, nach Lust und Laune in den zahlreichen ganz unbewohnten oder von wenigen schweigsamen Waldlern bevölkerten Seitentälern herumzuschweifen, in denen wir seinen Führer nicht machen können, weil die meisten von ihnen keinen bestimmten Namen tragen, der möge, bevor er von Regen aus den bayrischen Wald verläßt, wenigstens noch einen Abstecker nach dem alten Wirtshause zur „Rufel“ machen. Hier, am Rande des völkertrennenden Waldgebirges, tut sich die unabsehbare Donauebene in all ihrer prangenden Schönheit vor ihm auf. Und nach der Wanderung durch die nie erhellte Dämmerung der schweigenden Tannenwälder wird er die sonnige Farbenpracht des in üppigster Fruchtbarkeit schimmernden Flachlandes mit seinen saftigen Matten und Feldern, seinen grünumbuschten Dörfern und seinen freundlichen, wohlhabenden Ortschaften als doppelt reizvoll empfinden.





Freie Wahl.

Novellette von Friedrich Thleme.



(Nachdruck verboten.)

Durch das Leipziger Südwestviertel jagte eine Droschke. Auf dem Polstersitz saß ein in einen dunklen Mantel gehüllter junger Mann, dessen gebräuntes Antlitz auf einen längeren Aufenthalt in heißen Klimaten schließen ließ. In seinen angenehmen Zügen lag ein Ausdruck schmerzlich-unruhiger Erwartung und Ungeduld; die rasche Fahrt vollzog sich offenbar für seine Wünsche noch zu langsam, seine Gedanken eilten ihr weit voraus.

Und wirklich, Doktor Klemens Märkel befand sich in fieberhafter Unruhe. Nach beinahe zweijähriger Abwesenheit war er eben aus Ceylon zurückgekehrt und ohne Aufenthalt von Genua nach Leipzig weitergeëilt. Am Bahnhof nahm er die nächste Droschke und versprach dem Kutscher ein reichliches Trinkgeld, wenn er seiner Rosinante die Flügel des Windes verleihe. Märkel hatte seit drei Monaten nichts von seiner innigstgeliebten Braut gehört, auch in Genua keine Nachricht vorgefunden. So gesellte sich zur verzehrenden Sehnsucht des feurigen Liebhabers Angst und Besorgnis. Was war geschehen, das die Geliebte verhinderte, ihm wie vorher von ihrem Wohlergehen in zärtlichen Briefen

regelmäßig zu berichten? Waren die letzten Botschaften verloren gegangen oder lag irgend ein Unglück der Versäumnis zu Grunde?

In banger Sorge lehnte der junge Mann sich in die schägigen Polster des Gefährts zurück; je näher er der unerbittlichen Entscheidung entgegenrückte, desto ungestümer klopfte sein Herz, um so bangere Empfindungen erfüllten seine Seele. Er war doch so unendlich glücklich im Besitz seiner Helene!

Als er sie zum ersten Male im Theater sah, erschien sie ihm wie eine Königin, die hoch über ihm in unerreicher Höhe schwebte. So ist es immer bei jungen Leuten mit bescheidenem Gemüte der Fall, wenn sie noch im Vollbesitz ihrer Ideale sind. In ihren Gefühlen für das Weib lebt noch immer ein Teil jener verklungenen ritterlichen Romantik, ein heiliges Geheimnis umwebt die anmutige Gestalt der Geliebten, der zu nahen sich der liebende Jüngling kaum würdig fühlt. Und in der That: Helene Berthold galt als eine der auserlesensten Schönheiten der Stadt; obwohl nicht reich — ihr Vater war ein höherer Beamter ohne eigenes Vermögen, dessen verhältnismäßig beträchtliches Einkommen eine zahlreiche Familie bis auf den letzten Pfennig brauchte — war sie doch von zahlreichen Bewerbern umschwärmt, unter denen sich sowohl hochgestellte als auch begüterte Personen befanden.

Sie saß in der vordersten Reihe des Balkons, den lieblichen Kopf mit seiner Fülle lichtblonden Haares über die Brüstung gebeugt, die meerblauen Augen mit ernstem Interesse nach der Bühne gerichtet. Wie bezaubert hing Klemens Märkel, damals noch Student im letzten Semester, an der bestrickenden Erscheinung des kaum achtzehnjährigen Mädchens, leise und schüchtern fragte er seinen neben ihm sitzenden Kollegen, ob

er sie nicht kenne. Natürlich kannte sie dieser und nannte ihm ungeniert ihren Namen und Stand so laut, daß der schüchterne junge Doktor erschrocken unwillkürlich einen Blick hinauf warf, fürchtend, sie müsse die Bemerkung vernommen haben.

Von diesem Abend an war sie der heilige Gegenstand seiner Träume, die Göttin seines inneren Kultus, der in sich selbst Befriedigung fand und dem der lecke Wunsch nach Besitz weltenfern lag. Doch das Schicksal meinte es gut mit dem jungen Naturforscher. In einer Abendgesellschaft traf er sich mit ihr, wurde ihr vorgestellt, hatte das Glück, neben ihr zu sitzen, mit ihr zu sprechen. Anfangs zurückhaltend und schüchtern, geriet er doch bald in Feuer, als das Thema der Unterhaltung sich seinem Berufe, für den Helene lebhaftes Interesse zeigte, zuwandte; er staunte hinterher selber über die Beredsamkeit, die er zu entwickeln vermocht. Nun einmal zufällig in den Kreis gelangt, in welchem sie verkehrte, erblickte er sie von da an öfteren; bald öffnete sich ihm auch das Haus ihres Vaters, des Geheimen Regierungsrats Berthold, und nach etwa einem Jahre fand er den Mut, der Verherrlichten seine Liebe zu gestehen. Was er kaum zu hoffen gewagt, geschah: er hatte Gegenliebe gefunden, und auch der Geheimrat nahm seine Werbung sympathisch auf, denn Doktor Märkel stammte aus einer angesehenen Familie und war der einzige Erbe des bedeutenden Vermögens seiner Eltern.

Ein halbes Jahr verfloß den Liebenden in Wonne und Seligkeit. Vor der dauernden Verbindung stand ihnen jedoch noch eine harte Prüfung bevor. Doktor Märkel mußte, um für ein, wie er hoffte, für seine Zukunft bedeutsames Werk über neue Momente der Naturgeschichte der Siphonophoren und anderer niederer

Organismen Studien zu machen, eine zweijährige Reise nach Ceylon antreten. Mit schwerem Herzen trennte er sich von seiner teuren Helene. Unausgesetzt stand ihr reizvolles Bild während seiner Abwesenheit vor seinem Geiste, und der Gedanke an sie begeisterte ihn zu wahrhaft übermenschlicher Tätigkeit. Mit Stolz konnte er nun auf den Erfolg seines Unternehmens zurückblicken — Ehren und Beförderung standen ihm sicherlich bevor. Da blieben auf einmal die ersehnten Nachrichten von Leni aus, gerade als er sich zur Heimreise anschickte. War sie krank oder gestorben? Oder gar untreu, und wagte man ihm die Wahrheit nicht zu gestehen? Nein, untreu konnte sie nicht sein, der Gedanke war absurd! Über diesem Schweigen schwebte ein undurchdringliches Geheimnis.

Noch wenige Augenblicke und es sollte sich ihm enthüllen. Wie ein Fieberkranker zitternd, sprang er aus dem Wagen, den Kutscher hatte er, um nicht aufgehalten zu werden, während der Fahrt bezahlt. In bebender Erwartung flogen seine Blicke nach den vertrauten Fenstern. Niemand zeigte sich — am wenigsten ihr teures, süßes Antlitz!

In wilder Hast flog er die Stufen zur ersten Etage hinauf, in kurzen heftigen Stößen zog er die Klingel. Ein Mädchen öffnete ganz bestürzt.

„Sie sind's, Herr Doktor?“

Sie kannte ihn noch, trotz der von der Tropensonne mit ihm vorgenommenen Wandlung.

„Ja, Lina, ich bin's. Eine Frage: wie geht es Fräulein Helene?“

Lina senkte die Wimpern, ein verlegener Zug trat in ihr rundes Gesicht.

Der Doktor erschrak. „Sie ist doch nicht — nicht — krank?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Gott sei Dank!“ Er atmete erleichtert auf und eilte an ihr vorüber in die Wohnung. Er gehörte ja zur Familie. Im Vorzimmer begrüßte er schnell einen seiner künftigen Schwäger, den jungen Max. Als seine Stimme ertönte, vernahm er im danebenliegenden Wohnzimmer einen lauten Aufschrei.

Gott sei Dank, das war Helenens Stimme! Aber der Schrei klang so sonderbar, so entsetzt! Ein kurzes Klopfen — er trat ein und breitete schon die Arme aus, um die Heißgeliebte an seine Brust zu schließen — aber Helene hatte das Zimmer verlassen.

Bestürzt stammelte er seine Begrüßungen der anwesenden Familienmitglieder, der Frau Geheimrath und zwei Schwestern seiner Braut.

„Wo ist Helene?“ fragte er betroffen.

„Helene ist nicht ganz wohl,“ entgegnete die Geheimrätin nach kurzer Unentschlossenheit. „Sie ist in ihrem Zimmer.“

„Kann ich sie sehen?“

„N—ein, sie hütet das Bett.“

„Sie ist doch nicht ernstlich krank?“

„O nein, es ist unerheblich. Ich denke, morgen wird sie wieder völlig auf dem Platze sein.“

„Aber mir war doch, als hörte ich eben ihre Stimme?“

Mutter und Töchter blickten einander verdutzt an, die Mutter errötete leicht.

„Sie irren, lieber Doktor — das war Fanny hier. Die Mädchen gleichen einander so, sogar dasselbe Organ haben sie.“

Doktor Märkel begann ruhiger zu werden. Die Tatsache schien doch festzustehen, daß Helene sich der vollkommensten Gesundheit erfreute. Indessen — warum hatte er während der letzten Zeit keine Nachricht mehr

von ihr erhalten? Er säumte nicht, seiner künftigen Schwiegermama die Frage vorzulegen.

Die Geheimrätin schien von neuem etwas aus der Fassung zu geraten. „Soviel ich weiß, hat Helene recht häufig geschrieben,“ gab sie nach einer Weile zögernd zur Antwort. „Vielleicht war sie der Meinung, die Briefe erreichten ihre Adresse nicht mehr.“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ich weiß doch nicht —“

„Sie wird Ihnen darüber morgen selbst die beste Auskunft geben, lieber Doktor. Es tut mir leid, daß das arme Mädchen Sie heute nicht empfangen kann; sie hat sich so sehr und lange nach diesem Augenblick gesehnt.“

„O wirklich?“

„Das können Sie sich doch denken! Heute müssen Sie mit uns fürliebnehmen — wir freuen uns doch so von Herzen, Sie gesund wieder in unserer Mitte zu sehen und Ihre Abenteuer und Erfolge zu hören. Sie sehen so wohl und frisch aus, als hätten Sie eine Erholungsreise gemacht, nur etwas braun — beinahe wie ein Indianer.“

Damit ging die Frau Geheimrätin auf ein anderes Thema über, und der Doktor, obwohl innerlich durchaus nicht völlig beruhigt, mußte ihr Rede stehen. Bald war er wieder ganz heimisch in dem ihm so lieben Kreise, von allen Seiten gab man ihm Beweise unveränderter Herzlichkeit und Achtung, bis zum späten Abend blieb er da und plauderte und erzählte, nur die geliebte Braut fehlte, um sein Glück vollkommen zu gestalten.

Erst als er sich nach seinem Hotel verfügte, fand er wieder Zeit, über alles nachzudenken. Jrgend ein Punkt war doch nicht ganz in der alten Ordnung! Er

hätte darauf schwören mögen, daß er bei seinem Eintritt in das Vorzimmer Helenens ihm so vertraute Stimme vernommen — dazu die Verlegenheit des Mädchens sowohl wie der übrigen, wenn von ihr die Rede war. Je mehr er grübelte, um so mehr verdüsterte sich wieder sein Gemüt, eine bange Unruhe störte seinen Schlaf. Kaum konnte er den Morgen und die Stunde erwarten, die ihm erlauben würde, von neuem im Hause der Geliebten vorzusprechen.

Am anderen Morgen um zehn Uhr erschien er pünktlich in Helenens Wohnung. Wieder dieselbe Erscheinung. Die Frau Geheimrätin, die ihn empfang, zeigte dieselbe Verlegenheit wie gestern.

„Helene ist leider noch immer nicht ganz wohl,“ entgegnete sie auf seine hastige Erkundigung.

„Noch immer nicht — ich kann sie nicht begrüßen?“

„Ich glaube nicht.“

„Mein Gott, liebe Mama, dann ist sie am Ende doch schlimmer krank, als Sie mir eingestehen wollen? Sie fürchten sich nur, mir die Wahrheit kundzugeben —“

„In der That nicht, lieber Doktor — beunruhigen Sie sich nicht.“

Märkel schritt aufgereggt im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor der Dame des Hauses stehen und sagte mit bebender Stimme: „Mama, Sie — Sie verbergen mir etwas! Helenens Gefühle für mich haben sich verändert? Sprechen Sie offen. Ich ahne die Wahrheit — es kann nicht anders sein.“

Die Geheimrätin erschrak offenbar. Eifrig erwiderte sie: „Wie kommen Sie auf diese Idee, lieber Doktor? Sie sind des Mädchens einziger Gedanke — sie liebt Sie über alles! Nein, nein, das ist gewiß nicht der Fall!“

Sie legte so vernehmbaren Nachdruck auf das Wörtchen „das“.

Der Doktor blickte überrascht auf. „Das nicht — also doch etwas? O, reißen Sie mich aus dieser quälenden Unsicherheit, ich kann sie nicht länger ertragen! Was ist mit meiner lieben Helene geschehen?“

Noch einen Augenblick schien die Geheimrätin unentschlossen, dann erfaßte sie liebevoll des Doktors Hand, zog ihn mit sich auf das Sofa und sagte: „Nun wohl, einmal müssen Sie es doch erfahren. Helene ist nicht krank, sie ist nicht einmal unwohl, sie wollte sich nur vor Ihnen nicht sehen lassen.“

„Vor mir nicht — nicht sehen lassen? Warum nicht?“

„Weil sie — anders ist, als Ihr Gedächtnis sie Ihnen bewahrt,“ fügte die Dame mit steigender Bewegung hinzu. „Eieher Doktor, das unglückliche Kind ist in Ihrer Abwesenheit — es sind nun vier Monate — von einem schweren Unglück betroffen worden. Während sie in der Küche half, hat sie sich verbrannt — schwer verbrannt.“

„Um Gottes willen!“

„Sie kniete am Herd. Der Apparat mit brennendem Spiritus fiel herab und verbrannte ihr das Gesicht und die Oberkleider. Mehrere Wochen lag sie schwer danieder, denn vor allem die rechte Gesichtshälfte war gefährlich verletzt. Nun ist es zwar wieder völlig geheilt, und keine Spur des Unfalles sonst mehr vorhanden, aber — auf der rechten Seite ist eine große, entstellende Narbe zurückgeblieben. Ihre einstige Schönheit ist dahin, auch von der Zeit ist eine Änderung nach ärztlichem Ausspruch kaum zu erwarten. — So, nun wissen Sie, warum das arme Mädchen noch nicht gewagt hat, vor Ihnen zu erscheinen, und Sie können sich selbst ausmalen, was sie in den drei Monaten gelitten hat — im Kampfe zwischen Pflicht

und Liebe, denn ihre Liebe zu Ihnen ist unendlich und doch —“

Sie schwieg und hob in banger Erwartung den Blick zu ihrem Nachbarn empor.

Dieser saß starr wie eine Bildsäule. Endlich flüsterte er verstört: „Das arme, arme Kind! Ist es denn wirklich so schlimm?“

„Ich habe darüber kein Urtheil. Sehen Sie selbst und entscheiden Sie sich dann. Denn natürlich ist Helene sich ihrer Pflichten voll bewußt, sie gibt Ihnen die Freiheit Ihrer Entscheidung zurück und legt ihr Geschick in Ihre Hände.“

Aufgeregt strich sich Märkel den dunklen Schnurrbart. „Sie erst sehen und davon meine Entscheidung abhängig machen, wäre ihrer und meiner unwürdig,“ rief er nach einigem Nachdenken entschlossen. „Helene ist meine Braut. Wenn sie ein Unglück betroffen hat, so betrifft es uns eben beide — wären wir schon verheiratet, so hätte ich auch keine Wahl mehr, und wenn es am ersten Tage der Ehe passierte. — Nein, liebe Mama, ich bin und bleibe Helenens Bräutigam! Diese Erklärung voraus, bevor ich sie sehe! Und nun führen Sie mich zu ihr — sie bedarf des Trostes; ich will sie aus ihrer schmerzlichen Ungewißheit erlösen.“

Frau Geheimrat Berthold stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Offenbar hatte die Mutter unter der Ungewißheit über die Zukunft der Tochter ebenso schwer gelitten wie diese selbst. Innig gerührt preßte sie die Hand ihres künftigen Schwiegersohnes. „Sie sind ein edler Mann, Doktor, ich wußte, daß Sie so sprechen würden, obwohl niemand einen Stein gegen Sie erheben dürfte, wenn Sie das Gegenteil gethan hätten. Eine Minute Geduld, ich will zu Helene gehen.“

Sie ging. In ungeduldiger Erwartung blieb der

junge Mann zurück. Er verstand nun wohl die Beweggründe der Geliebten, sie waren so edel wie sie selbst und sein eigener Entschluß — aber er liebte ja nicht die Schönheit allein, er liebte seine Helene als Ganzes, als sittliches, geistiges Wesen, und die Schönheit war ja nur die äußere Schale, deren prächtiger Anblick nur zuerst seine Augen auf sie gelenkt. Der Inhalt des herrlichen Gefäßes war noch tausendmal schöner!

In solchen Gedanken ging er auf und ab, in glühender Sehnsucht, in heroischer Sucht, die Wandlung unbeachtet zu lassen. Doch eine lange halbe Stunde verging, bis Frau Berthold zurückkam, und zwar allein zurückkam.

„Helene sendet Ihnen zunächst diesen Brief,“ berichtete sie dem Bräutigam, ihm ein kleines Billett überreichend.

Fastig überflog er die zierlichen Zeilen. „Geliebter Klemens,“ schrieb das junge Mädchen, „Du handelst edel, aber unüberlegt. Du verpflichtest Dich mehr, als Du halten kannst. Ich darf Dein großmütiges Herz nicht überrumpeln. Und doch erkenne ich auch wieder die Wichtigkeit Deiner Bemerkung: es ist Deiner und meiner unwürdig, die Entscheidung vom Befund meiner Entstellung abhängig zu machen. Deshalb bitte ich Dich, zunächst noch mit Dir zu Räte zu gehen. Du weißt jetzt alles, stelle Dir die Narbe so häßlich vor, als Du magst, und erwäge ohne Schonung für mich und ohne Sentimentalität die Folgen für uns beide. Niemand kann Dir einen Vorwurf machen, wenn Du in Anbetracht so besonderer Umstände zurücktrittst. Wende mir nicht ein, daß wir verheiratet sein könnten, wie Du Mama gegenüber getan, oder daß Du es Dir doch auch gefallen lassen müßtest, wenn es gleich am

ersten Tage nach der Hochzeit geschehen wäre: es ist doch ein anderes. Das Unabänderliche nur erregt nicht unseren Unwillen, das Übel aber, das wir hätten vermeiden können, hassen wir. Wer weiß, ob Du nicht, wenn Du erst an der Seite einer Frau zu leben verurteilt bist, welche Dein Schönheitsgefühl verletzt, allmählich einen Groll gegen sie in Dir aufsteigen fühlst, der Dir ihre Gesellschaft zur dauernden Qual gestaltet. Überlege wohl, teurer Klemens, und sei versichert, ich zürne Dir nicht, darf Dir nicht zürnen, wenn Du tust, was Vernunft und Lebensklugheit gebieten — und bräche mir das Herz darüber, ich denke zu gerecht, um Dich an Pflichten zu gemahnen, die Du unter ganz anderen Voraussetzungen übernommen hast. Verzeihe mir noch, daß ich nicht im Stande war, Dir mein Unglück zu bekennen. Ich liebte Dich zu sehr, um Dir die Wahrheit zu gestehen, und war zu wahrhaftig, sie Dir zu verhehlen. Also noch einmal bedenke Dich ernstlich, und wenn Du einen Entschluß gefaßt hast, so schreibe ihn mir, wenn er mir ungünstig ist, und komme, wenn Du Dich für mich erklärst. In treuer Liebe Deine Helene.“

Der Doktor preßte zärtlich seine Lippen auf den Brief und sagte sofort: „Liebe Mama, ich bin schon entschlossen — wozu die weitere Zögerung? Sie raubt uns kostbare Minuten des Glücks.“

„Immerhin,“ versetzte die Geheimrätin. „Vielleicht hat sie recht — erfüllen Sie ihren Wunsch.“

„So gehe ich mit der Erklärung, daß ich heute nachmittag um vier Uhr wieder da sein werde,“ versetzte der junge Mann lächelnd. „Sagen Sie ihr das, und auch, daß ich nicht wieder umsonst kommen mag.“

Klemens Märkel hielt Wort. Um vier war er zur Stelle.

„Helene erwartet Sie in ihrem Zimmer,“ bedeutete ihm die Geheimrätin, „sie wünscht bei der ersten Zusammentkunft mit Ihnen allein zu sein.“

Mit flüchtigen Sprüngen flog der Doktor die Treppe zur zweiten Etage, wo sich das Zimmer der Geliebten befand, hinan. Sein Herz klopfte stürmisch. Die lange Zögerung hatte seine Sehnsucht bis zur Raserei gesteigert. Sein Klopfen selbst klang ungestüm, nervös.

„Herein,“ rief eine sanfte Stimme.

Er riß die Thür auf.

„Meine Helene, meine liebe, süße Leni!“

Sie stand seitwärts am Fenster — reizvoll, schön, liebevoll, so kam es ihm vor, wie immer. Wie, war alles nur ein Traum gewesen? Er flog ihr entgegen mit ausgebreiteten Armen. Da wandte sie ihm ihr ganzes Gesicht zu, er erblickte die andere, ihm bisher entzogene Hälfte. Von der Schläfe bis zum Kiefer zog sich eine weiße, die samtene Alabasterhaut in eine häßliche Falte zusammenziehende breite Narbe. Einen Augenblick schreckte er zurück, schauernd vor dem erschreckenden Anblick, aber nur einen einzigen, dann trat er auf sie zu, sie mit liebenden Armen zu umschlingen.

Doch ruhig wick das junge Mädchen zurück, ihn mit ausgestreckter Hand von sich abwehrend.

„Klemens, du bist vor meinem Anblick zurückgeschreckt, — das war es, was ich fürchtete. Dein innerer Impuls hat entschieden, er hat mich verworfen!“

„Helene,“ rief er bestürzt, und ein Schatten von Trauer und Gram flog über sein hübsches Gesicht, „Helene — was soll das bedeuten?“

„Daß ich deinen Edelmut nicht mißbrauchen will, Klemens. Ich will ebenso entschieden und fest, ebenso opfermütig sein wie du. Ich erkenne, daß du mir ein

Opfer bringst — ich nehme es nicht an. Hier dein Ring — du bist frei!”

Leichenblaß, mit einer raschen, fiebernden Bewegung zog sie den Ring, der ihrer Jugend Glück und Stolz gewesen, vom Finger.

„Helene, ich habe deinen Stolz verletzt —“

„Nein, Klemens. Denke nicht so von mir. Du würdest dann meine Beweggründe mißdeuten, und das verdiene ich nicht. Ich mag nicht aus Mitleid geheiratet sein, das ist alles.“

„Aus Mitleid? Aber wer sagt dir denn, daß ich dich aus Mitleid nehme? Ich liebe dich ja, Leni, liebe dich von ganzem Herzen, ganz wie immer — du bist ja gar nicht so schlimm entstellt.“

„Und doch schauderdest du vor mir zurück?“

„Ein ganz erklärlicher psychologischer Vorgang, Helene. Ich habe dich noch nie so gesehen, und die Wandlung konnte naturgemäß nicht ohne Eindruck auf mich bleiben. Ich mußte mich, wenn auch nur Augenblicke lang, an die Veränderung gewöhnen. Sei versichert, mein Lieb, ich habe dich nicht allein um deiner Schönheit willen zur Gefährtin meines Lebens gewählt. Die Summe deiner edlen Eigenschaften ist es, die mich fesselt, die ich an bete — von solchen Außerlichkeiten hängt doch die wahre Liebe nicht ab!“

„Du willst mich nur beschwichtigen, Klemens. Nimmermehr — ich nehme dein Opfer nicht an! Und wie soll ich mit dem Gedanken glücklich sein können, glücklich auch nur eine Minute, daß der Mann, an dem mein ganzes Herz hängt, mich nur aus Mitleid freit, daß er im stillen ein Erauen vor mir empfindet und die Stunde vermünscht, wo er sich von seiner Gutmütigkeit überrumpeln ließ? Nein, Klemens, wir würden beide unglücklich werden — der erste Eindruck ist immer

der bleibende. Laß uns in Freundschaft scheiden, laß uns, wenn du willst, Freunde bleiben — aber mein Entschluß steht fest!“

Der Doktor rief ihre Mutter, ihren Vater zu seinem Beistand auf. Umsonst erschöpften alle drei die besten Gründe ihrer Verebsamkeit — Helene blieb fest. Ihre Pflicht und ihr Gerechtigkeitsgefühl forderten von ihr, ihrem Bräutigam die Freiheit der Entschliebung zurückzugeben. Auf ihre eigenen Gefühle läme es nicht an; möge ihr Herz auch darüber brechen, sie dürfe nicht anders handeln.

Seufzend nahm Märkel endlich den Ring und gab ihr den ihrigen zurück. „Auf dich selbst fällt die Verantwortung, Helene,“ erklärte er wehmütig. „Doch nimm die Versicherung, daß du mich verkannt hast, und daß ich fortfahren werde, dich zu lieben.“

„Auch ich werde nie einen anderen Mann im Herzen tragen,“ erwiderte sie, kaum im Stande ihre Tränen länger zurückzuhalten. „Doch es muß sein. Lebe wohl — leben Sie wohl, Herr Doktor. Handeln Sie fortan ohne Rücksicht auf mich — Sie sind frei!“

Noch ein Händedruck — er schied. Langsam, traurig schritt er hinaus, an der Thür sich noch einmal nach ihr umwendend und ihr ernst, schmerzlich zunickehend. —

„Du hast dein Glück von dir gestoßen,“ schalt die Geheimrätin weinend, „nun geht er für immer!“

„Ich konnte nicht anders, Mama.“

„Wie konntest du es übers Herz bringen, da du ihn so liebst?“

„Gerade weil ich ihn so liebe, Mutter!“ Und mit einem lauten Schrei brach Helene zusammen; ihre mühsam behauptete Fassung war dahin.

Die Mutter hob sie auf und geleitete sie nach dem Stuhl, wo sie das Haupt des armen Mädchens an ihre

Brust bettete. Lange, lange weinte die Unglückliche an der treuen Mutterbrust, immer wieder die Worte hervorschluchzend: „Ich kann ja nicht ohne ihn leben, o Gott, o Gott, warum hast du mir das auferlegt!“

* * *

Märkel schritt schwermütig in seinem Hotelzimmer auf und ab. Seine Augen glänzten, als ob er geweint habe. Der Abschied von der Geliebten, die Trennung von den lange Jahre gehegten Hoffnungen und Zukunftsbildern ging ihm tief zu Herzen. Und doch überzog mit einem Male ein Lächeln sein Gesicht — von dem Augenblicke an ward er ruhiger, er ließ sich sein Abendbrot bringen, speiste mit gutem Appetit und zeigte sich im Gespräch mit einigen Freunden den ganzen Abend über heiter und aufgeräumt.

Vielleicht erkannte er doch, daß Helene recht hatte? Es schien so. . . .

Am anderen Vormittag, in der elften Stunde, hielt eine Droschke vor des Geheimrats Haus. Derselben entstieg Doktor Märkel im eleganten Gesellschaftsanzug, den Chapeau claque auf dem Haupte. Ganz wie ein Fremder, der das Haus zum ersten Male betritt, stieg er die Treppe hinauf, klingelte und begehrte Fräulein Helene Berthold zu sprechen.

Erstaunt betrachtete ihn Lina. Er nahm eine Karte aus der Tasche und übergab sie ihr mit der Weisung, sie dem Fräulein zu überreichen.

Helene, die mit verweinten Augen in ihrem Zimmer saß, las mit Verwunderung folgendes: „Hochgeehrtes Fräulein! In strikter Festhaltung an unseren gestrigen Abmachungen bitte ich in einer mich nahe angehenden Sache um eine kurze Unterredung. In Verehrung und Hochachtung
Klemens Märkel.“

Unruhig blickte Helene in den Spiegel — doch sie konnte den Doktor nicht abweisen. Er kam in seiner neuen Rolle als Freund; er sollte nicht denken, daß sie irgendwelche Empfindlichkeit behalten habe.

„Ich lasse bitten.“

Er trat ein. Überrascht glitt ihr Blick an seinem Anzug entlang.

„So feierlich, Herr Doktor?“ versuchte sie zu scherzen.

„So feierlich, gnädiges Fräulein, so wie es sich für mich geziemt.“

„Bitte —“ Sie deutete auf einen Sessel.

Er setzte sich.

„Nur wenige Worte, gnädiges Fräulein. Vor allen Dingen, damit keine Unklarheit zwischen uns herrscht, eine Frage. Nicht wahr, wir beide sind wieder im unbefchränkten Besitz unserer Freiheit?“

„So ist es, Herr Doktor.“ Ihre Stimme zitterte merklich.

„So daß ich jeden Augenblick von dieser Freiheit Gebrauch machen kann? Jeden?“

„Jeden —“ Sie blickte nochmals verwundert auf ihn, senkte jedoch sofort wieder die Augen. Gedachte er die Konsequenzen der getroffenen Vereinbarung so rasch zu ziehen?

„Und Sie werden es mir in keiner Weise übelnehmen, wenn ich mich der mir geschenkten Freiheit bediene, wann, wie und wo es immer geschehen mag?“

Ein stolzer Blick flog nach ihm hin. „Bitte, Herr Doktor, ganz nach Ihrem Belieben. Ich besitze kein Recht mehr, Ihre Handlungen zu beeinflussen.“

Sie stand auf, zum Zeichen, daß sie die Unterredung als beendet betrachte.

„So gestatten Sie mir noch die Mitteilung“ — auch er erhob sich — „daß ich beabsichtige, von der wieder-

erlangten Freiheit Gebrauch zu machen. Sie haben mir volle Freiheit gegeben, zu tun, was ich will, gnädiges Fräulein — nun wohl: ich liebe Sie und bitte um Ihre Hand.“

Helene wollte sich anfangs mit Entrüstung wenden, dann stand sie wie erstaunt.

„Herr Doktor — Kle — Sie wollen —“

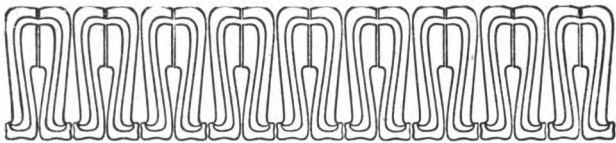
„Sie in voller Freiheit der Entschliebung, in voller Kenntniß der Tatsachen zu meiner Braut und Gattin erwählen, gnädiges Fräulein.“

Ein Tränenstrom floß aus den schönen Augen, ein Freudenschrei von ihren Lippen. Nun gab es keine Weigerung mehr, zu tief hatte sie seit dem verflossenen Abend die Gewalt der Liebe gefühlt, sie besaß auch kein Recht mehr, ihn zurückzuweisen. Im nächsten Moment lag sie an seiner Brust, innige Küsse wechselten von Lippe zu Lippe.

„So bist du aufs neue mein und diesmal für ewig!“ flüsterte er, ihr den Ring wieder an den Finger steckend.

Hand in Hand traten beide in den Kreis der hocherstaunten, hocherfreuten Familie.





Aus den Kinderstuben der Vogelwelt.

Eine naturgeschichtliche Plauderei von

Loth. Brenkendorf.

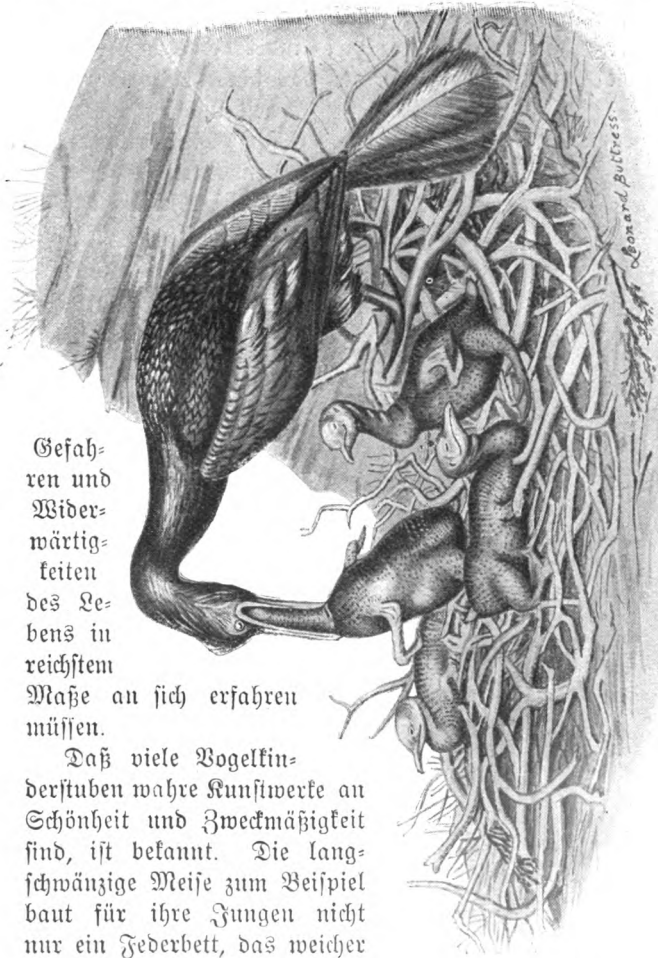
Mit 8 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Wie schön und rührend sich gerade in der Vogelwelt der natürliche Trieb der Elternliebe offenbart, weiß jeder, der zur Frühlings- und Sommerzeit sehenden Auges Fluren und Felder durchstreift hat. Das solide, auf jahrelange Dauer berechnete Storchennest auf dem First der Dorfkirche wie das lustige Heim der Schwalbe unter dem Dach unseres Hauses, sie bieten uns Gelegenheit zu einer Fülle interessanter und herz erfreuender Beobachtungen, die oft genug zu einem nahe liegenden Vergleich mit menschlichen Verhältnissen und Gewohnheiten herausfordern.

Wie bei den Menschen gibt es auch in der Vogelwelt Günstlinge und Stiefkinder des Glücks — bevorzugte Sprößlinge, die sich vom ersten Tage ihres Lebens an von allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines Vogeldaseins umgeben sehen, und bedauernswerte Proletarierkinder, die schon in frühester Jugend die



Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens in reichstem Maße an sich erfahren müssen.

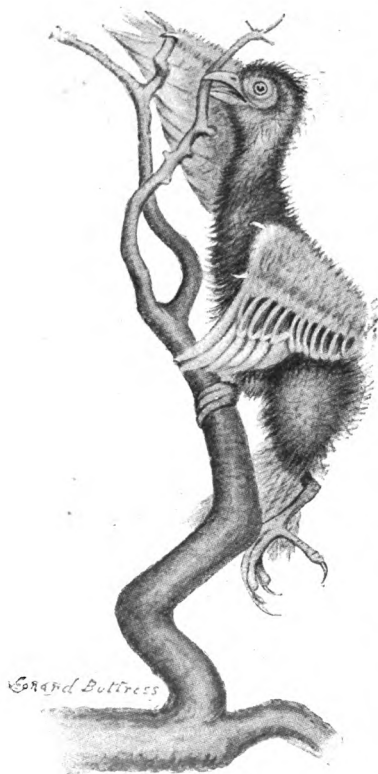
Daß viele Vogelkinderstuben wahre Kunstwerke an Schönheit und Zweckmäßigkeit sind, ist bekannt. Die langschwänzige Meise zum Beispiel baut für ihre Jungen nicht nur ein Federbett, das weicher und üppiger ist, als es irgend einem jugendlichen Menschenwesen bereitet werden kann, sondern sie deckt sie auch noch mit weichem Moose

Scerabe, sein Junges fütternd.

zu und weiß geschickt jedes Regentropfen von ihnen fernzuhalten. Und wie viel Kinder der Armut möchten die jungen Eidergänse um das schwellende Lager be-

neiden, das ihre sorgsame Mutter ihnen aus den zarten Flaumfedern von ihrer eigenen Brust bereitet.

Aber die Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers fordert es, auch der Fälle Erwähnung zu thun, in denen der junge Vogel nachwuchs insolge der Sorglosigkeit seiner wenig wählerischen Erzeuger um vieles schlechter daran ist, denn in der Wahl ihrer Heimstätte legen andere, sonst als recht vorsichtig bekannte Vögel zuweilen die wunderbarlichsten Einfälle und Neigungen an den Tag. Während die einen hoch in den Zweigen nisten, wählen andere die Höhlungen faulender Baumstämme, oder sie kleben

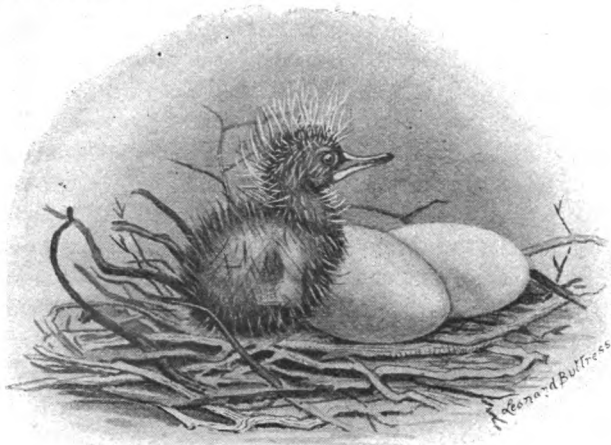


Howard Buller

Junger Hoatzin.

ihr Nest an steile Felswände an. Wenn alle diese Orte sich indessen aus der Eigenart der Lebensbedürfnisse erklären mögen, die ja bei den einzelnen Gattungen sehr verschieden sind, so fehlt es in anderen Fällen

an jeder plausiblen Deutung. So, wenn eine Schwalbe ihr Nest mitten in dem surrenden, saufenden und kreischenden Getriebe einer Brettschneiderei anlegt oder gar, wie es tatsächlich beobachtet worden ist, in dem Rädergestell eines Eisenbahnwagens, dessen Beweglichkeit die sorgenden Eltern nötigt, täglich viele Meilen zurückzulegen, wenn ihr junger Nachwuchs nicht elend Hungers sterben soll.



Junger Reiher.

Daß ein eben dem Ei enttrochener junger Vogel in der Regel nicht zu den lieblichsten Geschöpfen zählt, hat wohl schon jeder unserer Leser bei der Beobachtung eines Vogelnestes bemerken können. Der nackte Körper, die ungeheuerlichen, noch geschlossenen Augen, der dünne Hals und die unverhältnismäßig langen Beine machen ein solches Nesthäkchen zu einem wahren Ausbund an Häßlichkeit. Aber die jungen Vögel stehen in dieser Hinsicht nicht allzuweit hinter einem menschlichen Neu-

geborenen zurück, das in der Regel auch nur seiner Mutter zuweilen als ein Wunder an Schönheit erscheint. Ausnahmen gibt es dort wie hier. Ein junges Hühnchen zum Beispiel ist eines der lieblichsten Geschöpfchen, das man sich nur denken kann, und eben dem Ei entschlüpfte junge Eulen geben ihnen wenig an Anmut der äußeren Erscheinung nach.

Die einzige Lebensäußerung des Vogelkinds in den ersten Tagen seines Daseins ist die Kundgabe eines schier unbegrenzten Nahrungsbedürfnisses. Das geräumige Schnäbelchen ist beständig aufgesperrt, um die Nahrung zu empfangen, in deren Herbeischaffung das Elternpaar eine wahrhaft bewunderungswürdige Unermüdblichkeit zeigt. Die Arten der Fütterung sind zum Teil recht sonderbar. Wer zum Beispiel Gelegenheit hatte, das kunstlose Nest eines Seeraben zu beobachten, der wird, wenn er mit den Gewohnheiten dieser Tiere nicht bekannt war, sicherlich den beängstigenden Eindruck empfangen haben, daß die Alten als Rabeneltern im eigentlichen Sinne des Wortes immer aufs neue den Versuch machen, ihren Nachwuchs mit Haut und Haar zu verschlingen. Hals und Kopf des jungen Vogels verschwinden nämlich bei jeder Fütterung vollständig im Schnabel des Alten, aber die Absicht ist keineswegs eine mörderische, sondern die eigenartige Prozedur hat lediglich den Zweck, den Sprößling zu den im Kropf seines Ernährers befindlichen, halb zersehten Fischresten gelangen zu lassen, die ihm als heiß begehrter Leckerbissen dienen.

Auf ähnliche Weise verfahren auch die Kormorane und Pelikane, welche letzteren vermutlich durch diese Art der Fütterung zu dem ganz unverdienten Rufe gelangt sind, ihre Jungen mit dem eigenen Blute zu ernähren. Die jungen Seeraben dürften übrigens, wie

aus unserer Abbildung zur Genüge ersichtlich ist, zu den häßlichsten und zugleich drolligsten unter allen Vogelbabys gehören.

Während der ersten Zeit ihres Lebens bleiben die jungen Vögel an ihr Nest gefesselt wie ein Säugling an seine Wiege. Bald aber macht sich bei ihnen das Verlangen nach selbständiger Bewegung geltend, und



Junges des Wanderfalken.

die ersten täppischen Gehversuche, bei denen sie Mühe genug haben, das Gleichgewicht ihres noch unproportionierten Körperchens zu bewahren, sind für den Zuschauer belustigend genug.

Noch größer aber als unsere einheimischen Vogeljungen es uns bereiten, würde unser Vergnügen sein, wenn wir Gelegenheit hätten, einen jungen *Hoaxiu* bei seinen ersten Kletterübungen zu belauschen. Dieser in Südamerika heimische Vogel ist ein höchst merk-

würdiges, in seiner Art ganz einzig dastehendes Geschöpf. Bei dem Jungen, das sich, wie wir aus unserem Bilde sehen, ebenfalls nicht gerade durch hervorragende Schönheit auszeichnet, bilden sich nämlich in der ersten Zeit seines Lebens an den noch sehr dürftig befiederten Flügeln kleine Klauen, deren sich das Tier beim Erklettern von Baumästen zur Unterstützung der Füße und des ebenfalls eifrig verwendeten Schnabels in nicht ungeschickter Weise bedient. Das Merkwürdigste ist, daß diese Klauen wieder verschwinden, sobald die Schwingen des jungen Hoazin sich genügend entwickelt haben, um ihrer eigentlichen Bestimmung zu dienen. Ein großer Flugkünstler freilich wird er auch in seinem späteren Leben nicht. Er bleibt vielmehr vorwiegend auf seine Klettersähigkeit angewiesen und benutzt seine Schwingen selten anders, als um sich von einem hochgelegenen Aste auf einen niedrigeren herabzulassen. Gelehrte wollen aus dem Bau dieses Vogels und aus dem Erscheinen der Flügelklauen in seinem Jugendalter einen Beweis für die Richtigkeit der Theorie herleiten, daß sich das Geschlecht der Vögel aus dem der Reptilien entwickelt habe. Ansätze zu ähnlichen Klauen finden sich auch bei anderen Vögeln im embryonalen Zustande, aber der Hoazin ist der einzige, der sich ihrer wenigstens in seinen Kindheitstagen zu praktischen Zwecken bedient.

Einen recht schwermütigen Eindruck dürfte auf den Beschauer unseres Bildchens der junge *Reher* hervorbringen, der neben zwei noch unausgebrüteten Eiern mütterseelenallein auf dem mehr als primitiven Neste hockt. Von den Bequemlichkeiten, deren sich andere Vogelsprößlinge zu erfreuen haben, weiß der arme Bursche freilich nichts, und es macht ganz den Eindruck, als ob die aufrechtstehenden Kopffedern, die ihm fast

das Aussehen eines Indianerhäuptlings im Kriegsschmuck geben, sich vor Mißvergnügen über diese stiefmütterliche Behandlung gesträubt hätten.

Von kümmerlichster Beschaffenheit, wie die Horste



Junge Eulen im Baumnest.

fast aller Raubvögel, ist auch das Nest des Wandersalken, das, aus einigen regellos übereinander geworfenen dürrn Reifern bestehend, überhaupt kaum noch Anspruch auf diesen Namen hat. Den jugendlichen König der Lüfte aber sicht dieser Mangel an Komfort offenbar wenig an. Er erhebt von vornherein

keinen Anspruch darauf, verzärtelt und verweichlicht zu werden. Seine stolze und herausfordernde Haltung gibt ihm schon in seinen ersten Lebenstagen ein höchst kriegerisches Aussehen, und man merkt auf den ersten Blick, welcher kühne Räuber sich aus ihm entwickeln wird.

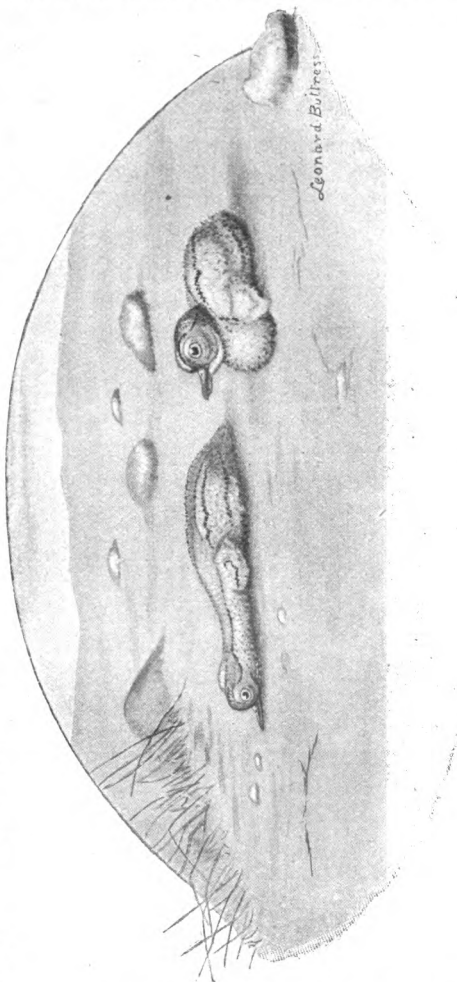
Um so sanfter und liebenswürdiger erscheinen die beiden jungen *Gulen*, die wir auf unserem Bilde in ihrem Baumnest beieinander hocken sehen. Mit ihrem flaumigen Gefieder gleichen sie zwei runden weißen Federbällen, aus denen die großen Augen klug und neugierig in die Welt hinausblicken. Aber ihre scheinbare Sanftmut ist nichts als eine trügerische Maske. Das würde sehr bald jeder erfahren, der vormüßig genug wäre, seine Hand in ihre Höhlenwohnung zu stecken. Fauchend und krächzend würden sie alsbald mit ihren starken Schnäbeln über den Eindringling herfallen, und wenn es ihnen nicht gelingen sollte, den Angriff auf solche Weise abzuschlagen, würden sie schleunigst einen Frontwechsel vornehmen, um ihre langen, spitzigen Krallen als zweifellos wirksame Verteidigungswaffen zu gebrauchen.

Anderwärts geartet sind die Schutzmittel, deren sich die Sprößlinge minder kampfesmutiger Vogelfamilien zur Rettung ihres jungen Lebens bei drohender Gefahr bedienen. Die allweise und allgütige Natur selbst hat sie ihnen mit auf den Lebensweg gegeben, und bewunderungswürdig ist nur der ererbte Instinkt, mit welchem sie sofort den richtigen Gebrauch von ihnen zu machen wissen. Wie bei gewissen Reptilien, Fischen und Insekten finden wir nämlich auch in der Vogelwelt eine überraschende Übereinstimmung in der Färbung des Gefieders mit der gewöhnlichen Umgebung des Tieres. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der auf unserem Bilde in zwei Exemplaren dargestellte *Steinwälder*,

dessen sandgelbe Färbung genau mit derjenigen des Steinbodens harmoniert, auf dem er sein ganzes Leben zubringt. Der Wohlthat eines schützenden Nestes hat dieser Bettler unter den Vögeln sich überhaupt nicht zu erfreuen. Das Weibchen legt seine Eier einfach in den Sand, und der junge Steinwölzer sieht sich vom ersten

Tage an den mannigfachsten Nachstellungen und Gefahren ausgesetzt. Niemals aber sucht er bei der

1905. II.



Junge des Steinwölzers.

Annäherung eines Feindes sein Heil in der Flucht, sondern er beschränkt sich darauf, den Hals so lang als möglich auszurecken und den Kopf fest auf den Boden zu drücken. Unbeweglich verharrt er in dieser Stellung, und es gehört in der That ein sehr scharfes Auge dazu, um das regungslose Tierchen von seiner unbelebten Umgebung zu unterscheiden. Wenn wir diese Vögelchen um ihrer harten Kindheit willen wohl bedauern können, so wäre es doch auch voreilig, alle diejenigen glücklich zu preisen, denen fürsorgliche Elternliebe ein kunstvoll gebautes warmes Nestchen bereitet hat. Denn der Wärme wird es da drinnen leicht allzuviel. Es ist in der That sonderbar, wie wenig Rücksicht manche sonst zweifellos recht intelligente Vögel bei der Anlage der Familienwohnung auf die Zahl der zu erwartenden Sprößlinge nehmen. In dem *Drosselnest* auf unserer Photographie mag es trotz augenscheinlicher Enge noch ziemlich erträglich sein. Bei den *Blauweisen* auf unserem letzten Bilde aber herrscht zweifellos großes Wohnungselend. Eines der Jungen ist der drangvoll fürchterlichen Enge bereits entflohen und zieht die recht unbequeme Lage im Freien dem quetschenden Gedränge im Neste vor.

Aber es ist noch nicht einmal das ganze Elend, das uns da offenbar wird. Denn wir zählen nur sechs Köpfehen, während die Nachkommenschaft eines Blauweispärchens sich bei jedem Gelege auf zehn bis zwölf Junge zu belaufen pflegt. Wo mögen nun die auf unserer Abbildung nicht sichtbaren jungen Weisen stecken? Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie auf dem Boden des Nestes hocken und die drückende Last ihrer Brüder und Schwestern tragen müssen. Daß manches junge Vögelchen auf solche Art durch Erstickung zu Grunde geht oder einen jämmerlichen Tod findet, wenn es von seinen stärkeren Geschwistern zum Neste hinaus-

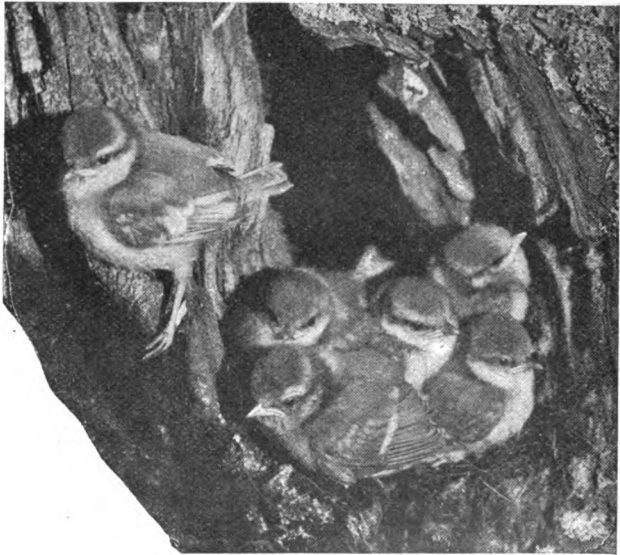
gedrängt wird, begreift man leicht. Diesem vereinzelt, scheinbaren Beweise eines Mangels an Intelligenz bei



Drosselheft.
Nach einer Photographie von G. Seib, Zürich.

der Sorge um die Nachkommenschaft stehen indessen so viele rührende Belege außerordentlich hoch entwickelter

und unter Umständen geradezu aufopfernder Elternliebe gegenüber, daß wir in ihnen vielfach mehr als nur die Äußerungen eines Instinkts zu erblicken haben, der jegliches Verdienst für das einzelne Individuum ausschloß.



Ein überfülltes Blaumeisennest.

Nach einer Photographie von G. Reid, Wilshaw.

Möge sich's darum jeder warmfühlende Mensch allezeit angelegen sein lassen, unsere liebenwürdigen gesiederten Freunde und ihre mit selbstloser Elternreue gehütete Brut nach Kräften gegen die Gefahren zu schützen, die ihnen von den Nachstellungen ihrer Feinde in der Tierwelt und oft genug leider auch von der Gedankenlosigkeit oder Roheit der Menschen drohen.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Wie eine Oper komponiert wurde. — Henri Etienne Méhul war im Anfang des vorigen Jahrhunderts der beliebteste Ländlicher Frankreichs. Er war ein eigentümlicher Mensch, ein Gemisch von Energie und Weichheit, und dabei von einer Güte und Reinheit des Charakters ohnegleichen. Wie aber nichts auf dieser Erde vollkommen ist, so hatte auch Méhul seine Schattenseite, und diese bestand in einer unüberwindlichen Trägheit, die er selbst verwünschte und gegen die er vergeblich ankämpfte. Um diesen Fehler zu besiegen, griff er oft zu den unglaublichsten Mitteln, wie die nachstehende verbürgte Anekdote aus seinem Leben zeigt.

Herr Lenoir, der damalige Polizeipräsident von Paris, sah eines Tages Méhul, den er liebte und bewunderte, ganz verstört in sein Zimmer treten. „Aber ich bitte Sie, teurer Maestro, was ist Ihnen?“ rief er ihm entgegen.

„Ich komme, Sie zu bitten, Herr Lenoir, daß Sie mich augenblicklich festnehmen und ins Gefängnis abführen lassen,“ antwortete Méhul aufgeregt und ließ sich erschöpft in einen Lehnstuhl fallen.

„Ins Gefängnis? Sie?“ rief der Polizeipräsident nun seinerseits im höchsten Erstaunen aus. „Aber was um des Himmels willen haben Sie denn getan?“

„Was ich getan habe? Leider nichts,“ seufzte Méhul kläglich, „und schon darum allein verdiene ich den Strick! Hören Sie mich an, Herr Polizeipräsident, und erfüllen Sie

vor allen Dingen meinen Wunsch. Ich habe eine Arbeit, eine sehr große und wichtige Arbeit vor mir, und doch finde ich nicht den Mut, mich ihr zu widmen, weil ich immer durch andere Dinge abgehalten werde. So habe ich denn gedacht, daß ich nur in einem Gefängnis fern genug von allen störenden Einflüssen von außen sein würde, um allein meiner Muse zu leben, und ich bitte Sie flehentlich, mich dahin bringen zu lassen.“

Venoir lächelte anfänglich über dieses sonderbare Verlangen; da er aber ein geistvoller Mann war, so begriff er nach kurzer Überlegung, daß er dem Komponisten wirklich einen großen Dienst leisten könnte, wenn er auf dessen Idee einging. Er nahm also eine ernste Amtsmiene an und sagte: „Nehmen Sie sich in acht, Herr Mèhul, mit der Polizei ist nicht zu spaßen. Wenn ich Ihr Ansuchen gewähre, so werde ich dann auch nicht eine Stunde von der Zeit nachlassen, die Sie selbst bestimmt haben werden. Wie viele Tage Haft denken Sie nötig zu haben, um Ihre Komposition zu vollenden?“

„Zehn, glaube ich,“ stotterte Mèhul etwas verlegen.

„Nun gut, ich gewähre Ihnen diese zehn Tage, aber nicht eine Minute weniger oder mehr.“

Damit verließ Venoir das Zimmer. Nach einiger Zeit traten zwei Polizeibeamte ein, die Mèhul einluden, ihnen zu folgen, und ihn über mehrere Treppen und düstere Korridore in ein großes Zimmer führten, das zwar sehr einfach ausah, aber doch ein Bett, einen Tisch, ein Piano, zwei Stühle, dazu Schreibzeug und Notenpapier aufwies. Sie grüßten schweigend und schlossen mit großem Geräusche die Thür hinter sich zu.

Als Mèhul sich allein sah, versank er in tiefe Gedanken, worunter die Neue über seinen voreiligen Entschluß keine kleine Rolle spielte; endlich aber, da er sich zu langweilen begann, öffnete er das Instrument, das ihm ausgezeichnet schien, und vertiefte sich nach und nach so in sein Spiel, daß der Abend herankam, ehe er es bemerkte. Das Öffnen der Thür riß ihn erst aus seinen musikalischen Träumereien.

Es war sein Kerkermeister, der ihm Licht und sein Abendessen brachte und sich dann, ohne ein Wort zu sprechen, wieder entfernte. Mèhul, ganz erfüllt von seinen Gedanken, beachtete dies gar nicht. Nach einem hastigen Nachtmahl griff er wieder zur Feder und arbeitete bis spät in die Nacht hinein, um mit dem ersten Morgenlichte wieder anzufangen.

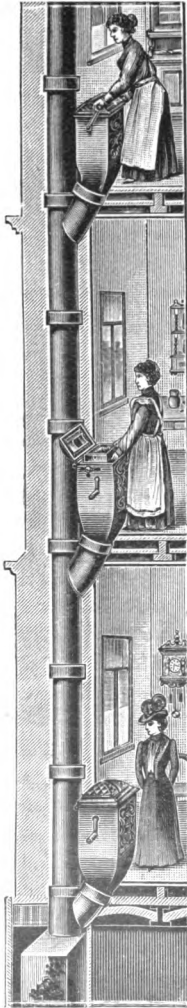
Bald am Klavier, bald am Schreibtisch beschäftigt, entschwandten ihm die Tage, ohne daß er es gewahr wurde, und er war höchst überrascht, als eines Tages der Polizeipräfekt eintrat.

„Werden Sie es mir denn verzeihen, lieber Mèhul,“ sagte Venoir lachend, „daß ich Sie in einer so vollständigen Gefangenschaft gehalten habe?“

„Ist meine Zeit schon um?“ fragte der Künstler zerstreut, sich die Stirne reibend. „Nun, Sie sehen wenigstens,“ fügte er mit seinem Lächeln hinzu, indem er auf ein dickes Manuscript deutete, „daß ich sie nicht verloren habe.“

In der That hatte Mèhul diese zehn Tage wohl benutzt: sein Meisterwerk „Joseph in Agypten“ war die Frucht derselben. G. T.

Neue Erfindungen: I. Asche- und Kehrichtschlucker. — Schon längst haben unsere Leserinnen ihre amerikanischen Schwestern darum beneidet, daß sich in den Häusern letzterer unter vielen praktischen Einrichtungen auch eine solche zur mühelosen Beseitigung der Asche und des Mülls befindet, so daß das lästige Forttragen der Abfälle ganz unterbleibt, während unsere Hausfrauen oder deren Dienstmädchen noch immer drei, vier oder auch fünf Treppen hinab mit dem bis obenan gefüllten Mülleimer nach dem Hofe wandern müssen. Doch die „Aschenbrödeltage“ sind vorbei, wenigstens für diejenigen, welche sich die von Otto Poppe in Kirchsberg i. S. getroffene Neuerung des Asche- und Kehrichtschlucers zu nuze und dadurch die Wohnung reiner und gesunder machen wollen. Diese Einrichtung befördert mit verblüffender Einfachheit die Abfallstoffe der Hauswirtschaft aus den Stockwerken in das Erdgeschoß und muß sich deshalb in kürzester Frist überall einführen.



Der Asche- und
Kehrichtschlucker.

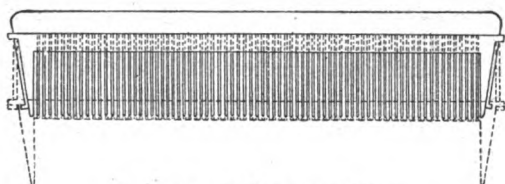
Hausbesitzer und Hausfrauen stellen daher auch mit Recht die Frage an unsere Baumeister: Warum habt ihr eine so notwendige Einrichtung nicht längst in euren Bauten allgemein eingeführt?

Über den Asche- und Kehrichtschlucker selbst gibt die Abbildung klaren Aufschluß und zeigt, wie in jedem Stockwerk derselbe an eine durch die sämtlichen Stockwerke eines Hauses führende, unten in ein Sammelgefäß auslaufende, weite Rohrleitung angeschlossen ist. Unser Bild zeigt, wie der gefüllte Asche- und Kehrichtkasten in den Schlucker eingestellt und wieder herausgenommen wird. Eine Greifvorrichtung hält die Kästen jeder Art und Größe fest, und eine Ausrückvorrichtung ermöglicht das Entleeren erst dann, wenn der Deckel des Schluckers staubdicht geschlossen ist.

Es erscheint wohlbegründet, daß Ärzte und Hygieniker verlangen, daß diese Einrichtung für jede Wohnung ebenso nötig wie Wasserleitung und Entwässerung sei, und hierdurch die Wohnräume reinere und bessere Luft erhalten wie bisher. P. R.

II. Haarkamm mit Reinigungsschiene. — Bei der Benutzung eines Haarkammes ist es unvermeidlich, daß Haare zwischen den Zinken hängen bleiben, und hierdurch stets ein nachträgliches Reinigen des Kammes erforderlich wird. Unsere Abbildung zeigt eine kürzlich erfundene Vorrichtung, die es ermöglicht, die Reinigung des Kammes

stets schnell und gründlich vorzunehmen. Der Kamm ist mit einer besonderen, zwischen den Zinken angeordneten Abstreichschiene versehen, die in eigenartiger Weise gehalten und geführt ist, damit ein gänzlich Abgleiten der Schiene von den Zinken vermieden wird. Zur Erreichung dieses Zweckes sind an beiden Seiten des Kamms Arme befestigt, die in Ösen der Abstreichschiene geführt werden, und an den Führungsarmen sind Ansätze angebracht, wodurch ein gänz-



Haarkamm mit Reinigungsschiene.

liches Abgleiten der Abstreichschiene vermieden wird. Letztere kann auch zum Zweck der gründlichen Reinigung aus den Zinken herausgenommen werden, und deshalb sind die Führungsarme federnd gestaltet. Nähere Auskunft erteilt das Patentanwaltsbureau Sack in Leipzig. 3 ¶

Aus dem Grabe. — Der in England hochgeschätzte Maler und Dichter Gabriele Rossetti (1828—1882) ist hauptsächlich durch seine „Gedichte“, die im Jahre 1870 herausgegeben wurden, bekannt geworden. Die merkwürdige, aber authentische Geschichte, die mit diesem Band Gedichte verknüpft ist, dürfte weitere Kreise interessieren.

Im Jahre 1851 verlobte sich Rossetti mit der bildschönen Eleanor Siddal, einer einfachen Putzmacherin; aber erst im Jahre 1860 konnte er seine Braut, die ebenso arm war wie er selbst, heimführen. Noch nicht zwei Jahre darauf wurde dem Künstler die innig geliebte Frau durch den Tod wieder entzogen. Rossetti war untröstlich und dem Verzweifeln nahe.

Es war am Tage der Bestattung, als seine Freunde mit ihm zum letzten Male am Sarge der Verbliebenen standen.

Plötzlich cilte Rossfetti hinaus, um gleich darauf mit einem Manuscript wiederzukehren. Liebevoll legte er dasselbe an die Wange der Entschlafenen und ordnete dann eine starke Welle ihres prachtvollen Haares darüber. Seine Freunde sahen ihm erstaunt zu und baten um eine Erklärung.

„Es sind Gedichte, die entstanden, während mein armes Weib Todeschmerzen erlitt,“ erwiderte Rossfetti. „Es wäre meine Pflicht gewesen, ihr beizustehen, ihr Linderung zu verschaffen; statt dessen saß ich und arbeitete. Die Gedichte, wovon sie die meisten sehr liebte, sollen nun mit ihr ins Grab.“

Alle Einwendungen wies er barsch ab, selbst als sein Freund Madox Brown ihn verrückt schalt, beharrte er bei seinem seltsamen Entschluß. Das Manuscript wurde mit bestattet.

Über sieben Jahre, vom Tage der Bestattung an, mühte sich nun Rossfetti vergeblich ab, den Wortlaut der Gedichte, von denen er keine Abschrift besaß, wiederzufinden.

Seine Freunde bestürmten ihn endlich, in eine Ausgrabung der Leiche zu willigen, um das Manuscript wiederzuerlangen, aber er weigerte sich standhaft. Endlich im Winter des Jahres 1869 gab er doch die nötige Einwilligung. Der Sarg wurde gehoben, und das Manuscript herausgenommen.

Erst nachdem die Blätter sorgfältig gesäubert und getrocknet worden waren, erhielt sie der Dichter zurück. Obgleich nun bei den Freunden die Hoffnung, alle Gedichte zu erhalten, sehr gering war, denn die ersten und letzten Seiten waren stark vermodert, und die Schriftzüge fast unleserlich, entzifferte Rossfetti sie doch. Er schrieb alle eigenhändig ab und verbrannte dann das Manuscript, das siebeneinhalb Jahre lang im Grabe gelegen hatte. W. St.

Anseckung durch die Hände. — Die Reinhaltung der Hände ist ein Schutzmittel gegen manche Krankheitsgefahr, mit der uns das tägliche Leben umgibt. Das Studium der Mikroben, dieser winzigen, so viele Krankheiten in Umlauf setzenden Lebewesen, hat uns diese Erkenntnis näher gerückt.

So ist denn auch von vielen Hygienikern der Neuzeit

das Händeschütteln als eine Quelle von allen möglichen Übeln erklärt worden. Man kann die Furcht davor überreiben, immerhin aber ist die Sache einer kurzen Besprechung würdig.

Unsere Hand ist ein wunderbares Greifwerkzeug, das wir mehr als jeden anderen Bestandteil unserer lieben Körperlichkeit in Anspruch zu nehmen pflegen. Die feinen Staubteilchen können sich in den zahlreichen Vertiefungen, die unsere Hautoberfläche und nicht zuletzt diejenige der Hand durchziehen, ablagern. Unsere Außenhaut ist immer mit Schweiß getränkt, der in den Schweißdrüsen umfließt, und so versteht man, wie außer dem Staube auch andere Ausscheidungen und Überreste verschiedener Natur sich auf der Oberfläche der Hand abladen können. Man denke an die beständige Berührung der Hände mit dem Schnupftuch, den Handschuhen, dem Hute, den Schuhen, der Nase, dem Barte, und man wird die Möglichkeit der Ansteckung verstehen, die durch einen Händedruck gegeben werden kann.

Und diese Möglichkeit rückt noch näher, wenn man an das Geld denkt, das man von allen möglichen Leuten entgegennimmt, an die Journale, die man im Lesezirkel erhält, an die Bücher, die man aus Leihbibliotheken empfängt, und die so manches Kranken Hand verunreinigt hat.

Aber man denke auch an die Hände der Ärzte, der Apotheker und vor allem der Operateure.

Sehr mit Recht sagt ein italienischer Arzt: „Wenn wir auch wagenweise Sublimat und ähnliche Desinfektionsmittel gebrauchen, so vergessen wir doch oft ganz nach einem Krankenbesuch, uns die Hände sorgfältig zu waschen. Die Herren Apotheker, die uns die Mittel zur Gesundung bereiten sollen, denken auch nicht immer daran, die Hände sorgfältig abzuwaschen, bevor sie ans Willendrehen gehen. — Dennoch können wir ohne allzu große Furcht, ohne das Aufgebot außerordentlicher Mittel, ohne auf eine absolute Desinfektion abzielen, der Hygiene gerecht werden und zugleich das Vergnügen genießen, einem guten Freunde, einem Menschen, den wir achten und lieben, die Hand zu geben.“

Eine gute Waschung in heißem Wasser mit schwarzer Seife, eine sorgfältige Reinigung der Fingernägel mittels Bürstchen, eine darauffolgende Waschung in warmer Sublimatlösung — das sind Dinge, mit denen wir den gesellschaftlichen Anforderungen standhalten und uns über alle Angstmeierei hinwegsetzen können. Wir schützen uns dadurch auch vor dem Schmutz der Hände anderer. Die Bakteriologen werden sagen, daß man damit doch keine absolute Asepsis erreiche, aber eine absolute Desinfektion wäre uns ja nur durch völlige Abtragung unserer ganzen Oberhaut möglich.“

Also fleißig und gründlich die Hände waschen! & p.

Geistesgegenwart. — In St. Louis, der Stadt der diesjährigen Weltausstellung, konzertierte Sousa vor einem gegen zwölfstausend Köpfe umfassenden Auditorium, als plötzlich das elektrische Licht erlosch. Jemand rief: „Feuer!“ und schon ließ sich im dunklen Saale ein verhängnisvolles Rauschen vernehmen. Da schlägt Sousa mit seinem Taktstock dreimal auf sein Pult, und in demselben Augenblick fällt die Kapelle mit der Melodie ein: „Sag an, mein Schatz, was kann das sein?“ An Stelle des unheimlichen Rauschens trat nunmehr ein lustiges Gefäch, und als auf dieses Lied ein anderes: „Sieh, wie die Wolken vorüberziehen“ folgte — da bewies das jetzt unter dem Publikum ausbrechende homerische Gelächter, daß die Gefahr vorüber war.

Ebenso große Geistesgegenwart zeigte der Wärter einer großen Hamburger Menagerie, der seinem allem Anscheine nach verlorenen Kameraden Rettung brachte. Dieser hatte den Käfig eines ausgewachsenen Tigers betreten, um ihn zu reinigen, da er den Bewohner im Nachbarkäfig untergebracht wähnte. Zwischen ihn und die Tür des Käfigs schlich sich aber plötzlich die blutdürstende Bestie und starrte mit unheimlich funkelnden Augen ihr Opfer an, das, vor Schreck gelähmt, regungslos an das Gitter gelehnt stand. Nur einen einzigen Zuschauer hatte das Schauspiel, und der war unbewaffnet. Seine Kaltblütigkeit war ihm indessen eine bessere Waffe, als es heiße Eisenstangen oder

eine geladene Flinte hätten sein können. Ein eigentümlicher Laut unterbrach plötzlich die Stille: es war jenes Zischen, das die große Riesenschlange der indischen Dschungeln hören läßt, wenn sie im Begriffe ist, auf ihr Opfer loszuschießen. Auch der Tiger hatte dieses Zischen gehört, zitterte am ganzen Körper und schien förmlich kleiner zu werden. Ein abermaliges Zischen — und die feige Bestie kauerte sich am Boden ihres Käfigs nieder und hatte den erschrockensten Wärter ganz vergessen, der nun unbehelligt den Käfig verlassen konnte.

Eine bemerkenswerte Probe seiner Geistesgegenwart gab auch einst der Aufseher eines englischen Gefängnisses. Er saß allein in seiner Amtsstube, als ein Geräusch, das er hinter sich vernahm, ihn veranlaßte, sich umzudrehen. Ein gefährlicher Verbrecher, der mit einer schweren Eisenstange bewaffnet war, kam heimlich auf ihn zu: „Rühren Sie sich nicht,“ rief der Sträfling, „ich breche aus, und wenn Sie Lärm machen, schlag' ich Sie tot!“

Ruhig erwiderte der Beamte: „Ich glaubte, Sie würden erst morgen entlassen.“

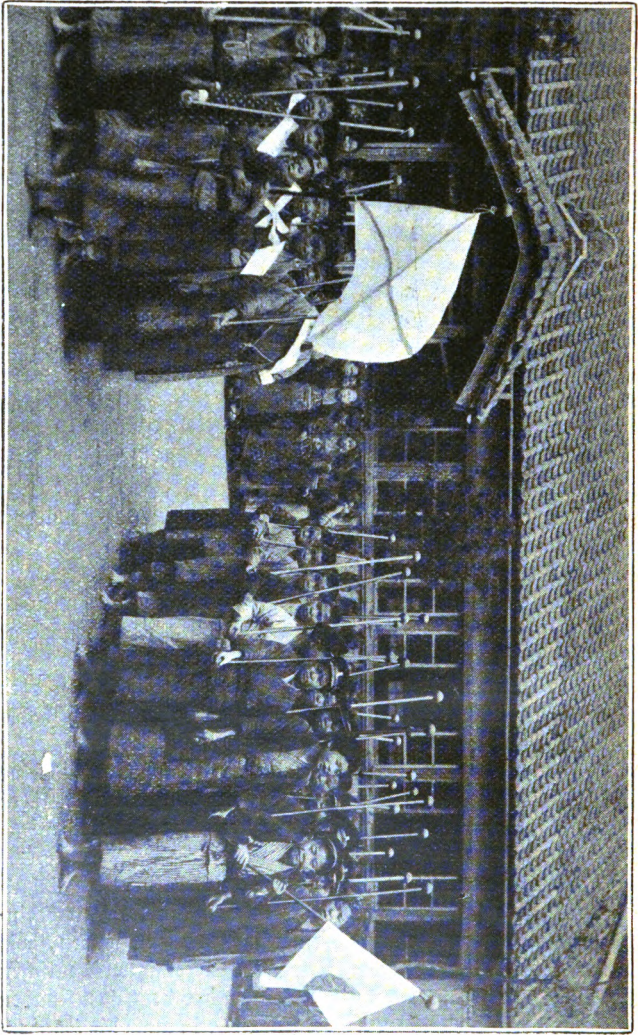
Erstaunt sah ihn der Mann an.

„Ja,“ fuhr der Aufseher fort, „wissen Sie es denn noch nicht? Wegen Ihrer guten Führung sind Sie begnadigt worden, heut ist die Nachricht eingetroffen. Wenn Sie wollen, können Sie jetzt schon gehen. Ich will Ihnen aber erst mal das Schreiben zeigen — ich glaube, ich hab's hier.“

Während des Sprechens hatte der Beamte bereits eine Schublade geöffnet, und im nächsten Augenblick hielt er einen scharf geladenen Revolver auf den Verbrecher gerichtet.

J. G.

Jung-Japan in Waffen. — Wie unsere deutsche Schuljugend von jeher in ihren Spielen von den Kriegen beeinflusst wurde, welche zu führen wir gezwungen waren, wie vor allem aber 1870 der Krieg der vereinigten deutschen Truppen in Frankreich in den Spielen der deutschen Knaben sich widerspiegelte, so regt sich gegenwärtig auch die Knaben-



Jung-Japan in Swaffen

welt Japans am liebsten in Waffen. Unser Bild zeigt zwei mit Stäben bewaffnete Kriegshäufen, die bereit sind, als „Russen“ und „Japaner“ gegeneinander ins Feld zu ziehen. Vorn stehen die Fahnenträger. Die Fahne der Russen zeigt das blaue schrägliegende Kreuz, die der Japaner die rote aufgehende Sonne auf weißem Feld. Im Hintergrunde fehlt es nicht an jungen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, die neugierig dem Ausgang des Treffens entgegensehen und bereit stehen, den Siegern zuzujubeln. Diese Stabkämpfe werden ganz kunstreich nach festbestimmten Fechregeln ausgefochten und Jung-Japan entfaltet dabei große Gewandtheit und Tapferkeit. 2. 6.

Der glückbringende Strick. — Im Juli 1827 kam die berühmte Tänzerin Marie Taglioni nach Paris, im Glanze von Schönheit und Jugend, und in ihrem graziösen Berufe von solcher Kunstvollendung, wie man zuvor dergleichen noch nicht gesehen hatte in den prunkvollen Balletten der Großen Oper. Viele Augen und Herzen bezauberte sie durch ihre lächelnde Anmut und verwirrte, ihrerseits ganz unabsichtlich und unbewußt, auch das Gemüt eines jungen Menschen namens Nicolas Paulin. Von Beruf war er eigentlich Tischlergeselle, dann aber bei der Großen Oper Theaterarbeiter geworden, und in solcher Eigenschaft hatte er natürlich häufig Gelegenheit, vom Schnürboden aus oder seitwärts von den Kulissen her die gefeierte Ballerina zu bewundern.

Er begriff natürlich bald die völlige Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, und diese trübselige Überzeugung veranlaßte ihn zu dem finsternen Entschlusse, aus der Welt scheiden zu wollen. In einem dunklen Winkel des Theaters versuchte er sich eines Abends zu erhängen. Seine Absicht gelang ihm aber nicht, weil einige seiner Kollegen rechtzeitig dazukamen, die den Strick, an welchem er schon hing, rasch zerschnitten, wonach ein schnell herbeigeholter Arzt den lebensmüden Verliebten bald gänzlich wieder zum Bewußtsein brachte. Leider erschien in diesem Augenblick auch der Direktor, der ihn mit strenger Miene anherrschte: „Ich ent-

lasse Sie auf der Stelle, Paulin! Einem Menschen mit Selbstmordgedanken kann keinerlei wichtige und verantwortungsvolle Beschäftigung mehr auf dem Schnürboden oder sonst irgendwo anvertraut werden!“

Der junge Mann schwieg dazu und wollte sich eben beschämt zum Gehen wenden, als eine kleine hübsche Balletteuse herbeigehuscht kam und dringend von ihm ein Stückchen des Stricks erbat, mit dem er sich hatte erhängen wollen. Für ein fingerlanges Endchen bezahlte sie ihm freudig einen Franken. Dann erschienen noch viele ihrer Kolleginnen, auch weibliche Mitglieder des Opernchors, um begierig solche kleine Strickendchen zu kaufen. Bei dem weiblichen Personal der Pariser Großen Oper und auch bei anderen Theatern galt es nämlich für sehr glückbringend, ein solches Stückchen von einem Strick, womit sich jemand erhängt hatte oder dessen sich jemand zu solchem Zwecke hatte bedienen wollen, zu besitzen. Bereitwillig zerteilte Paulin seinen Strick in fünfundsechzig kleine Stücke, wovon er vierundsechzig für je einen Franken verkaufte. Das letzte Stückchen aber behielt er für sich selbst, da der seltsame Aberglaube ansteckend auf ihn gewirkt hatte, und er steckte es in seine linke Westentasche.

Aber auch die Taglioni hatte nicht nur von dem düsteren Entschluß des armen Tischlergesellen, sondern auch von dem Grunde, der ihn veranlaßte, gehört und ließ ihn zu sich kommen. Offen berichtete er ihr alles und erzählte auch, wie glückbringend sich ihm der verhängnisvolle Strick bereits erwiesen habe. Da ließ sie sich von ihm das letzte Endchen ausfolgen und bezahlte es ihm mit einem Tausendfrankenschein; diese Summe ermöglichte es Paulin, sich selbständig zu machen und so zu einem großen Wohlstand zu gelangen. Er starb in den Sechzigerjahren als Besitzer einer großen Möbelfabrik.

J. D. Hansen.

Eine Spiegelfesterei. — Der Eigentümer eines Hühnerhofes machte sich den Spaß, ein großes Stück Spiegelglas an den Stamm eines im Hofe stehenden Baumes zu lehnen und in geringer Entfernung davon das Futter auszustreuen.

Dann zog er sich zurück und beobachtete von weitem den Eindruck, den diese Einrichtung auf seine gefiederten Lieblinge machen würde.

Alle starrten dem Futternapf sofort einen Besuch ab und konnten dabei nicht umhin, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Die Hennen hielten offenbar ihr Konterfei für eine neue Nebenbuhlerin, die der Hühnerfamilie des Hofes zugesellt worden sei. Einige begnügten sich damit, sie ernst, aber nachsichtig zu betrachten, sich aber dann nicht weiter um sie zu bekümmern. Die Sorge für die eigene Nachkommenschaft machte ihnen mehr als genug zu schaffen.

Anderere entwickelten eine größere Neugier. Sie wollten sich die neue Kollegin von allen Seiten ansehen und gingen daher forschend hinter dem Baumstamm herum. Als sie da nichts von dem neuen Ankömmling sahen, schienen sie eine Täuschung zu wittern und entfernten sich gackernd.

Ein paar der neugierigen Damen zeigten dagegen starke nervöse Gereiztheit und gingen sogar so weit, in eifersüchtiger Erregung nach der neuen Rivalin zu hacken, und hämmerten auf die Scheibe los.

Zulezt von allen stolzierte im Vollgefühl seiner Würde der Pascha des Hühnervölkchens an den einladenden Futternapf heran. Auch er nahm sofort im Spiegel sein Ebenbild wahr und rückte ihm kampflustig zu Leibe. Nach Art der Kampfhähne rannte er erst zickzackmäßig zur Seite. Darüber verlor er sein Spiegelbild aus den Augen und sah sich nun unter wildem Krähen mißtrauisch nach ihm um. Als der eingebildete Feind unsichtbar blieb, begab der streitbare Hahn sich wieder an den Spiegel. Sofort ließ sich auch der fremde Hahn wieder sehen.

Jetzt schoß er in sinnloser Wut auf sein Gegenüber los, das sich natürlich ebenso zum Kampfe rüstete wie er. Das Loshämmern auf den verhassten Gegner geschah diesmal mit größerem Kraftaufwand als von seiten der Hennen, und der Spiegel konnte diesem heftigen Anprall nicht widerstehen. Der erste Schlag auf den Kopf des Feindes zertrümmerte die Scheibe in hundert kleine Scherben.

Ein unglaublich komisches Bild war es, das Gemisch von Erstaunen, Mut und Triumph in Haltung und Erscheinung des Siegers zu beobachten, als er unter dem Prasseln und Knattern des zusammenbrechenden Glases zurückfuhr und sich ganz stutzig nach dem plötzlich verschwundenen Feinde umsah, ihn sogar hinter dem Baume suchte und dann, auf und ab stolzierend, seiner Erregung in einem langen und besonders lauten Krähen Luft machte. C. D.

Merkwürdige Konservierungsmethoden. — Auf der letztjährigen Berliner Kochkunstausstellung erregte die Vorführung einer eigenartigen Konservierungsmethode allgemeines Interesse. Ein großer Aufbau von Speck und Schinken war da zu sehen, dessen einzelne Stücke sich allerdings nicht in ihrer tatsächlichen Gestalt darboten, die vielmehr mit einer etwa handdicken, harten weißen Gipschicht überzogen waren, so daß der schmackhafte Inhalt eigentlich nur den Kern bildete.

So sonderbar diese Gipsverbände erscheinen mögen, so neu und einleuchtend ist ihr Zweck. Keineswegs soll dieser Schinken in Gips etwa ein neuer kulinarischer Genuß sein, denn der Gipsverband soll nicht mitgegessen werden, sondern er dient lediglich dazu, die Räucherwaren für eine längere Aufbewahrung und für überseeische Transporte mit einer Verpackung zu versehen, die sie vollständig von der äußeren Luft abschließt und auch gleichzeitig mechanische Angriffe von Mäusen, Ratten und Fliegen unmöglich macht.

Das Verfahren selbst ist ein äußerst einfaches und dürfte besonders an kleineren Plätzen und auf dem Lande, wo die Aufbewahrung und Frischerhaltung derartiger Waren aus Mangel an geeigneten Vorratsräumen, Kühlhallen u. s. w. oftmals große Schwierigkeiten bereiten, leicht zur Anwendung gelangen können. Außerdem besitzt es den Vorzug großer Billigkeit und schließt, auch bei weniger sorgfältiger Behandlung, die Gefahr einer Gesundheitschädigung durch Vergiftung, die bei chemischen Konservierungsverfahren nicht ganz von der Hand zu weisen ist, vollständig aus.

Die Fleischstücke werden zuerst in dünnes Seidenpapier

dicht verpackt und dieses mit einem leichten, billigen Mull umwickelt. Hierauf werden sie in ein großes Gefäß mit angemachtem dünnen Gipsbrei getaucht, so daß dieser einen Überzug bildet, der dann durch weiteres Auftragen von Gipsbrei bis auf etwa fünf Zentimeter Dicke gebracht wird. Da der Gips schon in wenigen Minuten vollständig erhärtet, geht die Arbeit ziemlich rasch von statten, und ein Mißlingen derselben ist bei einiger Gewandtheit fast vollständig ausgeschlossen. Der Gipsüberzug, der natürlich ringsum vollkommen dicht schließend sein muß, hält Luft und Feuchtigkeit und mit diesen ebenso alle Fäulniserreger und Schimmelpilze sicher ab, tötet jedoch wohl kaum die etwa schon in dem Fleische befindlichen Maden, so daß darauf zu achten ist, daß nur tadellose Stücke auf diese Art behandelt werden. Gleichzeitig verhindert aber auch diese Gipschülle das Verdunsten der in dem Fleische selbst vorhandenen Flüssigkeiten, so daß die auf diese Weise behandelten Waren sich jahrelang saftig und schmackhaft erhalten und die weitesten Transporte in den Tropen, auch Aufbewahrung in Räumen mit wechselnder Temperatur leicht vertragen.

So neu und modern uns diese Konservierungsmethode anmutet, so alt ist sie jedoch in Wirklichkeit. Wie Dr. Loffen in Worms festgestellt hat, kannten die Römer bereits vor achtzehnhundert Jahren ein solches Verfahren, allerdings nicht zur Konservierung ihrer Schinken, sondern zur Aufbewahrung ihres eigenen werthen Körpers. An fast allen in der Wormser Gegend aufgedeckten römischen Gräberfunden läßt sich nachweisen, daß die dortigen Leichen, wie sich aus den Resten ergibt, vor der Beisetzung in eine vollständige Gipschülle eingepackt wurden. Die Leichen zerfielen übrigens trotz ihrer Verpackung schließlich doch, denn der Gips widersteht bekanntlich der Feuchtigkeit nur eine begrenzte, allerdings viele Jahre dauernde Zeit; bei fortwährender Einwirkung von Nässe wird er endlich weich und zerfällt. Für unsere Betrachtung ist das jedoch nebensächlich, da sich ein Gipschinken ja doch nicht so lange zu halten braucht wie ein toter Römer. —

Auch für Eier hat man eine neue, allerdings noch sonderbarere Konservierungsmethode entdeckt.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß ein großer Teil der Krankheits- und Fäulniserreger in rotem Lichte an der Weiterentwicklung gehemmt wird, so daß die Bestrahlung mit solchem schon allein eine gewisse Konservierung bewirkt. Diesen Umstand benutzte nun ein Erfinder, um auf ihn ein Verfahren zur Erhaltung von frischen Eiern zu gründen, die bekanntlich nur schwer vor Fäulnis zu schützen sind, wenn nicht besondere Mittel, von denen alle bekannten aber die Güte der Eier mehr oder minder beeinträchtigen, angewandt werden. Seither glaubte man Eier am längsten frisch erhalten zu können, wenn man sie, abgesehen von chemischen Verfahren, in absolut trockener und reiner Luft in einem möglichst hellen Raume aufbewahrte. Ein Däne namens Jessen gibt nun aber eine neue Methode an, nach der sie in einem kühlen, aber feuchten Raume mit rotem Licht unterzubringen sind, in dem sie sich mindestens neun Monate unverändert erhalten sollen.

Die Idee ist zwar originell, aber gar nicht so einfach ausführbar, wie es im ersten Augenblick scheinen könnte.

Es ist ja kein großes Kunststück, ein einzelnes oder nur wenige Eier in einem allseitig von rotem Lichte erfüllten Raume derartig aufzubewahren, daß sie auch wirklich an jeder Stelle von den pilztötenden Strahlen getroffen werden.

Außerst schwierig jedoch ist es, eine große Anzahl dieser zerbrechlichen Dinger unter den gleichen Umständen zu lagern, da an den Stellen, an denen durch gegenseitige Beschattung das Licht nicht hinfallen kann, ebenso an den Aufstellstellen, sich trotzdem Fäulnisherde bilden können, die auch bei rosigster Beleuchtung das Ei nicht weniger faul werden lassen wie ohne diese. Der Erfinder verfällt deshalb auf das Auskunftsmittel, die Eier in dem rotbelegten Raume, der ein großer Behälter mit roten Glasfenstern sein kann, fortwährend zu bewegen, sie fortwährend hin und her zu rollen. Es könnte dies etwa dadurch geschehen, daß man sie auf ein langsam sich fort-

bewegendes endloses Band oder auf eine sich langsam drehende rauhe Scheibe legt, auf der sie sich infolge der Bewegung immerwährend wälzen, so daß alle Stellen nacheinander der roten Bestrahlung ausgesetzt werden.

Ob diese Idee schon praktisch erprobt ist, ist mir allerdings nicht bekannt, ganz ohne Schwierigkeit wird sie sich jedenfalls nicht ausführen lassen, und dann wird sie auch nicht ganz billig sein, da eine, wenn auch geringe, so doch immerhin dauernde Betriebskraft notwendig ist, zu der noch die Kosten für die Beleuchtung bei Nacht kommen. In Frage dürfte auch kommen, ob bei einer längeren derartigen Aufbewahrung sich die Schalen der Eier nicht so abnutzen, daß sie bei der geringsten Berührung zusammenbrechen. Zur Konservierung während längerer Transporte auf Eisenbahnen oder Schiffen ist das Verfahren selbstverständlich unbrauchbar, da es bei diesen hauptsächlich darauf ankommt, die Eier möglichst fest zu packen, um sie vor dem Zerbrechen in Folge der Bewegung des Transportmittels zu schützen.

Ebenso ist es fraglich, ob während einer unter Umständen mehrmonatlichen Bewegung, wie sie bei dieser Aufbewahrung in Aussicht zu nehmen ist, sich Dotter und Eiweiß nicht vermengen, da es ja bekannt ist, daß dies bei älteren Eiern schon leicht durch Schütteln eintritt.

Jedenfalls aber ist dem ganzen Verfahren eine gewisse Eigenart nicht abzusprechen. G. Dieterich.

König Wilhelm I. und der Schauspieler. — Folgendes heitere Geschichtchen trug sich anläßlich eines Besuches des damaligen Königs Wilhelm I. von Preußen in Wiesbaden zu. Der alte Feldmarschall Wrangel hatte zu dem Schauspieler F. Heyl große Zuneigung gefaßt; insolgedessen bewarb er sich bei Gelegenheit um eine Auszeichnung für seinen Günstling bei seinem Herrn. König Wilhelm willfahrte der Bitte des greisen Feldmarschalls, und Heyl erhielt am Tage der Ankunft des Monarchen den Kronenorden. Aber er hatte kaum Zeit, das Bändchen am Knopfloch zu befestigen, als er auch schon in die Hofloge befohlen wurde.

Der König unterhielt sich in seiner bekannten leutseligen Weise eine Zeitlang mit ihm und sagte schließlich: „Wie war doch gleich Ihr Name?“

Der Künstler verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach: „Heyl, Eure Majestät.“

„Sehr schön,“ sagte der König lächelnd, „ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gefinnungen, aber — Ihr Name?“

„Heyl, Eure Majestät.“

„Danke — danke,“ erwiderte der König noch einmal, ohne die geringste Ungebuld zu verraten, „indes — Ihr Name?“

„Heyl, Heyl — Eure Majestät!“ stammelte verlegen der Schauspieler.

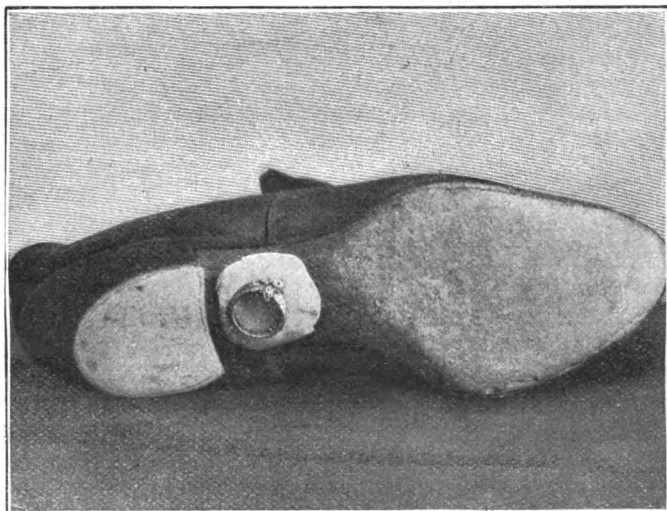
„Es ist der Hoffchauspieler Heyl, Majestät,“ wisperte in diesem Augenblick der dienstituende Kammerherr dem Könige zu.

Dieser lachte herzlich, gab dem Schauspieler die Hand, und die Vorstellung wurde fortgesetzt. S. 2.

Die Probleme der Kleptomanie. — Inwieweit die Kleptomanie, das heißt die Stehlsucht solcher, die beim Stehlen einer krankhaften Neigung folgen, in das Gebiet der Geisteskrankheiten oder in das der Verbrechen gehört, diese Frage wird wohl noch lange ein Streitobjekt der Wissenschaft bleiben. Schon der Name „Kleptomanie“, vom griechischen klepto = ich stehle und mania = der Wahnsinn, weist auf beide Gebiete hin. Es ist kein Zweifel, daß die verbrecherische Neigung zum Stehlen auch reiche Leute befallen und daß die unentdeckt bleibende Befriedigung dieser verbrecherischen Neigung den betreffenden Personen wie ein Laster zur Gewohnheit werden kann.

Solche Menschen, die nicht die Not zum Diebstahl treibt, sondern die Befriedigung eines Gelüsts, sind jedenfalls keineswegs alle als Opfer der Kleptomanie zu betrachten. Der wirkliche Kleptomane wird immer geistig abnorm sein, und der Krankheitszustand wird noch andere Merkmale aufweisen als die Sucht, sich Gegenstände, die anderen gehören, heimlich anzueignen.

Es sind in neuerer Zeit von Irrenärzten verschiedene Fälle von Kleptomanie beschrieben worden, denen allen gemeinsam ist, daß die Betreffenden auf eine ganz bestimmte Art von Gegenständen den Stehltrieb richteten. Der Pariser Irrenarzt Legrand de Saulle bekam zum Beispiel eine Kleptomanin in Behandlung, die nach und nach über dreihundert Herrenkrawatten gestohlen hatte. Ihre Stehlsucht



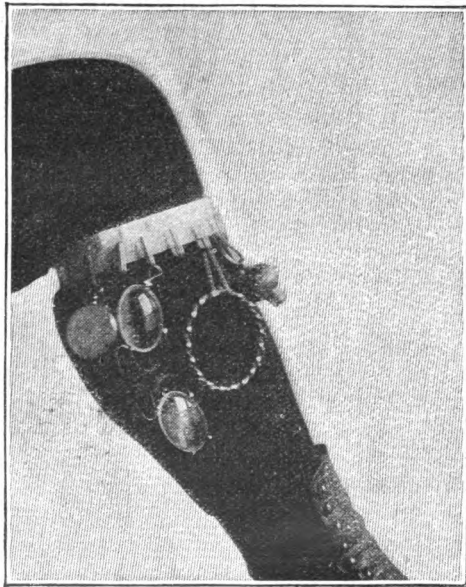
Schuh mit Wachs zum Stehlen von Ringen.

stand in Zusammenhang mit anderen krankhaften Erscheinungen.

Es ist erstaunlich, wie raffiniert diese „Spezialisten“ oft vorgehen, um ihr Gelüst zu befriedigen, ohne „ertwischt“ zu werden. Eine Dame, die es auf Diamantringe abgesehen hatte, pflegte an ihren Schuhen zwischen Absatz und Sohle ein Stück Wachs zu befestigen; erregte nun beim Besuch eines Juwelierladens der Anblick eines solchen Ringes ihre Begierde, so wußte sie es unauffällig zu veranstalten, daß

er zu Boden fiel, worauf sie mit dem Fuß auf ihn trat, so daß er sich in das Wachs eindrückte (vergl. die Abbildung).

Fast auf jedem Gebiete des Kunst- und Raritäten sammelns gibt es Kleptomanen dieses besonderen Fachs; es gibt Kleptomanen, die nur seltene Bücher, wertvolle Stahl-



Strumpfband mit Haken zum Anhängen gestohlener Gegenstände.

stücke, kostbare Bronzen stehlen. Manche häufen in ihren Kisten und Kästen Hunderte von Geldbörsen auf, ohne den Inhalt zu beachten oder gar auszugeben. Aber nicht alle Kleptomanen sind Spezialisten in diesem engeren Sinn. Manche stehlen wie diebische Elstern alles, was glänzt. Auch bei ihnen tritt oft ein erstaunliches Raffinement ins Spiel.

Unsere zweite Abbildung zeigt die Erfindung einer solchen

Kleptomanin. Sie versah ein Strumpfband mit Haken. Durch eine Öffnung in ihrem Kleid verstand sie sehr geschickt, die in den Läden gestohlenen Gegenstände, Taschenuhren, Armbänder u. s. w., an die Haken aufzuhängen, um sie so nach Hause zu tragen. Es dauerte Jahre, bis man ihrem diebischen Treiben auf die Spur kam.

Dieses Raffinement beim Ausführen geheimer Absichten ist auch bei anderen geistigen Krankheitsformen keine Seltenheit. Es gibt deren viele, welche den eigentlichen Intellekt kaum trüben, dagegen bestimmte Kräfte der Phantasie, wie die Erfindungsgabe, steigern. Stets aber steht die Kleptomanie im Zusammenhang mit einer Schwäche des sittlichen Bewußtseins und der sittlichen Willenskraft. z. S.

Fürstliche Gehälter. — Das höchste Gehalt in England bezieht der Erzbischof von Canterbury mit 300,000 Mark jährlich, der Bischof von London und der Erzbischof von York erhalten nur je 200,000 Mark und der Lordkanzler gar nur 80,000, aber da er als Richter noch ein kleines Nebeneinkommen von 120,000 Mark bezieht, so kommt er wenigstens auch auf die Stufe der Bischöfe. Als reichstes Land der Erde bezahlt England seine obersten Diener aber doch schlechter als das Land, das gemeinhin als vor dem Bankerott stehend bezeichnet wird: die Türkei. Der türkische Großwesir bezieht jährlich 265,600 Mark Gehalt, das des Marineministers übersteigt das seine noch um ein beträchtliches, denn er bekommt 336,000 Mark und hat außerdem noch allerlei Nebeneinkünfte. Auch die übrigen Minister erhalten recht ansehnliche Gehälter: der Finanzminister 156,000 und der des Auswärtigen 176,000 Mark.

Wurden diese fürstlichen Gehälter bis vor kurzem von Privatpersonen als unerreichbar bezeichnet, so hat sich dies inzwischen geändert. So bezieht ein Jahresgehalt von einer Million Mark ein Herr namens Clinton Davis als leitender Direktor der größten Privatbank der Welt, J. S. Morgan & Co. 600,000 Mark jährlich erhalten die Präsidenten von zwei großen Versicherungsgesellschaften in England, während der einer dritten 400,000 Mark bezieht. Die Standard

Petroleum Company bezahlt ihrem Vizepräsidenten Mc Donald ein Jahresgehalt von 800,000 Mark und trägt außerdem sämtliche Kosten, wenn er die Konkurrenzpetroleumquellen in Rußland oder Birma besucht. Der Chemiker Donner, ein Deutscher, erhält vom Zuckertrust in England ein Gehalt von 200,000 Mark jährlich, muß aber für diese Summe schwer arbeiten, denn aus allen Gegenden der Erde gehen ihm fortwährend Zuckerproben zu, über die er sein wissenschaftliches Gutachten abgeben muß. 60,000 Mark bezahlt eine englische Teehandlung ihrem Teeschmecker und -mischer, außerdem trägt die Firma alljährlich die Kosten für einen dreimonatlichen Ferienurlaub, den der Teeschmecker auch redlich verdient hat, denn sein Geschäft ist eines der gesundheitschädlichsten, die es gibt.

Aber daß sogar ein Postbote ein geradezu fürstliches Gehalt von 75,000 Mark bezieht, diese Nachricht wird ebenso großem Interesse begegnen, als sich seine deutschen Berufsgenossen eines gewissen Neidgefühls dabei wohl kaum erwehren können. Dieser Postbote hat die Post zwischen Eagle und Valdey in Alaska zu besorgen. Diese Strecke von etwa 900 Kilometer hat er zweimal monatlich mit einer Last von zirka drei Zentnern Briefen und anderen Postsachen zu befahren. Dabei muß er allerdings für seine Schlittenhunde und deren Futter selbst sorgen.

Auch ein gewöhnlicher Arbeiter erhält den fürstlichen Lohn von 84,000 Mark jährlich. Dieser Glückliche heißt Day und wird von dem sogenannten Stahltrust in Pittsburg als Walzer beschäftigt. Er soll der beste Stahlschienenwalzer der Welt sein und wird daher auch entsprechend bezahlt.

W. Stelljes.

Ein Bauerngericht. — Der bayrische Regierungsrat Freiherr v. P. war in den Sechzigerjahren Bezirksamtmann in einer Stadt Niederbayerns und führte über die dortigen selbstherrischen Gäubauern ein strammes Landrichterregiment. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, und der gestrenge Herr war bald seines Lebens nicht mehr sicher. Die Bauern taten ihm jeden nur möglichen Schabernack an.

Unter anderen Abenteuern, die er bestehen mußte, war wohl eines der schwersten der „Sprung über die Stecken“. Vor einem Dorfe packte eines Nachts ein Rudel Bauern auf sein Fuhrwerk auf. Als er herangekommen war, fielen sie den Pferden in die Zügel und befahlen dem Bezirksamtmann, auszustiegen. Bei dem Ungestüm der weit überlegenen Macht und bei der Kenntnis des Charakters dieser Bauern stieg der Amtmann aus dem Wagen.

„Was wollt ihr denn von mir? Ich kenne euch und rate euch, mich in Ruhe zu lassen!“

Die Bauern, die im Gesicht geschwärzt waren, lachten in die finstere Nacht und in das noch finstere Gesicht des Amtmanns und riefen ihm zu: „Du kennst uns nicht! Mach keine Umstände! Du bist vom Fengericht verurteilt, über den Stock zu springen; also spring!“

Die Prozedur ist in der Gegend nicht neu. Die Bauern stellten sich in einer Reihe in meterlangen Entfernungen auf und hielten ihre sechs Fuß langen Stecken in einer Höhe von einem bis anderthalb Fuß über dem Boden.

„Spring, Amtmann!“ ertönte der Ruf der unerbittlichen Urteilstvollstrecker, und — was wollte er machen? Er sprang über die fünfzehn Stecken. Schnaufend und pustend bestieg er dann unter dem höllischen Gelächter der Bauern den Wagen und fuhr davon, froh darüber, daß er die Sprünge so gut fertig gebracht. Im anderen Fall hätten ihm die Bauern das Fell voll gehauen. Am meisten ärgerte ihn, daß alle Nachforschungen nach den Tätern vergeblich waren. C. L.

Aberglaube bei den Tieren. — Auch bei den Tieren kann man gewisse Züge beobachten, die in ihrer Unerklärlichkeit stark an Aberglaube erinnern. So unter vielen anderen Eigentümlichkeiten heben wir die merkwürdige Antipathie der Wölfe hervor, unter Telegraphendrähten hindurchzugehen. Sobald sie bei ihren räuberischen Kreuz- und Quersügen auf eine Telegraphenleitung stoßen, werden sie stutzig, zeigen eine große Unruhe und kehren um, selbst wenn ihnen jenseits der gefürchteten Barriere die gesuchte Speise verlockend hingelegt worden ist.

Ein merkwürdiges Verhalten kann man auch bei Fliegen beobachten. Um sie von einem Zimmer oder einer Küche fernzuhalten, hat man nicht nötig, ein sogenanntes „Fliegenfenster“ mit einem ganz feinmaschigen Drahtnetz vor die Fensteröffnung zu setzen; man braucht nur ein gewöhnliches Netz von Bindfaden, Draht oder starkem Garn vor die Fensteröffnung zu spannen. Wären auch die Maschen so weit, daß sie zehn Fliegen auf einmal den Durchgang gestatteten, so wird es doch keiner einzigen Fliege einfallen, den bequemen Weg zu benutzen. Sie halten sich vorsichtig draußen und summen vor dem geöffneten Fenster in Scharen umher. Das Netz scheinen sie für eine Falle zu halten, in die zu gehen sie sich wohl hüten. Jedoch ist der Zauber sofort gebrochen, wenn von der gegenüberliegenden Seite des Raumes durch eine Tür oder ein Fenster das Sonnenlicht hineinflutet. Das enthüllt ihnen die gemiedene Schranke als ungefährlich, und sie scheuen sich nicht länger, sie zu passieren.

Von den Ameisen ist es bekannt, daß sie einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen haben, einen Kreidestrich zu überschreiten, den man quer über ihren Weg zieht. Die Gelehrten haben in Ermanglung irgend einer anderen Erklärung versucht, dieses merkwürdige Verhalten der klugen Tiere so zu deuten, als möge ihnen die chemische Zusammensetzung der Kreide ein körperliches Unbehagen verursachen. Indes ist diese Annahme wohl schwer zu beweisen. Man kann die Erscheinung gewiß mit nicht geringerem Rechte als eine Art Aberglauben auffassen, welchen Eindruck sie unbedingt auf den Zuschauer macht. C. D.

Allerhand Tapeten. — Die bekannte Sängerin Christina Nilsson hatte ihr Schlafzimmer in Madrid mit Notenblättern tapezieren lassen, auf denen sich ihre erfolgreichsten Opernpartien befanden. Sehenswert war auch ihr Esszimmer, dessen Wände mit Hotelrechnungen bedeckt waren, die sie im Laufe ihrer Reisen durch alle Länder der Welt bekommen und bezahlt hat. Der Opernsänger Mario dagegen ließ seine Wohnung von der Decke bis zum Boden mit

Zeitungsausschnitten bekleben, die alle seine schauspielerischen und gefanglichen Fähigkeiten priesen.

Eine merkwürdige Tapete besitzt auch ein asiatischer Potentat, der König von Kambodscha. Er ist entschieden ein edelmütiger Schützer der Photographie, denn er hat seine 8000 Haremsfrauen photographieren lassen und ihre Bilder nicht in Albums gestellt, sondern damit, um sie stets vor Augen zu haben, die Wände seines Zimmers im Palast tapezieren lassen.

Der Tendorkin-Klub in New York hat zwei Räume mit sehr originellen Tapeten. Das eine Zimmer ist nämlich mit Theaterbillets, die nicht abgenommen wurden, tapeziert und hat überdies ein rundherum laufendes Gefirn aus Champagnerpfropfen; zum Tapezieren des anderen wurden über 6000 Spielarten verwendet.

Eine reiche Erbin in Chicago hat ihr Boudoir mit Liebesbriefen bekleben lassen, und eine andere Amerikanerin, Tochter eines Millionärs, hat zu demselben Zweck die vielen schriftlichen Heiratsanträge gebraucht, die ihr gemacht wurden.

Ein exzentrischer Londoner verschwendet viel Zeit und Geld, um eine Sammlung von Pfandscheinen zum Tapezieren seiner Zimmer zusammenzubringen; er verwendet Pfandscheine aus aller Herren Ländern. D. v. B.

Der Garten des Kalifen. — Für den Kalifen Hafam von Cordova (796—822) sollte ein Pavillon vor der Stadt gebaut werden. Die Wahl fiel hinsichtlich des Platzes auf den schönen Garten einer armen alten Witwe, und als sie sich weigerte, denselben zu verkaufen, wurde er ihr mit Gewalt genommen. In ihrer Not wandte sie sich an den Radi Bchir, der schon vielen durch seinen klugen Rat geholfen hatte und auch ihr auf das bereitwilligste seinen Beistand versprach.

Als der Kalif eines Tages mit seinem Gefolge in dem neu erbauten Pavillon weilte, sah er Bchir mit einem leeren Sack über der Schulter und mit Hacke und Spaten in der Hand auf einem Esel in den Garten reiten. Be-

lustigt über den Aufzug ging er ihm entgegen und fragte ihn nach seinem Anliegen.

„Ich bitte um Erlaubniß,“ versetzte der Rabi, „den Sack mit Erde aus diesem Garten füllen zu dürfen.“

Hakam nickte, und Bechir machte sich an die Arbeit. Als sie beendigt war, bat er den Kalifen, ihm den Sack auf den Esel laden zu helfen. Hakam war an diesem Tage so guter Laune, daß er auch darauf einging und ohne Bedenken zugriff.

Allein er hatte den Sack kaum ein wenig gehoben, als er ihn wieder fallen ließ und lachend ausrief: „Wahrhaftig, es geht nicht; er ist mir doch zu schwer!“

„Beherrscher der Gläubigen,“ ergriff nun Bechir das Wort, „der Sack, der nur ein winziges Teilchen des Gartens enthält, ist dir zu schwer, wie willst du dereinst, wenn du vor den obersten Richter trittst, den ganzen Garten tragen?“

Der Kalif hatte schweigend zugehört und war sehr ernst geworden; doch weit entfernt, dem kühnen Bechir zu zürnen, umarmte er ihn und dankte ihm auf das herzlichste für seine Mahnung. Der Witwe aber gab er nicht nur ihren Garten zurück, sondern schenkte ihr auch den Pavillon mit allen darin befindlichen Kostbarkeiten. J. D.

Ein Wink mit dem Spazierstock. — In Südspanien hat man eine nicht mißzuverstehende Art, lästige Freier abzuwinken. Ein Jüngling, der dort auf die Brautsuche geht, pflegt nach Landessitte an drei aufeinanderfolgenden Tagen zur selben Stunde den Eltern seiner Erwählten einen Besuch abzustatten. Beim dritten Male läßt er „aus Versehen“ seinen Spazierstock im Hause des Mädchens stehen. Kommt er am nächsten Tage zur nämlichen Zeit wieder, wird ins Haus eingelassen und erhält auf seine heuchlerische Erkundigung mit einer höflichen Phrase seinen Spazierstock zurück, so bedeutet das, seine Bewerbung um die Señorita sei von ihr und ihren Eltern gern gesehen.

Ist das aber nicht der Fall, so erspart man ihm die Mühe, seine Besuche zu wiederholen und nach dem zurück=

gelassenen Spazierstock zu fragen — man wirft, kurz bevor er kommt, den Stock einfach auf die Straße, und der Freier hat nur nötig, bei seinem Eintreffen vor der Thür der Umworbenen Umschau zu halten, um zu wissen, woran er ist. Entdeckt er auf der Straße seinen Stock, so hat er einen Korb in bester Form weg; ist der Stock nicht draußen, so mag er mit Zuversicht auf Erfüllung seiner Wünsche rechnen. C. D.

Ein wunderliches Strafurtheil des Corvey'schen Hofgerichts von 1748 nebst landesherrlicher Bestätigung ist erhalten geblieben. Es lautet: „Dieweil der zum Trunk und Streit geneigte, auch schon wegen gefährlichen Schlägereien ermahnte und bestrafte, folglich zum Postillion unfähige Kaspar Plöger überwiesen worden, daß er die namens des gnädigsten Landesherrn auf dem Posten stehende Schildwacht zu peitschen und zu schießen gedroht, die ganze Garnison gescholten und gröblich beleidigt, und zuletzt den Gefreiten bei Rückbringung der Torschlüssel zur Erde geworfen, an den Haaren geschleift, die Torschlüssel zerstreut, wodurch der Montierungshut sogar verloren gegangen, ist derselbe wegen dieser vielen Exzessen billig zu bestrafen, daß er öffentlich vor des Kommandanten Haus in Huzar knieend seine begangenen groben Fehler, nach dem ihm vorzulegenden Formular, bekenne, sämtlichen Beleidigten abbitte, und an Eidesstatt gelobe, dergleichen Tätlichkeiten ferner nicht mehr zu begehen. Darauf sollen diesem Kaspar Plöger durch einen Korporal zwischen den Piken vor der Parade fünfzig Prügel gegeben, dann dieser Kaspar Plöger in der fürstlich-corvey'schen Portwache vierzehn Tage bei Wasser und Brot, täglich sechs Stunden krumm geschlossen, aufbewahrt werden, dann nach abermaligem Versprechen, sich forthin ruhig aufzuführen und vom Saufen, von Schelten und Schlägereien abzusetzen, des Arrestes entlassen werden. Corvey, den 20. Februar 1748.“

Der Landesherr, Fürstabt Kaspar, hat unter dieses Urtheil eigenhändig folgende landesväterliche Erklärung geschrieben: „Mit der Hinzufügung, daß erst zwanzig Prügel

gegeben, dann der Delinquent befragt werden soll, wie sie schmecken, und ob er noch Gefallen daran hätte, ferner die Schildwacht und die Garnison zu schelten: da bei dessen hierüber bezeugter besonderen Reue und Bitten die fünfzig auf vierzig Prügel gemindert werden können; der verlorene Montierungshut aber mit einem Taler bezahlt werden soll.“

G. I.

Sehr richtig. — Der bekannte englische Rechtsgelehrte Lambert hatte eine kleine Nichte, die er sehr liebte, und auf die er auch sehr stolz war, weil ihm das Kind häufig Beweise großer Intelligenz gegeben. Eines Tages saß er in seinem Arbeitszimmer, als die Kleine hereintrat und mit ernster Miene zu ihm sagte: „Lieber Onkel, ich möchte dir einmal eine juristische Frage vorlegen.“

„Bitte, mein Herzchen,“ versetzte der Onkel, dem der Ernst des Kindes großen Spaß machte. „Um was handelt es sich denn?“

„Lieber Onkel,“ sagte das kleine Mädchen, „wenn man einen Truthahn hat und der Truthahn auf den Hof eines anderen Mannes geht und dort ein Ei legt, wem gehört das Ei?“

Der große Rechtsgelehrte lächelte nachsichtig und versetzte: „Das Ei würde dem Manne gehören, dem der Truthahn gehört. Doch er könnte von der Polizei bestraft werden, weil sein Truthahn widerrechtlich einen fremden Hof betreten hat.“

Das Kind schien über die Erklärung lange nachzudenken, dann sagte es plötzlich mit demselben Ernst, den es schon vorher gezeigt: „Onkelchen, das stimmt nicht!“

„Wieso stimmt es nicht?“ fragte der Rechtsgelehrte lächelnd.

„Nein, es stimmt ganz gewiß nicht,“ wiederholte die Kleine, „denn ein Truthahn kann ja gar keine Eier legen.“

E-n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perleß in Wien.

Billige Seiden-Preise

lohnen den direkten Bezug von Seidenstoffen jeder Art. Wunder-
volle Neuheiten. Foulards von 95 Pf. an per Meter. Ver-
sandt porto- und zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe
des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

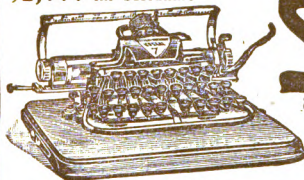
Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



92,000 im Gebrauch!



S Blickensderfer
Schreibmaschine

Vollkommenstes, vielfach patentiertes und
preisgekröntes System; vielseitigste Vor-
züge und Neuerungen; größte Einfachheit
und Dauerhaftigkeit. — Katalog franko.
Preis Mk. 175. u. Mk. 225.

Filiale: Berlin
Leipzigerstr. 29, (Ecke Friedrichstr.)

Groyen & Richtmann, Köln.

Maschinenfabrik Esslingen
Elektrotechnische Abteilung Cannstatt
baut und liefert
komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraft-
übertragungsanlagen, elektrisch angetriebene
Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.



Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Seit über 15 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

**Verdauungsstörungen, sommerlichen Diarrhoen,
Brechdurchfall, Anaemie, Rhachitis, Skrophulose.**

Einfache zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

↔ Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. ↔



Hygiama.

Ein wohlchmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdauungsstörungen.

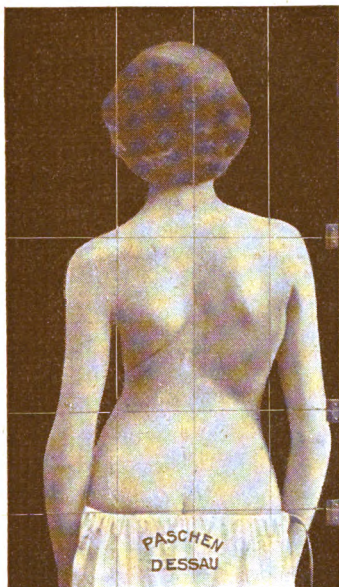
↔ Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter. ↔

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

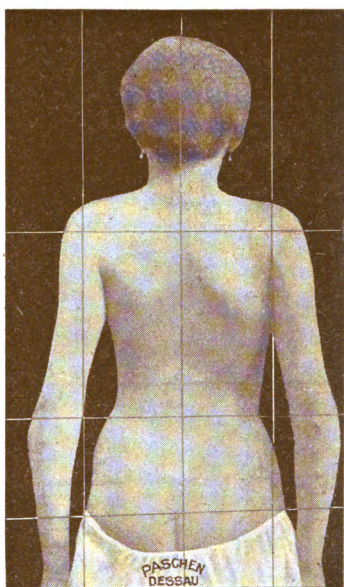
Die glücklichen Kuren

in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses Muster-Instituts längst in der wirksamsten Weise verbreitet. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche zc.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationsjaal mit teuflisch blühenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligem Dingen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operationen, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbrett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder



Bei der Aufnahme.



Nach 10 Wochen Behandlung in der Anstalt.

Kurerfolg an einem an Rückgratverkrümmung leidenden Mädchen.

Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten zc. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird sich und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhüllen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren zc. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Sienchenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 872 J